This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Die

deutsch-russischen

Ostseeprovinzen

oder

Natur- und Volksleben

in

Kur-, Liv- und Esthland,

von

J. G. Kohl,

correspondirendem Mitgliede der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst.

„Du weiter Ost, wo allgemach
„Des deutschen Volkes Well' erstirbt."

Erster Theil.

Nebst einer Karte der Ostseeprovinzen und vier Kupfertafeln.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.

1841.

BODLEIAN
P
17 JAN 1964
LIBRARY

Vorwort.

„De mille soucis mon esprit s'embarasse,
„Pour pouvoir mettre un ordre et dedans et dehors."

Die Colonieen, welche die Deutschen im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte an den östlichen Küsten des baltischen Meeres stifteten, und die Gebiete, welche sie hier in den Ländern der Letten und Esthen erwarben, waren ehedem, bevor sie dem russischen Scepter anheimfielen, besser in unserem Vaterlande bekannt als jetzt. Sie erkannten einst die Oberhoheit des deutschen Kaisers an, und die livländischen Städte standen in engem Bruderbunde mit der deutschen Hansa. Sogar noch im vorigen Jahrhunderte war der Verkehr zwischen ihnen und Deutschland weit lebhafter; Deutsche aus dem Mutterlande flogen hier aus und ein, und sogar die Messen und Binnenmärkte des Landes*) wurden von deutschen Kaufleuten wie andere deutsche Marktplätze besucht.

Durch die russische Besitzergreifung sind jetzt diese Provinzen uns ferner gestellt als je zuvor. Die

*) z. B. die nicht unbedeutende Mitauische Messe.

deutschen Kaufleute, welche die Seehäfen besuchen, dringen nicht in das Innere des Landes, und die Kenntnisse derjenigen Eingeborenen, welche wir alljährlich aus jenen Provinzen in ziemlich großer Anzahl hervortauchen sehen, um sich auf unseren Bildungsanstalten zu belehren oder um sich an der schöneren Natur unseres Vaterlandes zu erfreuen, gelangen nicht zu öffentlicher Kunde. Es giebt daher nur Wenige bei uns, die eine deutliche Vorstellung von dem Leben und Treiben in jenen in so vielfacher Hinsicht, durch ihre bunte Bevölkerung, durch ihre eigenthümliche Natur, durch ihre interessante Vergangenheit und durch ihre bedeutungsvolle Zukunft merkwürdigen Gegenden haben *).

*) Weil man die bezeichneten Provinzen „deutsche Provinzen" nennt, so meint Mancher, daß in ihnen Alles so deutsch sei wie bei uns, und weiß nichts von der lettischen und esthnischen Grundbevölkerung. Andere glauben, weil man in neuerer Zeit viel von der Russificirung dieser Landschaften gesprochen hat, daß dort schon Alles russisch spreche und denke. Die Fragen, welche in Deutschland selbst die Gebildeten über jene deutschen Colonieländer thun, zeugen in der Regel von einer nicht sehr genauen Bekanntschaft mit den Zuständen derselben. Wie außerordentlich Viele es aber bei uns geben mag, denen sogar Alles, was man darüber vorbringen könnte, neu sein möchte, erfuhr ich einst auf einem Spaziergange in einer sehr volkreichen und hoher Bildung sich rühmenden Stadt Deutschlands. Ich folgte zweien Damen, die allem Anscheine nach, wenn auch nicht dem Stande der Weisen und Gelehrten, doch keiner ungebildeten Klasse der Gesellschaft angehörten. Als wir, so hinter einander hergehend, bei einem Bretterhause vorüber kamen, das man auf einem öffentlichen Platze baute, fragte die Eine die Andere: „Nicht wahr, hier sollen Samojeden gezeigt werden?" — „Ja, ich glaube," erwiderte die Andere, „ich habe gehört, daß auch ein paar Finnen oder Kur- und Esthländer dabei sein sollen."

Wir haben es in den folgenden Aufsätzen versucht, unseren deutschen Landsleuten eine solche deutliche Vorstellung zu geben. Wir durchstreiften Kur-, Liv- und Esthland in verschiedenen Richtungen, hielten uns an mehren Orten längere Zeit auf und reden daher mit wenigen Ausnahmen fast überall als Augenzeuge. Die einzigen von uns geschilderten Orte, die wir nicht selbst besuchten, sind Rewal, Pernau, Windau und die Insel Runoe. Bei der Schilderung Rewals legten wir vornehmlich einen allerliebst geschriebenen Aufsatz aus einem in Darpat herauskommenden Journale zum Grunde. Die meisten Nachrichten über die Insel Runoe verdanken wir einem esthländischen Freunde, der jenes Eiland mehre Male besuchte.

Ueber Pernau und Windau brachten wir Das vor, was Jedermann in diesem Lande über diese Städte weiß.

Auch die Nachrichten über das Deutschthum in Finnland verdanken wir zum Theil einem finnländischen Bekannten.

Bei der Bearbeitung der Artikel: „lettische und esthnische Poesie" unterstützten uns ebenfalls mehre baltische Freunde durch Mittheilung von Volksgedichten aus inländischen Blättern oder eigenen Sammlungen.

Ein Freund aus Riga eröffnete uns seine Sammlungen kur- und livländischer Alterthümer mit aufopfernder Güte zu willkürlicher Benutzung.

Auch haben uns mehre andere gütig gesinnte Männer durch liberale Mittheilungen ihrer Büchersammlungen

vielfach zum wärmsten Danke, den sie hiermit freundlich entgegennehmen mögen, verpflichtet.

Daß nun nichtsdestoweniger trotz unserer im Ganzen nicht ungünstigen Stellung Das, was wir dem Publicum in den folgenden Skizzen bieten, im Vergleich mit der Reichhaltigkeit und dem Umfange des Stoffes so dürftig sich darstellt, wenn es auch allerdings manches für den deutschen Leser Neues enthalten möchte, davon sind eben die außerordentlichen Schwierigkeiten Ursachen, die es überhaupt hat, sich die Benutzung aller der Quellen zu verschaffen, welche für die Kenntnisse eines Landes fließen.

Der Bücher, Journale, gedruckten und nicht gedruckten Aufsätze, in welchen interessante und nützliche Bemerkungen über die Ostseeprovinzen niedergelegt wurden, sind jetzt schon so viele, daß es eine Riesenarbeit wäre, aus dieser Masse alle genießbaren Körner herauszusuchen und die Quintessenz daraus an's Tageslicht zu ziehen. Mit Bedauern gestehen wir, daß uns viele nützliche Schriften entgingen oder unzugänglich waren.

Einem einzelnen Beobachter steht nur immer ein Paar Augen zu Gebote. Mit Schrecken gedenken wir der vielen tausend Augen, welche ebenfalls jene Provinzen sahen und sie auf ihre Weise sahen, und von denen wir leider nur die wenigsten in Contribution zu setzen vermochten.

Nicht ohne besonderen Schmerz können wir an die Tausende von lettischen und esthnischen Liedern denken,

welche in den Privatsammlungen einiger Prediger des Landes versteckt sind, und nicht ohne Schamgefühl die wenigen Gedichtchen betrachten, in deren Besitz wir kamen und die unseren Bemerkungen über die Dichtkunst jener Völker zum Grunde liegen.

Ueber den deutschen Dialekt der Ostseeprovinzen existiren mehre nicht eben sehr bekannt gewordene Aufsätze, die wir uns leider ebenfalls nicht verschaffen konnten. Unsere Bemerkungen über diesen Gegenstand beruhen daher lediglich nur auf unseren eigenen Sammlungen und auf denen eines Freundes, der uns die seinige zur Completirung der unsrigen gütig mittheilte.

Die Sitten der Esthen und Letten sind natürlich in den verschiedenen Gebieten, die sie bewohnen, sehr verschieden, und es war daher außerordentlich schwer, ein allgemeines, überschauliches Bild davon zu geben, um so mehr, da uns nicht alle Details bekannt wurden.

Besonders groß werden unsere Besorgnisse, wenn wir an die Leser denken, welche unsere Skizzen in denjenigen Ländern, die wir zu beschreiben versuchten, finden könnten. Der Inländer blickt die Dinge mit ganz anderen Augen an als der reisende Fremdling. Das Detail seiner Nachbarschaft kennt er besser, das Ganze aber überschaut er oft weniger gut als dieser. Viele Eigenthümlichkeiten fallen ihm gar nicht auf, weil er sie alltäglich als etwas ganz Gewöhnliches sieht, und so bleibt ihm oft das Außergewöhnlichste uninteressant, während der Reisende mit seinem

durch anderweitige frische Anschauungen geschärften Beobachtungsvermögen die Contraste und originellen Färbungen leichter entdeckt. Dazu gehört der Inländer immer irgend einer Partei an und fühlt sich daher selbst durch die unparteiischesten Urtheile des Fremden oft verletzt.

Wir bitten unsere Bekannten und Freunde an der Ostsee, alle diese in dem Vorigen berührten und noch manche andere nicht von uns erwähnte Schwierigkeiten bei der Lectüre unserer Mittheilungen vor Augen zu haben. Sie werden uns dann vielleicht zugestehen, daß wir uns wenigstens redlich bemühten, überall eine möglichst richtige Ansicht der Dinge zu gewinnen und ein möglichst gerades und zugleich doch nach allen Seiten hin rücksichtsvolles Urtheil zu fällen.

Zugleich möchten wir wünschen, daß sie unsere Bitte um Zusendung von etwaigen Berichtigungen erhörten und daß es ihnen möglich wäre, uns reichlicherer Beiträge und Mittheilungen über ihr Vaterland zu würdigen, damit wir dadurch in den Stand gesetzt würden, vielleicht dermaleinst eine umfassendere und tüchtigere Arbeit darüber zu liefern, als diese flüchtigen Skizzen und dürftigen Bruchstücke es sind, für die wir um Nachsicht und freundliche Aufnahme bitten.

Dresden,
im Mai 1841.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Von Lübeck nach Libau 1

Meerfahrt.

Libau 6

Baustyl. — Situation. — Hafen. — Einfuhrhandel. — Schlittenkarawanen. — Handel und Rhederei. — Die Niemen-Eisenbahn. — Heiteres Leben. — Blaue und rothe Garde.

Das Innere Kurlands 24

Grobin. — Zierau.

Nordische Gastfreiheit 31

Seebäder 47

Die Jagden 56

Von Zierau nach Dondangen 64

Hafenpoth 65

Goldingen 68

Fischfang. — Die von Behr. — Edwalen. — Die Prediger. — Die Pastorate. — Allschwangen. — Windau. — Der Windauer Kanal. — Nördlichste Gutsherrschaften. — Domesnäs. — Werth der Landgüter. — Dondangen. — Schiffbrüche. — Strandrecht. — Der Hüningsberg.

Mitau 93

Situation. — Mitau und Riga. — Einwohnerschaft. — Geselligkeit. — Der Mitauische Johannistag. — Clubbs. — Literarische Societät. — Provinzial-Museum. — Deutsches Gymnasium. — Das Schloß. — Alte Klagen. — Tafel- und Kleider-Luxus. — Die alten Bürger Mitaus. — Umgegend.

Seite.

Von Mitau nach Riga 124
Mündungsland der Düna. — Klein-Riga.

Riga 129
Geschichtliches. — Die Gründer der Stadt. — Die ersten Bischöfe. — Die Ordenszeit. — Die Floßbrücke der Düna. — Der Eisgang. — Flußansicht von Riga. — Der alte Stadtkern. — Die russischen Vorstädte. — Streitigkeiten der Deutschen und Russen. — Der Pöbel Rigas. — Die Rigaischen Schlitten. — Stadtmerkwürdigkeiten und Monumente: 1) die Kirche, 2) das Schloß, 3) die schwarzen Häupter, 4) die Muße, 5) die Citadelle und das Arsenal, 6) die Stadtbibliothek, 7) Gartenanlagen, 8) Handel und Schifffahrt, die Brücken. — Der Holzhandel. — Winterschifffahrt im Rigaischen Meerbusen. — Flußschifffahrt. — Flußrectificirung. — Die Strusen. — Die Hanf- und Flachsstauer. — Die Hanfschiffe. — Geselligkeit. — Bürgersinn. — Volksfeste. — Das Blumenfest. — Der Hungerkummer. — Wohlthätigkeitssinn. — Altes und neues Riga. — Die Rigaischen Höfchen. — Die Zufuhr. — Die kleinen Nachbarsorte. — Die Dünaschlösser.

Die Insel Runoe 200
Erste Besetzung. — Bevölkerung. — Fischfang und Robbenschlag. — Alte Privilegien. — Der Pastor. — Verbannung der Verbrecher. — Kleidung der Insulaner. — Häuser und Schulen.

Von Riga bis Dorpat. 219
Schlaftrunkenheit der Häuser. — Jugenderinnerungen. — Stadtgeschichte und Familienereignisse, Abschied. — Die Nordländer in Deutschland. — Die livländische Schweiz. — Die livländischen Schlösser Kremon, Treiden und Segewalde. — Wolmar. — Geschichte der kleinen Städte.

Seite.

— Friede der Gegenwart. — Die livländischen Wehrstädte. — Livländischer Flachs. — Esthnisch-lettisches Gränzland. — Schloß Ringen.

Die Universitätsstadt Dorpat 250

Der Dom. — Geographische Position. — Universität. — Die Professoren. — Einfluß auf Rußland. — Thee-, Diner-, Ball- und Conversationsleben. — Literarische Wirksamkeit. — Associationen. — Sammlungen. — Buchhändler. — Schwarze Häupter. — Zu- und Abnahme der Bevölkerung.

Benachbarte Städte.

Pernau 269

Hapsal 272

Rewal 273

Gründung der Stadt. — Grabesruhe. — Die Glint. — Reffele. — Taline. — Kolywan. — Danepils. — Die Hauptgebäude. — Der Domberg. — Die Damen. — Die Lazaroni. — Auswanderung. — Der Schmuggelhandel. — Politische Verfassung. — Bade-Saison. — Katharinenthal.

Von Dorpat bis Narwa 291

Winternacht. — Der schlafende Marquis. — Russische Reiseschlitten. — Die Uchabui. — Sommer- und Winterwege. — Russische und esthnische Dörfer. — Branntwein. — Karawanen. — Der livländische Pudel. — Die fünf Bären. — Die esthnischen Bärenjäger. — Der Peipussee.

Narwa 309

Die alten Festungen. — Handelsleben. — Der Wasserfall. — Der Narowa. — Die baltischen Handelsplätze.

Von Narwa bis Petersburg. 322

Ingermanland. — Pawl Iwanowitsch. — Russische Kara-

Seite.

wansarais. — Die Schneider aus Jaroslaw. — Kleinrussische Schwänke. — Die Ugrobui. — Winterscenen in den Wäldern. — Gluchowa.

Baltische Naturansichten 337

Klima. — Die hellen Sommernächte. — Sümpfe. — Waldungen. — Die Birken. — Die Eichen. — Die Thierwelt. — Die Wölfe. — Die Elenthiere. — Vögelreichthum. — Strömlinge. — Insecten und Würmer. — Mineralien.

Die baltische Ceres 368

Die historischen Roggenkörner. — Die Gutsgebiete. — Die Güter. — Getreidebau und Wiesen. — Flachs und Hanf. — Landwirthschaft. — Agronomische Schauspiele. — Roden und Pflügen. — Ackerwerkzeuge. — Die Ernten. — Die Talkus und Wakken. — Die Rigen. — Das Dreschen. — Das Windigen. — Die gesangreichen Rigenarbeiten. — Die Säeteiche. — Das Drängen der Jahreszeit. — Die Waldarbeiten. — Holztransporte. — Die Rinder. — Einheimische Pferderace. — Agronomische Gesellschaften. — Fortschritte der Landwirthschaft.

Elemente der Bevölkerung 406

Urbewohner. — Die verschiedenen Eroberungen. — Ständeunterschied bei den Urbewohnern. — Halbdeutsche. — Kleindeutsche. — Die deutschen Leute. — Die deutschen Bürger. — Die höheren Stände. — Der Adel. — Die Ritterschaften. — Provinzielle Verschiedenheiten. — Die Schweden. — Die Juden. — Transportirung der Juden. — Die baltischen Russen. — Die russischen Städtebewohner. — Verhältnißzahlen.

Von Lübeck nach Libau.

Hör', theurer Proteus, endlich auf, mir zuzureden,
Wer stets zu Haus bleibt, hat nur Witz für's Haus.
D'rum bitt' ich Dich, Du möchtest mich begleiten,
Die Wunder fremder Länder zu beschau'n,
Anstatt daheim in dumpfer Trauer die Jugend
In zierberaubter Muße zu vernutzen.

Eines Tages am frühen Morgen ereignete es sich, daß ich das that, was alle Leute, die nicht eben Langschläfer sind, kurz vor oder nach Sonnenaufgang zu thun pflegen. Ich machte einen Versuch, mich aus den Betten zu erheben, in denen ich mich bei'm Erwachen vergraben fand.

Mein Kopf war außerordentlich benommen, und als ich mich aufrichtete, bemerkte ich, daß ich hin und her taumelte. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Hatte während der Nacht ein böser Geist es mir angethan, oder war ich krank?

Ich wollte mich an der Wand festhalten. Aber ich taumelte nichtsdestoweniger. Die Wand schwankte mit mir. Zu meiner nicht geringen Verwunderung bemerkte ich, daß mein ganzes Zimmer, welches unglaublich eng war, eben so hin und her schaukelte.

Erschreckt sprang ich an das kleine Fenster, das sich über meinem Bette befand, und blickte auf die Straße hinaus, um zu sehen, ob vielleicht ein Erdbeben die Stadt zerstöre. Aber als ich nichts als Wasserbeben, schäumendes Naß und brausende Wogen rund umher gewahrte, da — fiel mir auf einmal wieder bei, was ich in ein paar schlaftrunkenen Augenblicken vergessen hatte und was ich dem Leser, damit er sich dieß Alles erklären könne, berichten muß, — daß ich nämlich nicht mehr in dem Wirthshause zu den drei Thürmen in der löblichen Hansestadt Lübeck quartierte, sondern vielmehr mich auf der kleinen Rostocker Brigg Louise, die unter der Leitung des kundigen Kapitäns Schmidt mitten auf der Ostsee hinsteuerte, befand.

Wir, d. h. der Kapitän Schmidt, ich, sein Passagier, und dann noch ein zweiter Passagier, den ich als patriotischer Niederdeutscher schon seines niederdeutschen Namens wegen — er hieß — husen — von vorn herein liebgewann, — hatten am Abende zuvor in Travemünde die Anker gelichtet und waren mit günstigem Winde bereits auf der Meereshöhe zwischen Giedersbye auf Falster und Darser-Ort in Pommern angekommen, wie uns der Steuermann, der in unser Schlafkabinet blickte und uns zum Kaffee einlud, so eben freudig zurief.

Wir kleideten uns an, nahmen mit unserem ehrenwerthen Kapitän Schmidt in der Kajüte den Kaffee ohne Sahne, frühstückten mit ihm Lachs, Chester-Käse, Porter und andere speisbare Ueberreste, die er noch von seiner Reise von London nach Lübeck in seinen Schränken als Leckerbissen verwahrte, gingen dann auf dem Deck in frischer Morgenluft spazieren und sahen uns die vorüberseglenden Schiffe und Inseln an.

Das Wetter blieb den ganzen Tag über das beßte von

der Welt, und als Abends die majestätische Sonne prächtig und farbenreich in den Ocean hinabgetaucht war, stand auch sogleich der silberne Mond fix und fertig, hell rundlich und in Gesellschaft aller seiner goldenen Sterne am Himmel.

Wir hatten wirklich außerordentliches Reiseglück. Denn so wie in den ersten 24 Stunden, so ging es auch während der zweiten, dritten und vierten. — Tags über ununterbrochen Sonnenschein, Nachts beständig Mondesschimmer. Tags und Nachts fortwährend eine frische Brise aus Südwesten, von allen 64 Richtungen der Windrose gerade diejenige, die wir am besten benutzen konnten. Denn wir steuerten — um auch dieses dem wißbegierigen Leser nicht zu verschweigen — nach Nordosten auf die Küsten Kurlands und zwar auf den Hauptshafen dieser Küste Libau zu.

Wir beiden Passagiere und unser Kapitän theilten ununterbrochen im freundschaftlichsten Triumvirate unsere Porterflaschen, unsere Lachsschnittchen, unsere Lübeck'schen Weißbrodkrümchen, so wie die engen Räume unserer kleinen Kajüte, und verbrachten auf diese Weise ein viertägiges Stück Leben, wie es Einem so friedlich und anmuthig auf der stürmischen See wie auf dem nicht minder unruhigen Festlande selten zu Theil wird. — Bei den Inseln Femern, Laaland, Falster, Moen, bei den Lichtern von Rügen und dem Leuchtthurme von Bornholm, so wie bei allen übrigen bemerkenswerthen Puncten trafen wir daher auch so regelmäßig und pünktlich ein, wie eine Diligence auf den Stationen der Festland-Chausseen.

Endlich am Morgen des vierten Tages rief uns der Kapitän Schmidt auf's Deck und bat uns, ihm zu sagen, was wir in der See über der Spitze des Bogspriets entdeckten. — Es war eine undeutliche Schattirung am äußersten Rande des Horizonts. Wir nahmen das Fernrohr zur Hand, die Schattirung löste sich auf, und wir sahen ganz genau über der Spitze des Bogspriets die von der Sonne hell beschienenen Thürme und Gebäude einer Stadt tanzen.

„Es ist Libau," sagte der Kapitän, „das Ziel unserer Reise. „Wir steuern seit 4 Tagen in schnurgerader Linie wie eine Kanonenkugel darauf los. Das heiße ich gesegelt, meine Herren. Nun loben und preisen Sie mir in Zukunft überall auf dem Festlande den Zustand und die jetzige Entwickelungsstufe der Steuermannskunst!"

Das Festland wuchs schnell und riesengroß aus dem Wasser empor, und wir erkannten an dem Libau'schen Hauptthurme bald, was die Glocke in der Stadt geschlagen hatte.

Wir nahmen die Lootsen an Bord, welche uns in plattdeutscher Sprache begrüßten, segelten in aller Ordnung über die Sandbank, welche vor dem Libau'schen Hafen liegt, gingen in diesem Hafen selber vor Anker und ließen dann die ganze Reihenfolge von Ceremonieen, welche die russischen Zollbeamten mit uns vorzunehmen für gut befanden, geduldig sich abspielen, uns und unsere Sachen visitiren, versiegeln, plombiren — unterschrieben einige Versicherungen an Eidesstatt, verschiedene Reverse, daß wir nicht zu den Freimaurern, Burschenschaftern, No-

senkränzern, Illuminaten oder sonst einer geheimen Verbindung gehörten, daß wir auch unsere plombirten Bücher richtig an die russische Censurbehörde abliefern wollten, u. s. w. — und waren dann am Ende herzlich froh, als wir uns gegen Abend endlich in unserem Gasthause bei Herrn Meißel zu einem Gläschen Festlandthee mit frischer Sahne zurückziehen konnten.

Libau.

„Heissa! lustig! dudeldumdei!
„Das geht ja hoch her, bin auch dabei!

Kein Gastwirth schien uns je für die Fremden so aux petits soins zu sein, wie unser Libau'scher Herr Meißel. Abends fanden wir auf unserem Nachttische nicht nur eine Karaffe frisches und durchsiebtes Wasser — in Libau muß man alles Wasser, um es trinkbar zu machen, durch ein Sieb lassen — sondern auch eine bauchige Flasche süßliches Bier, und der Kellner sagte uns, wir möchten nach Belieben von diesem oder jenem Schlaftrunke nehmen. Am anderen Morgen stand eine gestopfte Tabakspfeife an unserem Bette und daneben ein Bursche mit einem am Ofen gewärmten Schlafrock und Pantoffeln, in denen er uns sofort, als wir Miene machten, aufzustehen, prompt und gewandt auffing.

Aus allen diesen und anderen Comforts fanden wir uns denn erst spät auf die Straßen der Stadt hinaus. Wir hatten noch unsere Meeresfahrt nicht vergessen, und die ganze Welt drehte sich um uns her wie um einen Kreisel. Man mußte auf ein Mittel denken. Wir nahmen ein niederschlagendes Pulver. Wir schlugen damit die

Stadt Libau zu Boden und brachten ihre tanzenden Straßen, Häuſer und Kirchen zum Stehen. So ließ ſie ſich nun in Muße beſichtigen.

Die Bauart der Stadt Libau iſt die von Memel, Mitau, Windau und überhaupt von allen dieſen nordiſchen kleineren Oſtſeeſtädten. Es unterſcheidet ſich dieſelbe weſentlich von dem Geſchmacke, in welchem die ruſſiſchen Städte errichtet, eben ſo von dem, in welchem die alten deutſchen Städte Riga, Rewal, Königsberg und Elbing gebaut ſind. Bei der neueren ruſſiſchen Bauart, welche nicht etwa blos Moskau und Petersburg eigen iſt, in der vielmehr auch alle bedeutenderen ruſſiſchen Provinzſtädte ſich umzubauen begriffen ſind, machen ſich beſonders die verſchwenderiſche Fülle von Säulen und die glatten, mit grün angeſtrichenem Eiſen gedeckten Dächer, die breiten und langen Straßen und eine große Regelmäßigkeit des Stadtplans bemerklich, — bei dem gothiſchen Bauſtyl der alten deutſchen Städte die ſpitzigen, thurmhohen Häuſer, die engen krummen Gaſſen und die große Planloſigkeit der Anlage. Bei'm Bauſtyl Libaus und der anderen ihm ähnliche Städte kann man als charakteriſtiſch hervorheben, daß das Baumaterial Holz iſt, — die Wände dünn, — die Häuſer ſehr lang und niedrig, im Aeußeren ſehr einfach, ohne allen Schmuck von Säulen und Balkons, übrigens recht niedlich und freundlich erſcheinen. Es iſt, wie es ſcheint, eine allgemein nordiſch-baltiſche Architektur, die wohl durch das Klima und das von der Natur gelieferte Baumaterial bedingt wird. Einſtöckig liegen die Häuſer, wie in Schweden, Finnland und Norwegen, und jedes dabei von

außerordentlicher Länge an der Straße hin, von weitläufigen Gehöften umgeben, und nur wenige Häuser, besonders die der Reichen, erheben sich zu zwei Stockwerken. Natürlich nehmen sich diese Städte dann nur wenig städtisch und stattlich aus und gewähren von Weitem keine so interessanten Ansichten wie die deutschen mit ihren Thurmspitzen und hohen Giebeln, oder wie die russischen mit ihren Kirchenkuppeln und Säulenhallen. Im Innern der Häuser sieht es aber eben daher auch überall recht hell und freundlich aus. Nirgends giebt es da dunkle Winkel und finstere Polterecken, wie in unseren Gebäuden, überall freie, luftige und große Räume. Besonders halten die Leute auf eine recht lange Suite von Zimmern, die sie auch sehr leicht herstellen, da bei ihnen Alles auf dem glatten Boden neben einander liegt, was bei uns in 6 Etagen Eins über dem Anderen aufgespeichert ist.

Die Umgebung von Libau ist eine der betrübtesten, die man sich denken kann. Von keiner Seite etwas Anderes als öde, kahle Sanddünen, und kein Reiz läßt sich entdecken, der hier eine menschliche Ansiedelung hätte locken und hervorrufen können. Die Veranlassung zu einer solchen lag einzig und allein in den Vortheilen, welche ein kleiner, in dieser Gegend ausmündender See, dessen Ausfluß als Hafen benutzt werden konnte, der Schifffahrt bot. Die ganze kurische Küste von Memel nordwärts bis zur äußersten Spitze ist nämlich eine einförmige Sandhügelkette, die nur an zwei Stellen von inneren Gewässern der Art durchbrochen ist, daß eine Art von natürlichem Hafen gebildet wird, ein Mal im Norden durch die Windau, an

deren Mündung die Seestadt gleiches Namens liegt, und dann durch den Ausbruch des Libau'schen Sees, in den mehre kleine Flüßchen einfließen.

Die lange schmale flußartige Mündung dieses Sees hat man mit Ballwerken, hölzernen Quaien u. s. w. eingefaßt, und sie dient den kleinen Schiffen als ein ganz vortrefflicher, von allen Seiten geschützter Hafen, der indeß für ganz große Schiffe nicht tief genug und selbst für die Schiffe mittlerer Größe nur durch beständiges fleißiges Baggern in brauchbarem Stande erhalten werden kann, da die Weststürme immer viel Sand aus der See hineinführen. Den See selbst, der etwa 1½ Meile lang und eine halbe breit ist, nennen die Libauer, die hier eben so unpassend wie die Tarentiner *) ein kleines, 1½ Meile langes und eine halbe Meile breites Wasserbecken mit dem großen Meere in Vergleich stellen, „das kleine Meer." Im Frühling ist freilich dieß kleine Meer mit sehr niedrigen Ufern, die es bei nur einigermaßen hohem Wasserstande weit und breit überschwemmt, oft groß genug, um die ganze Stadt und Gegend mit Wasser zu umgeben und den Zugang von der Landseite bedeutend zu erschweren.

Mehr noch als jene Unvollkommenheit des Hafens, der, wenn auch nur mit einem Aufwande vieler Mühe, doch noch abgeholfen werden kann, sind der Libau'schen Schifffahrt jene schon oben erwähnten Sandbänke schädlich, welche sich an der ganzen kurischen Küste hinziehen und auf

*) Die Tarentiner nennen auch einen kleinen See bei ihrer Stadt Mare piccolo.

keine Weise beseitigt werden können. Da jeder Sturm in ihrer Lage und Gestaltung Veränderungen hervorbringt, den Sand bald hier, bald dort bedeutender anhäuft, die alten Ausgänge verstopft, ja oft die Sandbank als eine drei- und vierfache Barrikadenreihe erscheinen läßt, so wird es den Lootsen schwer genug, die Schiffe immer heil und sicher durchzubringen, und manches der gewöhnlich unversicherten Libau'schen Schiffe verliert hier noch im Angesichte des Reiseziels den ganzen Lohn seiner weiten Fahrten.

Uebrigens gewährt der Hafen von Libau den nicht unbedeutenden Vortheil, daß er am baltischen Meere der südlichste Rußlands ist und daher auch derjenige, welcher im Frühlinge am ersten benutzt werden kann. Die Mündung des Libau'schen Sees wirft frühzeitig ihre unbedeutende Winterdecke ab, während die Häfen am Riga'schen und finnischen Meerbusen oft noch mehre Wochen hindurch von Eise starren, oder doch der Eisgang in den großen Flüssen und Meerbusenspitzen Rigas und Petersburgs den Zugang nicht gestattet. Libau ist gewöhnlich 3 Wochen früher geöffnet als Riga, und oft 6 Wochen früher als Petersburg. Natürlich zieht die Stadt daraus manchen Vortheil. Von theueren Kornpreisen im Auslande kann Libau zunächst profitiren, und viele Artikel, bei denen ein besonders dringendes Bedürfniß vorhanden ist, läßt man von Riga und Petersburg aus über Libau kommen. So z. B. landet hier gewöhnlich das erste „Messinaschiff" mit den delicaten Früchten der sicilischen Hesperidengärten, die dann von hier aus auf glatten Schneebahnen rasch in die nordische Residenz spedirt werden.

Doch würde der Handel von Libau noch weit bedeutender sein, wenn die Rechte der Stadt in Bezug auf den Import nicht so sehr beschränkt wären. Häring, Salz, Weine und noch einige solche Artikel sind das Einzige, was hier eingeführt werden darf. Da nun die meisten Schiffe, die Korn holen wollen, daher hier nur mit Ballast ankommen dürfen, so wählen sie natürlich lieber einen solchen Hafen, wo sie zugleich die Producte ihres Landes absetzen können, und es leidet daher bei dieser Beschränkung der Einfuhr auch Libaus Ausfuhr *). — Dennoch nimmt Libau unter allen den kleinen Ostseeplätzen Rußlands entschieden den ersten Rang ein und überflügelt selbst noch Rewal, Abo und Helsingfors. Die Anzahl der einlaufenden Schiffe steigt gewöhnlich auf 300 bis 350, und die Größe des jährlich vom Handel beschäftigten Capitals beträgt über 6 Millionen Rubel Banko. Der Handel Libaus verhält sich also zu dem von Riga ungefähr wie 1 : 8, zu dem von Rewal, Abo, Helsingfors wie 1 : ½, zu dem von Pernau, Narwa u. s. w. wie 1 : ⅓.

*) Nur Petersburg darf Alles einführen, was überhaupt nach dem russischen Zolltarif nicht Contrebande ist. Bei Riga ist schon Vieles ausgenommen, bei Libau, Rewel u. s. w. noch mehr, und eine vierte Classe von Städten endlich darf bloß Salz und Häringe importiren. Die Einfuhr dieser beiden letzten Artikel ist aber allen Städten gestattet, weil Salz ein allgemeines Bedürfniß der baltischen Provinzen ist, und Häringe eine der Hauptspeisen des Landvolks sind. — Aus den großen Privilegien, die Petersburg genießt, erklärt es sich daher auch, daß man in fast allen kleineren Städten der Ostseeprovinzen Magazine für Galanteriewaaren und Luxusartikel findet, welche Filialanstalten jener großen und brillanten Petersburgischen Magazine sind, und aus denen man sich nun zu bedeutend hohen Preisen mit dem Nöthigen versorgen kann.

Der westliche Theil von Kurland und der nördliche von Lithauen (das sogenannte Samogitien oder Schamaiten) bilden das Handelsgebiet Libaus, das aus diesen Gegenden hauptsächlich Getreide und Flachs zur Ausfuhr bezieht und sie mit Wein, Häringen und Salz versorgt. Samogitien würde seiner natürlichen Lage zufolge offenbar nach Memel gehören. Allein die politischen Gränzen sind so ungünstig für diese Stadt gestaltet, daß ihr ein großer Theil ihres natürlichen Handelsgebiets entzogen wird. Sollten einmal Libau und Memel mit ihrer Umgegend einem und demselben Staatskörper anheimfallen, so läßt sich voraussehen, daß Memel sich heben und Libau fallen wird.

Die Zufuhr nach Libau, wohin kein schiffbarer Fluß führt, geschieht gewöhnlich im Winter auf der Schneebahn, und man sieht dann die kettischen und lithauischen Bauern in langen Karawanen zur Stadt kommen, lauter kleine Schlitten, jeder mit einem noch kleineren Pferdchen bespannt und mit einigen Getreidesäcken beladen, zu je 4 Schlitten ein Mann, und die ganze Reihe gewöhnlich in scharfem Trabe. Denn hier zu Lande muß natürlich die Schnelligkeit der Transporte um so größer sein, je länger die Wege sind. Aus Lithauen kommt mehr Flachs, Weizen, Leinsamen und Hanf, aus Kurland mehr Roggen, Gerste und feine Wolle.

Die Kaufleute Libaus sind ohne Ausnahme lauter Deutsche. Die Engländer haben nur die Handelsplätze ersten Ranges (Petersburg und Riga) mit Etablissements zu beehren geruht, und den Russen ist noch nicht einmal

an den kleinsten Orten ein solches zu gründen geglückt. Selbst die mit dem Inlande verkehrenden und dem Großhändler die Waaren überliefernden Vermittler sind hier blos Deutsche (anders als in Riga und Petersburg).

Die drei hauptsächlichsten Handelshäuser Libaus sind jetzt Harmsen, Sörensen u. Comp. und Hagedorn. Diese drei beschäftigen jährlich ein Capital von etwas mehr als 2,000,000 Rubeln und haben also mehr als ein Drittel des ganzen Handels der Stadt in Händen.

Eine weitere Zerlegung der Bevölkerungselemente Libaus würde allerdings manches Eigenthümliche zeigen, allein vielleicht möchte Auswärtigen eine solche Untersuchung bei einer so wenig namhaften Stadt zu unbedeutendes Interesse zu haben scheinen. Nur das erwähne ich noch, was bei uns vielleicht am wenigsten bekannt sein dürfte, daß die Lootsen Libaus plattdeutsch sprechen. In Riga und sogar im Hafen von Reval ist dieß ebenso der Fall. Das Plattdeutsche wurzelt in diesen Häfen bei'm Schiffervolke seit alten Zeiten und zwar der Art, daß selbst alle Letten, Lithauen, Russen oder Esthen, die in diesen Stand einträten, es mit der Zeit erlernten. Natürlich ist es mit manchen eingeschleppten fremden Worten gemischt. Doch verstanden die Leute meinen Bremer Dialekt sehr gut.

Nicht ganz unbedeutend — „o. höchst bedeutend!" würde mir hier ein Libau'scher Patriot einfallen — ist die Rhederei, sowie auch der Schiffbau Libaus. Die Kaufleute der Stadt haben 21 eigene Schiffe, also mehr, als Riga besitzt. Viele Schiffe werden für aus-

ländische Rechnung auf den Libau'schen Werften gebaut, deren Baumeister und Materialien in gutem Renommé stehen. Der Schiffszimmermeister Möwe ließ allein bis 1840 schon 41 Schiffe vom Stapel laufen, von denen ein Drittel in's Ausland ging. Gewöhnlich holen indeß die Engländer das gute kurische Schiffsholz nicht als Schiff, sondern als Planke hier ab. Besonders ist das Libau'sche Eichenholz, das die kurischen Wälder liefern, ein sehr gesuchter Artikel.

Die große Frage, welche in diesem Augenblicke die Kaufmannschaft von Libau — sowie die Einwohner von Kurland, Lithauen und Ostpreußen beschäftigt, ist das auch in unseren Zeitungen mehrfach besprochene Project einer Eisenbahn zwischen dem Niemen (bei Georgenburg) und der russischen Ostseeküste bei Libau. — Es soll durch diese Eisenbahn die preußische Mündungsstadt des Niemen, Memel, das ohnedieß schon jetzt im buchstäblichen und bildlichen Sinne auf einem ziemlich sandigen Strande liegt, vollkommen auf den Sand gesetzt werden.

Die Libauer haben dieses Project, das ursprünglich von dem Warschauer Banquier Steinkeller ausgeht, mit großem Enthusiasmus aufgegriffen, und die Kaufmannschaft hat sich sogleich mit dem besagten Banquier, der dabei die Hauptsumme vorstrecken will, vereinigt, um die Nivellirung der Bahnstrecke vornehmen zu lassen. Diese Nivellirung ist jetzt auch gemacht worden und hat als Resultat ergeben, daß auch nicht die allergeringsten Schwierigkeiten der Ausführung des Projects im Wege stehen. — „Es seien" — heißt es in dem Berichte der Ingenieure — „keine bedeutenden

Brücken, keine großen Viaducte, keine Tunnels, keine Bergebenungen ꝛc. nöthig, und die Kosten würden daher sehr mäßig ausfallen." Die Zeitungen haben sogar schon mehre Male gemeldet, daß, ich weiß nicht, wie viele Regimenter Soldaten an der Bahnung arbeiten. Die Libauer sind außer sich vor Freude, die Memeler und Preußen dagegen in Verzweiflung gestürzt. Jedoch giebt es auch eine kleine Partei, die von dem Allen nichts glaubt, und die auch überhaupt eine Anbahnung der bezeichneten Eisenbahn gar nicht für zweckmäßig und ausführbar hält.

Es ist wohl höchst wahrscheinlich, daß die letztere kleine Partei Recht behalten, und daß es mit jenem Projecte wie mit dem zu seiner Zeit eben so viel besprochenen und beschriebenen Windau-Kanale gehen werde, der so und so viele Zeitungsartikel veranlaßt, so und so viele Millionen gekostet hat, der in allen Geographieen Rußlands erwähnt wird und bereits auf manchen Karten mit einem schönen schwarzen Striche bezeichnet steht, der aber jetzt im tiefsten Sumpfe steckt und noch nie ein Fischerboot flott machte.

Da es keine Personen in diesen Gegenden zu transportiren giebt, und da die den Niemen herunter kommenden Gegenstände fast lauter voluminöse, grobe, rohe Waaren sind, so werden die Locomotiven hier ganz andere Arbeit finden müssen als in anderen Ländern. Sie werden nur große Maßbäume, eichene Planken, Getreidesäcke, Felle, Matten, Flachs, Leinöl, Leinkuchen u. s. w. im Fluge dahinschleppen können. Es wäre dieß etwas ganz Neues,

und man könnte hier zu bisher noch nicht gemachten Erfahrungen kommen. Denn es existiren bisher noch keine Eisenbahnen, die bewiesen hätten, daß Dampflocomotiven dergleichen Dienst mit Erfolge leisten könnten.

Es ist keine Frage, daß jede Eisenbahn, die weiter nichts als solche rohe werthlose Gegenstände zu transportiren bekäme, viel zu thun haben würde, um die Zinsen ihres Capitals herauszubringen, um so mehr aber, wenn sie, wie diese lithauische Bahn, mit einem Flusse wie der Niemen in Concurrenz zu treten hätte. Die Bahn von Georgenburg bis Libau beträgt etwa 30 Meilen. Nicht weiter ist es auf dem Niemen hinab bis Memel. Die Menschen und Handelsgegenstände sind jetzt an diesen Wasserweg gewöhnt, und Alles ist zu ihrem Transport auf dem Flusse zugerichtet und vorbereitet. Die Waaren sind etwas eigensinnige Dinge und lassen sich nicht sogleich in jeden Kanal, den man zu graben beliebte, überleiten. Auch werden sie ohne Zweifel schon manchen tüchtigen Ausfuhrzoll, den man etwa zu Gunsten der Eisenbahn dictiren wollte, ertragen können, denn sie würden immer noch 10 Mal billiger nach Memel als nach Libau gebracht werden können.

Man hofft, daß nicht blos die Niemen-Anlande, sondern auch die Theile von Lithauen und Kurland, durch welche die Eisenbahn passiren soll, in Zukunft alle ihre Spedition auf diesem neuen Weg machen werden, und daß so auch der Landtransport, der etwa noch von Lithauen aus nach Memel statthat, abgeschnitten und ganz auf Libau geführt werde. Allein hierbei ist die

Bemerkung wichtig, daß bisher alle Transporte in diesen Gegenden im Winter stattfanden, und daß daher auch die Eisenbahn gerade im Winter am thätigsten und tüchtigsten sein müßte, wenn sie nicht die ganze bisherige Speditionszeit umändern und aus dem Winterverkehr einen Sommerverkehr machen wollte, was denn geradezu eine sehr bedeutende Umgestaltung aller Dresch-, Wald- und Feldgeschäfte vorausbedingen würde. Bei der Dauer der Kälte und dem Schneereichthum des hiesigen Winters ließe es sich aber bezweifeln, daß die Locomotiven gerade im Winter am rührigsten sein würden.

Dazu kommt ferner, daß der Wintertransport, wie er jetzt auf den hiesigen Schneebahnen stattfindet, ungemein billig ist, und daß die kostspieligen Locomotiven die Arbeit wohl kaum um so geringen Lohn verrichten könnten, wie die leibeigenen Leute, die von einem Häringsschwanz, einem Schnaps und einem Stücke trocknen Brods drei Tage leben, und ihre kleinen Pferde, die nichts als Stroh fressen und sich dabei doch immer mit den größten Lasten so rasch über den Schnee tummeln, als stäche sie beständig der Hafer. Sechs Monate des Jahres hätte die Eisenbahn daher mit einem beispiellos billigen Landtransporte zu concurriren, wie die übrige Zeit des Jahres mit einem noch billigeren Wassertransporte.

Denkt man an alle diese Schwierigkeiten und dann auch noch an manche andere, welche der eigenthümliche Charakter der umwohnenden Völker und ihre politischen Verhältnisse darbieten, so wird Einem bange um den Libau'schen Enthusiasmus, und man schöpft Hoffnung für

die Memeler Verzweiflung. Erwägt man endlich noch die enormen Kosten der Anlegung der Bahn, die Entlegenheit Lithauens von allen maschinenbauenden Ländern, denkt man an die russischen Soldaten und die lithauischen Bauern, welche die einzigen Arbeiter bei der Ausführung des Werks abgeben könnten, an die russischen Beamten, die Podrädschiks, Prekaschtschiks und Directoren, die auch ihr Theilchen an der Sache zu profitiren hoffen, so wird Einem angst und bange um das Geld des Warschauer Banquiers, das er hier als Eisenschienen in die lithauischen Sümpfe stecken, in Steinkohlendamf verpuffen und in russische Beamtenhände niederlegen will. Wo wird man tüchtige Ingenieure, gute Bahnaufseher, nüchterne Bahnwärter, unbestechliche Inspectoren für diese Bahnstrecke finden?

Allein, wird man antworten, sollten denn alle diese Schwierigkeiten, die ein Fremdling zu urgiren wagt, von den Leuten, welche an der Spitze des Unternehmens stehen, und die weit mehr Kenntnisse von dem Lande und den Verhältnissen haben, nicht auch schon erwogen worden sein? Ich antworte darauf nur Folgendes: wer den mit Schnelligkeit eine neue Idee auffassenden und eben so schnell einen Plan wieder fallen lassenden Geist des Landes kennt, der wird uns nicht zu großer Kühnheit zeihen, wenn wir dieser Eisenbahn wegen um Preußen keine Furcht haben und es auch überhaupt überflüssig finden, diese Sache noch einer weiteren Untersuchung zu würdigen, die wir sonst noch mit allerlei erbaulichen Betrachtungen genügender ausführen und begründen könnten.

Libau hat nie die Ehre gehabt, ein eigentliches stimmführendes Mitglied der Hansa zu sein. Dennoch aber hat sich die Stadt in alten Zeiten immer als Hansastadt gerirt und sich in jeder Hinsicht zum Bunde gehalten. Ihre Bürgermeister sind noch in diesem Augenblicke nicht unbedeutende Leute. Auch haben die meisten fremden handeltreibenden Nationen hier ihre Consuls; doch giebt es mehr Consuls, als wohl unumgänglich nöthig wären, da die Kaufleute nach diesem Titel und Amte sehr begierig sind, die sie von manchen städtischen Lasten befreien und ihnen in Rußland den Genuß mancher Privilegien verschaffen.

Mein Reisegefährte — husen führte mich in den ihm befreundeten Kreis ein, in dem ich die Bekanntschaft manches gebildeten und angenehmen Mannes machte. Die Leutchen leben hier äußerst gemächlich und namentlich was Küche und Keller betrifft, fehlt es an gar nichts, und eine Einladung zu einem Frühstück, Diner oder Souper bei einem Libauer Kaufmann auszuschlagen, würde immer ein sehr dummer Streich von einem Gourmand sein. Außer den gewöhnlichen Freuden, die eine Tafel überall bieten kann, reizen den reisenden und wißbegierigen Fremden insbesondere noch die delikaten Strömlinge *), die so zart

*) Diese Strömlinge sind eine Art kleiner silbergeschuppter Fische, die an den kurischen und esthnischen Küsten gefangen werden (nicht an den schwedischen, und eben so wenig an den preußischen und finnischen Küsten). Die besten heißen Killo-Strömlinge. Gewöhnlich meint man, daß dieß „Killo" ein Ort oder eine Insel an der esthnischen Küste sei. Einige Esthländer sagten mir, daß das Wort Killo so viel als „klein" heiße, andere läugneten dieß, und ich kam darüber trotz vieler Nachfragen nicht auf's Reine. Die Fische werden mit Pfeffer, Salz und Essig eingemacht und dann weit und breit versandt. Sie gehen auch

sind, daß sie, mit Kopf und Schwanz verzehrt, auf der Zunge von selbst zerschmelzen, — die fetten Rennthierzungen, die man leicht aus Finnland bezieht, und welche einen sehr angenehmen Leckerbissen bilden, — der lithauische weiße Honig — und eine Menge eingemachter Beeren, die im Norden weit besser und reichlicher gedeihen als bei uns. Auf's Butterbrod perlt der beßte russische Kaviar und in's Glas Champagner, Madeira, Portwein und was sonst noch hübsche Perlen bildet. In den schönen russischen Karavanenthee taucht man die — ach so unvergeßlichen — kurischen Schmantkuchen — und zum lithauischen Schnaps die ganz ausgezeichneten gewürzten Speck- und Kümmelkuchen. In der That, spiegelt sich die innere Solidität eines Volks auch auf seiner Tafel wieder, so muß der Reisende dem Libau'schen Völkchen einen sehr soliden Charakter vindiciren; denn auf seinen Speisetischen findet er Fremdes und Einheimisches, Warmes und Kaltes, Nasses und Trockenes, vom holländischen Häringe, mit dem man die Tafel eröffnet, bis zum Confect und Gefrorenen, mit dem man schließt, Alles nur von vorzüglichster sowohl Qualität als Quantität.

Uebrigens vermißt man auch sonst nichts, was einer ordentlichen Stadt eigen zu sein pflegt. Libau hat seine geringen, besseren, vornehmen und vornehmsten Kreise, — seine Senatoren und Aelterleute, vor denen Jeder, wenn er ihnen am Hafen begegnet, den Hut zieht, — seine Gelehrten und Weisen, die Jedermann für Orakel hält, —

durch ganz Rußland. Die Russen haben bloß das Wort Killos aufgefaßt, dasselbe nach ihrer Weise etwas russificirt und nennen nun diese Fische „Kilki."

seine komischen Charaktere, von denen tausend Anekdoten curstren, — seine Schwätzer und Neuigkeiten-Krämer, — mit einem Worte seinen ganzen Stadt-Mikrokosmus, wie ihn unsere Städte im Großen zeigen.

Die Bürgerschaft Libaus ist eine eben so ehrsame und achtbare wie die Bürgerschaften anderer deutschen Städte. Ihre politische Organisation gleicht ganz den Einrichtungen der deutschen Hansestädte. Auch haben die Bürger wie in unseren Republiken und wie gleichfalls in anderen kurischen und livländischen Städten Waffenverbrüderungen unter einander. Sie theilen sich in „die rothe, grüne und blaue Bürgergarde," antike Benennungen und Institutionen, die zum Theil ein mehr als hundertjähriges Alter haben.

Jede dieser Garden hat ihre besonderen Statuten und ihre besonderen Fahnen. Der einen gehören die verheiratheten Kaufleute und die Bürger der ersten Gilde an, der anderen die Kaufmannsdiener und der dritten die Handwerker der zweiten und dritten Gilde. Diese Garden haben erstlich die Pflicht, die Stadt im Nothfalle zu vertheidigen, und zweitens das Recht, ihre Landesherren bei ihren Besuchen in feierlichen Aufzügen zu empfangen und im Namen der Stadt zu begrüßen.

Eine von diesen Garden ist beritten, ich glaube, die blaue. Doch könnte es nicht schaden, wenn ihre Anführer zuweilen etwas fester im Sattel säßen als jener, der bei dem letzten Besuche des Kaisers Alexander in Libau im Angesichte seines Landesherrn vom Pferde fiel, was folgendermaßen zuging. Die blaue Libauische Garde hatte sich

vor dem Hause des Kaisers in Parade aufgestellt, Herrn Major Friedrichs an der Spitze. Der Kaiser, der zu Pferde gestiegen war, um die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen, wollte den Major der blauen Garde als Cicerone zur Seite haben. Er ritt mit einigen Sprüngen seines Pferdes auf ihn zu und rief vielleicht etwas barsch und rasch: „Major Friedrichs!" — Der Major, der bisher noch so wenig vor einem Kaiser wie vor der Mündung eines Zwölfpfünders zu Pferde gesessen hatte, befand sich eben in so außerordentlicher Spannung über die Dinge, die da kommen würden, daß, als er nun auf ein Mal so unerwartet seinen eigenen unbedeutenden Namen aus so erlauchtem Munde vernahm, dieß mit einer eben so mächtigen elektrischen Kraft auf ihn wirkte, als hätte man ihm eine Bombe in's Ohr geschossen. Er fuhr zusammen, wie vom Blitze getroffen, und als der Kaiser noch ein Mal sich umwandte, „Major Friedrichs!" rufend, sah er denselben aus Uebermaß von Respect auf das Straßenpflaster gefallen. Sein Pferd aber, das er in den Zuckungen des Schreckens noch mit den Sporen verwundet, war wüthend davon gesprengt und hatte die größte Unordnung in die Reihen der blauen Garde gebracht.

Das letzte Pulver sahen — man kann nicht sagen, daß sie es rochen, — die rothen, blauen und grünen Garden von Liban im Jahre 1831, als zur Vertheidigung der Stadt gegen die Polen Pulver und Flintenkugeln unter sie ausgetheilt wurden. — Ganz Kurland war damals 5 Monate hindurch in einer Verfassung und in einer Stimmung, wie Leute, in deren Nachbarhause es brennt. Uebrigens, wären auch die Polen nach Liban

gekommen, — was sie unbegreiflicher Weise unterließen, — so wären ohne Zweifel keine anderen Kanonen aufgefahren worden als die, von welchen die Studenten singen: „lasset die feurigen Bomben erschallen," und es wäre zu keinem anderen Blutvergießen gekommen, als zu dem des Rebenbluts, von dem die Libauer große Freunde sind, und mit dem sie nach der Capitulation die Polen eben so reichlich tractirt hätten, wie sie damit ihrer splendiden Gastfreundlichkeit gemäß alle Fremde regaliren.

Dem Allen zum Trotz wollte mir die Stadt bei diesem meinem ersten Aufenthalte in keinem recht freundlichen Lichte erscheinen, besonders da mir mein sehr antirussischer Kapitän Schmidt allerlei sehr betrübte Gedanken über das Land, das ich betreten, in den Kopf gesetzt hatte. Ich ging daher noch alle Morgen und Abende an Bord meiner Louise, die ich gewissermaßen noch als ein Stück meines Vaterlandes betrachtete. Und als ich endlich am fünften Morgen mit einem jüdischen Dreigespann*) über die Libau'sche Hafenbrücke trabte, und mein Kapitän auf mein abschiednehmendes Schnupftuchwinken seine Rostocker Flagge zum Gegengruß aufhissen ließ, konnte ich mich nicht der tiefsten Betrübniß enthalten und fuhr in der traurigsten Stimmung durch Sandhügel und Tannenwälder in das Innere des Landes, von dem ich nicht ahnete, wie viele Freude und Glück es mir zu gewähren bestimmt war.

*) In Lithauen und Kurland sind in der Regel die Fuhrleute Juden.

Das Innere Kurlands.

„Unde? Quo veni?
„Impudens liqui patrios penates.“

Mit Zittern umsegeln die Holländer „den kurischen Vorst van de blaue Barg,“ wie sie die nördlichste Spitze von Kurland nennen, und erzählen ihren Begleitern mit Schrecken von den Leiden eines Schiffbruchs an den ungastlichen Gestaden des in Wolken gehüllten Landes, das vor ihnen auftaucht. Rasch und auf weiten Umwegen rauschen die englischen Briggs und Schoners, die von Petersburg Brod und Talg holen, bei Domesnäs und Simpernäs, bei Daggerort und Spitthammer und den anderen liv- und esthländischen Landspitzen vorüber und danken Gott, wenn sie bei diesen barbarischen Nebelländern, die dem verunglückten Seemanne eine so rauhe Seite zukehren und ihn von jeher mit Raub, Plünderung und hartem Strandrechte bedrohten, mit heiler Haut vorbeikamen, ohne zu ahnen, wie viel freundlichen Comfort, wie manche „harmless fireside“ die Landschaft in ihrem Schooße birgt.

Auch mir ging es, wie gesagt, um nichts besser, als ich auf der breiten, sandigen, von Regen überschwemmten Landstraße in das Innere Kurlands hineinfuhr, dessen erste Eindrücke auf den Reisenden so wenig freundlich sind. — Mein jüdischer Kutscher, der fleißig bei den Krügen, die wir am Wege passirten, anhielt, wollte mich etwas aufheitern und bot mir bald einen guten kurischen Schnaps, bald ein Butterbrod an, brachte mir bald eine schöne fette geräucherte Butte, die er zierlich mit zwei Fingerspitzen am Schwanze emporhielt, zum Wagen herangeschleppt, bald einen frischgebackenen gepfefferten Speckkuchen auf einem hölzernen Teller. Ich wollte nichts davon wissen, sehen, essen und hören, bat ihn, sich mit diesen Raritäten selber zu regaliren, zog mich in das Innere meines Wagens, meines Reisemantels und meiner Betrübniß zurück und sagte dem Kutscher, er könne langsam oder schnell fahren, es wäre mir Alles einerlei.

Der erste Ort, den wir erreichten, war

Grobin,

jetzt ein ziemlich unbedeutendes Städtchen, das hauptsächlich von Juden bewohnt wird. In früheren Jahren, d. h. in Ordenszeiten, — denn die Geschichte Kurlands zerfällt nicht wie die Europa's in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit, sondern in Ordenszeit, Herzogszeit und Russenzeit — in früheren Ordensjahren also war die Stadt bedeutender. — Es wohnte auf dem Schlosse Grobin ein angesehener Ordens-Comtur, die Stadt hatte sogar einen Hafen an der Meeresküste und trieb Seehandel wie Libau.

Jetzt sind dieß temps passés, der Hafen ist versandet, Kaufleute giebt es keine anderen mehr als die, welche mit

Schwefelstücken, Schnupftabak und Pfeffertütchen handeln, und neben den Ruinen des alten, in Trümmern liegenden Schlosses der Comturei hat sich die jetzige oberste Behörde, der Hauptmann von Grobin, ein bescheidenes hölzernes Wohnhaus gebaut.

Die russische Regierung hat für Grobin nichts gethan. — Nur die in Länderkunde und Geographie so vielen Irrthümern und Uebertreibungen sich überlassenden Franzosen haben sich auch des Grobin'schen Ruhmes und Namens freundlich angenommen und dem Städtchen die Ehre erwiesen, es zu einem wichtigen Puncte zu erheben, indem die Generale Napoleon's im Jahre 1812 unter Anderem an ihren Kaiser berichteten, daß sie auch „die Festung Grobin, den Schlüssel zu Kurland und zum Norden," eingenommen hätten.

Einige Wichtigkeit erhält der Ort allerdings noch dadurch, daß sich in seiner Nähe zwei große Straßen vereinigen, erstlich die Mitau'sche, die Hauptstraße Kurlands, welche das ganze Land der Länge nach durchsetzt und Libau mit Mietau und mit der Mündung der Düna (Riga) verbindet, — und dann die lithauische Straße, welche die Producte des westlichen Lithauens an's Meer führt, dieselbe, in deren Richtung man jetzt die große lithauische Eisenbahn zur Umgehung Preußens anlegt.

Mein Jude erzählte mir, daß auch der Markt von Grobin nicht unbedeutend sei, daß dann viel Volks, Juden, Zigeuner, Letten und Lithauer zusammenkämen, und daß die lithauischen Schlachtitzen (kleinen Edelleute) hier wie überall in Kurland vor dem Tribunale des Marktrichters das

Privilegium des Teppichs genössen, d. h. daß, wenn sie Prügel bekämen, sie einen Teppich, nämlich eine Schlitten- oder Pferdedecke als Unterlage verlangen könnten, während die gemeinen Bauern, Zigeuner u. s. w. dieses Vorrecht nicht in Anspruch nehmen dürften.

Ich blickte in Grobin zum Wagen hinaus und sah überall vor den Häusern Judenweiber in ihrem eigenthümlichen orientalischen Costüme sitzen. Auch bemerkte ich, daß die Räder unseres Wagens auf dem Grunde des tiefen Schmuzes doch noch überall auf ein altes Pflaster stießen, und da ich so die Gewißheit erlangte, daß wir hier nicht im Sumpfe umkommen würden, so passirte ich diesen Ort ohne weitere Unruhe.

Hinter Grobin verließen wir die große Landstraße und fuhren auf einem schmalen Seitenwege in's Innere des Landes. Ich hatte von Deutschland aus Empfehlungen an eine vornehme Familie des Landes, die ich besuchen wollte.

Diese kurländischen Seitenwege, die hier von Gut zu Gut laufen, — nicht von Dorf zu Dorf, da es keine Dörfer und Flecken im Lande giebt, — sind allerdings zuweilen herzlich schlecht. Jedoch, glaube ich, sind sie, im Ganzen genommen, viel besser als die Vicinalwege im östlichen Preußen und sogar in anderen deutschen Provinzen. Gewöhnlich sind sie außerordentlich schmal und, weil das Land so sehr an Versumpfung und Wasserüberfluß leidet, etwas erhöht wie Dämme. Daher bedient man sich hier auch gewöhnlich des Ausdrucks „Dämme" für Wege. Man sagte mir, daß man für diese guten Dämme, wie man sie jetzt hier habe, der Sorgfalt und strengen Auf-

ſicht eines früheren energiſchen und thätigen Gouverneurs des Landes verpflichtet ſei.

Wir rollten raſch dahin und langten endlich gegen Abend auf dem Wohnſitze der edlen Familie an, deren Bekanntſchaft ich zu machen wünſchte. — Dieſer Wohnſitz, in ganz Kurland, wo man die Schlöſſer der vornehmſten und reichſten Edelleute an den Fingern herzuzählen weiß, hieß Zierau.

Ich behellige meine Leſer, denen ich mich für einen Länder- und Völkerbeſchreiber ausgegeben habe, und die daher nur allgemeine Schilderungen moraliſcher und politiſcher Zuſtände, Sittengemälde, Naturanſichten, ſtatiſtiſche Reſumés und Notizen von mir erwarten, nicht mit der Beſchreibung der Gefühle, welche bei Nennung dieſes mir ſo theuer gewordenen Namens Zierau in mir ſich regen, indem ich aus meinen Anſchauungen, die ich dort hatte, nur das hervorhebe, was ein einigermaßen allgemeines Intereſſe erregen könnte.

Τὸν δ' αὖ Ναυσικάα λευκώλενος ἀντίον ἠύδα:
Νῦν δ' ἐπεὶ ἡμετέρην τε πόλιν καὶ γαῖαν ἱκάνεις,
Οὔτ' οὖν ἐσθῆτος δευήσεαι, οὔτε τεν ἄλλου,
Ὧν ἐπέοιχ' ἱκέτην ταλαπείριον ἀντιάσαντα.

Was ich dort gelebt, genoſſen,
Was mir all dorther entſproſſen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär' ein allzulang Geſtändniß.

Es genüge alſo, zu wiſſen: ich ſtieg traurig und betrübt in Zierau vor der Thüre des Schloſſes aus dem Wagen, trat aber, von dem gaſtfreien Geiſte des Landes anmuthig angeweht und von den Laren des Hauſes freundlich be-

grüßt, zufrieden und vergnügt in ihre dortigen Kreise und verlebte daselbst wider meinen Willen — denn aufrichtig gestanden, mein Plan war, so rasch als möglich das Land zu durchstreifen und wieder andere Länder zu entdecken, — ein längere Zeit, ich weiß selbst nicht, wie viele Wochen und Monate; denn wer zählt die Tage, die Jahre, wenn sie in ungetrübtem Flusse an uns vorüber rauschen?

Zierau, wie alle Edelsitze Kurlands, um welche sich nicht nur fast der ganze gesellige Verkehr, sondern auch die ganze Industrie, Bildung und der ganze Handel des Landes dreht, besteht aus einer bedeutenden Anzahl von Gebäuden. Wohnhäuser für Gäste, Beamten, Förster, Oekonomen, Stallungen, Fabriken, Kirchen, Mühlen, Branntweinbrennereien und andere Gebäude drängen sich gewöhnlich zu 20, 30 bis 40 um das Hauptgebäude, den Wohnsitz der Familie herum. Die gebildete Gesellschaft des Hauses besteht meistens aus der liebenswürdigen Familie des Besitzers, aus dem Hausarzte, dem Prediger des Guts, der in der Regel in der Nähe wohnt, aus den Lehrern und Gouvernanten der Kinder, aus Verwandten und Bekannten, die oft ihre Residenz bei ihren wohlhabenden Freunden aufschlagen, und aus sonst noch manchen anderen Personen, die mit dem Hause mehr oder weniger nahe zusammenhängen. Die kurischen und liefländischen Edelsitze sind auf diese Weise eben so außerordentlich bevölkert und lebendig, wie die Dörfer dieser Provinzen öde und todt sind.

Von Zierau aus, wo ich mich einstweilen fixirte,

machte ich dann vielfache Ausflüge in's Land, zu Edelleuten, Predigern, Kaufleuten, von denen mancher mein Freund wurde; so wurde ich allmählig mit dem Geiste des Landes vertraut und lernte die Lebensweise, Sitten und den Ton der dortigen Geselligkeit näher kennen, so daß ich im Stande bin, den deutschen Lesern ein kleines Gemälde davon zu entwerfen. Da der Kern aller Geselligkeit offenbar die Gastfreiheit ist, so ist es auch billig, daß wir mit dieser Tugend, welche auch die Grundlage aller Tugenden jener Länder ist, beginnen.

„An die Stelle des Genusses
„Trete Bildchen milden Scheins,
„Zur Erinnerung des Flusses,
„Der Terrasse, jenes Hains."

Nordische Gastfreiheit.

„Hänschen, lauf' und säume nicht,
„Ruf' mir neue Gäste!
„Jeder komme, wie er ist,
„Das ist wohl das Beste.

Wenn Viele behauptet haben, daß die ächte Gastfreiheit nur noch bei den wilden Nationen gefunden werde, so widerlegen sie die drei deutschen Ostseeprovinzen, in denen diese schöne Tugend, von allen Ständen, von allen Classen der Einwohnerschaft, und vorzugsweise gerade von den Gebildetsten und Reichsten des Landes auf die liberalste Weise geübt wird.

Es ist unmöglich, daß Abraham den armen Fußgängern, die an seine Hütte pochten, mit mehr Bereitwilligkeit die Thüre öffnete, das Lager bereitete und ein Böcklein schlachtete, als man hier den Fremden ihre Viergespanne füttert, ihre Wagen unterbringt, sie selber zu den Diners und Banquetten führt und ihnen darnach unter Himmelbetten polstert.

Man macht im Westen Europas viele Unterschiede zwischen der spanischen Gastfreiheit und der Art und Weise der französischen, zwischen der Gastfreiheit, wie sie der Engländer übt, und der, wie sie in Italien zu Hause ist. — Der Fremde, welcher einmal die nordische Gastfreiheit kennen lernte, ist wenig geeignet, diese Unterschiede zu erkennen, da es ihm scheint, als fände er die Sache selber nirgends mehr. Unsere von Menschen wimmelnden Länder, wo Einer den Anderen drängt, wo Jeder sich vor Jedem wehrt, erscheinen, wenn man sie von Norden her betrachtet, vom ungastlichsten Egoismus beherrscht. Der Menschen giebt es in Fülle, und man sucht sich eher in den Kreisen seiner Verwandten und Nächsten abzuschließen, von denen man den Fremden fern hält.

Die Tugenden der Nationen sind ein Product der Umstände, unter denen sie leben. Der Mangel an Menschen rief im Norden die Gastfreiheit hervor, mit der man jedes neue menschliche Angesicht freundlich empfängt. Bei uns sieht man täglich und stündlich deren so viele, daß man sich zuweilen herzlich gern vor ihnen verbergen möchte. So kommt es, daß mitten in unseren volkreichsten Städten viele Leute ein so einsames und ungeselliges Leben führen wie die Eremiten und Einsiedler, während im menschenarmen Norden alle Leute sich in einer so beständigen Fülle von Gesellschaft und Getümmel bewegen, daß, wenn man ihre wie Bienenkörbe belebten Häuser betrachtet, man eine Uebervölkerung des Landes vermuthen sollte. In diesen Gegenden sind noch nicht alle Wege und Stege mit Candidaten so verrannt wie bei uns,

weßhalb ein jedes Talent, das sich nützlich zu machen weiß, herzlich willkommen ist und Thor und Thüren offen findet.

Endlich erwerben denn hier auch die Leutchen, was sie spenden, auf eine nicht gar schwierige Weise. Das Brod und die Früchte wachsen ihnen reichlich in den Schooß, das Korn geht seine bekannten Wege, und die Silberrubel und Dukaten rollen von selbst in den Kasten zurück. Die Letten und Esthen braten, backen und brauen aus altem, durch die Eroberung begründetem Pflichtgefühle. Die Weine schickt der Kaufmann, auch Zucker und Kaffee besorgt er dienstfertig gegen einige Anweisungen an einen Banquier. Warum sollten sie da nicht essen, trinken und banquettiren! Warum sollten sie nicht leben und leben lassen!

Um gesellig und gastfrei zu sein, muß man vor allen Dingen Muße und Gemächlichkeit haben. — Bei uns hat kein Mensch Muße. Selbst die Reichen sind mit Geschäften überladen und legen ihre Zeit auf die Goldwage, und sogar der unabhängige Gutsbesitzer ist ein geplagter Mann, muß sorgen und speculiren, verbessern und amelioriren, in Preußen ist er sogar ein halber Beamter geworden.

In Livland und Kurland, was bekümmert man sich dort um die Zeit! Muße hat man alle Tage. Die Geschäfte besorgen der Amtmann, der Advocat und der Kaufmann. Auf die Uhr blickt man nur, um zu wissen, ob es nicht bald Mittagszeit ist, oder ob der Thee schon servirt wird, und in den Kalender sieht man zu keinem anderen Zwecke, als um zu erfahren, wie lange es noch

bis Weihnachten hin sei, wann das Osterfest fällt, wie viele Wochen man noch bis zur Seebadezeit habe, und ob nicht vielleicht morgen ein Geburtstag zu feiern sei.

Die Gutsherren sind unabhängige Könige. Kein Mensch mischt sich in ihre Angelegenheiten. Alle Sonnabende sehen sie die Liste der kranken und gestorbenen Bauern, die ihr Arzt machte, durch, oder nehmen ihren Amtleuten, Schreibern, Förstern und Justitiarien Rechenschaft ab, geben den Bauern Audienzen, erlassen diesen oder jenen Befehl, den hundert willige Hände auszuführen bereit sind, oder machen einmal einen Ritt durch die Felder und Wälder, um sich des Segens Gottes zu erfreuen, der ihnen von selbst in Fülle zuwächst.

Alle diese Geschäfte sind nicht so eilig, daß man sie nicht auch allenfalls verschieben könnte. Manche macht man im Beisein und mit Zuziehung der Gäste ab. — Ja selbst auch die eigentlichen Geschäftsmänner, die Advocaten, Kaufleute, Prediger u. s. w. treiben hier ihre Affairen weit mehr con amore als bei uns. Und da es in allen Dingen nicht scharf genommen wird, und Jedem viele hülfreiche untergeordnete Hände beispringen, so gewinnt man Zeit genug, die man der Muße, der heiteren Gesellschaft und seinen Gästen widmen kann. — Nicht nur etwa in den Palästen des Adels, sondern auch auf den Höfen der Prediger und in den Häusern der Bürger und Kaufleute blüht daher überall die schöne Tugend der Gastfreiheit.

Ein Fremder ist bei uns — freilich in geringerem Grade als bei den Engländern — immer, so zu sagen, etwas anrüchig. Man weiß nicht recht, woher er

kommt. Man erkundigt sich nach seiner Abstammung und Familie. Man fürchtet, er möchte etwas wollen. Man forscht nach seinen Reichthümern, und man sucht so lange, bis alle diese Puncte zur Zufriedenheit gehörig constatirt sind, so viel als möglich sich fern von ihm zu halten *).

Ganz anders im Norden. Jeden Fremdling ohne Ausnahme heißt man willkommen. Noch delicater als bei Homer berührt man die Fragen über seine Absichten, seine Herkunft u. s. w. — Ist er hülfsbedürftig, so sucht man ihm zu helfen, und ist er von Person ein angenehmer Mann, so findet er tausend gefällige, theilnehmende und Rath schaffende Seelen. — Dienstfertig und freundlich gegen Fremde zu sein, hält Jeder für seine höchste Pflicht, und das Lob eines „liebenswürdigen Wirthes" sucht sich Jeder zu verdienen. — „Ach was ist der Herr von so und so für ein liebenswürdiger Wirth," ist ein Lob, das man so oft hört als bei uns das: „ja, Herr N. N. ist ein brauchbarer Mann." — Bei uns ist Niemand nach jenem Lobe begierig, weil es gewiß ein sehr kostspieliges ist.

Der Herr des Hauses setzt seine Geschäfte nach, wenn er Gäste hat, um zu jeder Zeit für sie bereit zu sein. Die Frau des Hauses überwindet ihre Krankheit, erscheint unter den Fremden als angenehme Wirthin und wird dafür gelobt, bewundert, daß sie trotz ihrer erstaun-

*) Ich spreche hier wie ein Ostseeprovinzianer. Meine Landsleute werden mir nicht ganz Recht geben wollen. Die Nordländer aber werden vollkommen mit mir einverstanden sein.

lichen Schwäche sich für die Fremden so thätig und aufopfernd zeige. Und findet man sogar auch hier zu Lande zuweilen Leute, welche die heiligen Pflichten der Gastfreiheit weniger zuvorkommend und weniger freudig üben, so ist doch Keiner, der nicht diese Pflicht als unabweislich anerkenne und an ihrem Altare — wenn auch wider Willen — wenigstens mit geziemender Höflichkeit fungire.

Bei uns kann man Besuche machen, bei denen Gast und Wirth wie auf Nadeln sitzen, weil man merkt und merken läßt, daß man nicht gelegen kam. — „Ach, entschuldigen Sie, daß ich störe." — „Ja, verzeihen Sie gütigst, ich habe einen sehr eiligen Gang." — „Wenn Sie ein ander Mal mir die Ehre erweisen wollen. Allein bitte, setzen Sie sich doch wenigstens einen Augenblick."

Von solcherlei Redensarten vernimmt man im Norden nie eine Andeutung. Man kommt vielmehr überall zu jeder Zeit gelegen und ist immer im höchsten Grade willkommen.

Bei uns bedankt man sich sehr artig, wenn man irgendwo gebeten war, oder macht auch hinterher eine visite de remerciment. Man preist Gott, wenn ein Besuch, der eine ganze halbe Stunde saß, erst wieder fort ist, und freut sich, wenn man ein durchaus unvermeidliches Festin, das man seinen Bekannten ein Mal geben mußte, überstanden hat.

Im Norden ist es umgekehrt, der Gast bekommt tausend Dank für seinen freundlichen Besuch, und es wäre sehr lächerlich, wenn er seinerseits für eine Abfütterung danken wollte. Mit nichts mehr kann man sich dort die

Leute kräftiger verbinden als mit häufigen Besuchen, man bekommt aber bittere Vorwürfe, wenn man das Mittagsmahl oft versäumte.

Wenn man nach achttägigem Quartieren schon wieder wegfahren will, so wird man dringlichst gebeten, doch noch einige Zeit, ein paar Tage, eine Woche zuzugeben, und Gast und Wirth lassen gewöhnlich so schwer von einander, daß in der Regel die Bitte zugestanden wird. Man befiehlt, die Pferde wieder abzuspannen. Nach einigen Tagen läßt man dann wieder vorfahren, packt und rüstet sich zum zweiten Male zu unweigerlichem Abzuge. Die Bitten des Hausherrn erneuern sich, und der weichherzige mitleidige Gast läßt auf diese Weise nicht selten zum dritten oder vierten Male die Pferde zum Stalle zurückführen und schlendert selber noch einige Male zur vollen Tafel des „angenehmen Wirthes."

Bei uns ist nur alle 7 Tage ein Sonntag, alle Monate kommt man ein Mal bei'm Familienhaupte zusammen, dann und wann giebt man einen Thee, einen Kaffee, ein Diner oder auch eine Tanzpartie, bei welcher Gelegenheit dann alle Minen springen und das ganze Haus umgekehrt wird. Alles hat seine bestimmte Zeit, sein abgetheiltes Maß. Jenseits des 56. Breitengrades ist es anders. Da ist jeder Tag ein Sonn- oder Freudentag, Werkeltage giebt es nicht. Die Thüren sind nie verschlossen, und ein Gast löst den anderen ab, ein Festin das andere. Man ist immer vorbereitet, man ist stets aufgeräumt, beständig heiterer Laune und badet sich in ununterbrochener Geselligkeit, wie der Fisch im Wasser.

Wie die Werkeltage aus dem Kalender, so sind die Wohn- und Arbeitszimmer aus der Architektur gestrichen. Man kennt keine solchen Säle wie bei uns, die verschlossen werden und in denen das Ameublement mit Ueberzügen bedeckt ist, bis dann an einem Gesellschaftstage Alles in Glanz und Pracht strahlt. Alle Zimmer sind Gesellschafts-Säle, und durch alle Räume fluthet der sich tummelnde, als endende Drang der Gäste, und dem Nachdenken, dem Wohnen, der Einsamkeit bleiben nur kleine, unbedeutende Cabinets.

Die Hälfte des Hauses ist als Gastlogis gewöhnlich geradezu an die Fremden abgetreten. Hier und da findet man auf einigen Gütern auch besondere Häuser zum Beherbergen der Fremden. Viele der Familie nahe stehende Gäste haben ein für alle Mal ihr ihnen reservirtes Logis. — „Dieß ist das Logis für meinen Schwiegervater," „dieß ist für meinen ältesten Sohn, wenn er von Frankreich mich besuchen kommt," u. s. w.

Es ist unmöglich, daß ein Gastwirth bei uns sehnlicher nach Gästen aussehen kann als ein kur- oder livländischer Landedelmann. — „Gäste! Gäste!" heißt es in einem Ende des Hauses, wenn Einer, am Fenster lauernd, eine Kutsche von fern erblickte. Alles läuft aus allen Winkeln zusammen, um zu sehen, wer die Fremden sein mögen, ob der Besuch wohl ihrem Hause gelte. — Die Bedienten stellen sich an der Thür in Bereitschaft. Hausherr, Dame, Kinder, Alles fliegt hinaus den lieben Gästen entgegen. Denn — richtig! — die Kutsche bog auf dem Gehöfte ein. Es ist das liebe Onkelchen, das gute Tant-

chen und das hübsche Cousinchen. Die Vettern haben nachzukommen versprochen und wollen gegen Abend auch noch ein paar gute Freunde mitbringen. Welcher Jubel! Man wird 8 Tage zusammen bleiben, fröhlich plaudern, tanzen, frühstücken, zur Tafel gehen, Thee trinken, Karten spielen, Jagd machen, ein Elen schießen, einen Bären hetzen. Ja was wird man nicht noch Alles vornehmen!

In einem Lande, wo die Natur so unfreundlich, ist es ein besonderer Segen Gottes, daß er die Menschen dort so freundlich machte. — Vor Kälte zitternd, obgleich von oben bis unten in Pelze gehüllt, 10 Meilen durch Nebel und Sturm über Sumpf und Wald gefahren, von Wölfen- und Bärengeheul verfolgt, — wie freut man sich da über die heimliche Ansiedelung der Menschen! Wie erquickt man sich bei der dienstfertigen Aufmerksamkeit und Pflege!

Von den zahlreichen dienenden Geistern entkleidet, gereinigt, geputzt, wie tritt man froh und zufrieden in die vollen Gesellschaftszimmer! Mit welcher Genugthuung schreitet man auf die gnädige Frau des Hauses zu, küßt ihr verbindlich und ehrerbietig die Hand und läßt sich von ihr zur Erwiederung nach nordischer Sitte mit zarten Lippen die Stirn berühren! — Wie erfreut Einen der Theetisch, das heimliche Kaminfeuer und dann am Abende das bequemliche Lager!

Alle diese kleinen Comforts laben hier, wo auf jeder Quadratmeile Landes nur ein comfortables Haus steht, in tausendfach höherem Grade als bei uns, wo man Das auf Schritt und Tritt haben kann. Und dazu ge-

nießt man hier Alles — umsonst! Es ist die lautere, uneigennützige Gastfreundschaft, die dich auf Händen trägt, die dich wärmt, bettet, speist und tränkt. Du forderst mit Artigkeit, man gewährt mit Zuvorkommenheit. — In der That, es ist in diesem Erdwinkel noch ein Stück vom Paradiese, das sonst im übrigen egoistischen Europa verschwunden ist. Und wenn Abraham einmal mit seiner Freundschaft in Europa reisen sollte, er würde sich nur in diesen nördlichen Gefilden heimisch glauben.

Nach nordischer Sitte ist es Pflicht des Wirths, beständig um die Unterhaltung seines Gastes von des Morgens früh bis des Abends spät geschäftig zu sein, selbst wenn er auch ein Vierteljahr bei ihm bliebe, und es ist zum Bewundern, mit welcher Langmuth und Freudigkeit er diese schwere Pflicht übt.

Am Abende geht er im Hause umher, besucht seine Gäste in den verschiedenen Zimmern noch ein Mal, um nachzusehen, ob allen ihren Wünschen genügt sei, und früh Morgens ist er wieder der Erste an ihrem Bette, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. — Er arrangirt Jagden, Schlittenfahrten, Spaziergänge, oder pflegt Conversation mit ihnen, je nach ihrem Gefallen und Vergnügen. — Es gehört ein so hoher Grad von Selbstverläugnung und Selbstaufopferung dazu, wie man ihn bei uns gar nicht mehr findet.

Natürlich wollen wir damit diese Nordländer im Allgemeinen nicht vom Egoismus freisprechen. Nein, großer Gott, auch sie sind in dieser Hinsicht sehr menschlich. Aber Gastfreundschaft ist ihre fixe Idee, und nur ihr ge-

gegenüber cessirt aller Egoismus. Gastfreundschaft ist ihre anmuthige Göttin, und ihr bringen sie Alles zum Opfer, ihre Geschäfte, ihre Zeit, ihre Bequemlichkeit, ihr Geld und Gut.

In einem Lande, wo weder politische, noch litterarische, noch sonst andere als etwa landwirthschaftliche Interessen die Bevölkerung bewegen, scheint es, wenn man bei schlechtem Wetter oft Tage lang mit seinen Gästen im Zimmer eingeschlossen ist, nicht leicht, die Flamme der Conversation zu unterhalten. Allein eben diese Umstände haben hier eine außerordentliche Kunst, eine Conversation zu führen, bei den Menschen entwickelt. Ueber den Zustand der Wege, über Wetter und Wind, über Onkelchen und Cousinchen, über ein reines Nichts weiß man ein Gespräch auszuspinnen, das doch die Zeit täuscht, die Lippen elastisch und die Augen wach erhält. Tage lang erzählt man sich Geschichtchen, Anekdötchen, und schwatzt über's Hundertste und Tausendste. Und weiß man nichts mehr zu sagen, so genießt man — so groß ist die Lust zur Geselligkeit — des bloßen Beieinanderseins, wie Göthe's Egmont statt des Lebens sich der „freundlichen Gewohnheit des Daseins" freuend.

„Und es saßen die Drei noch immer sprechend beisammen."

Allerdings ist man indeß doch auch nicht selten um Conversation verlegen. — „Ach, das Haus ist voll Gäste! Mein Gott, wer soll die Conversation führen? Väterchen ist ausgefahren, und die Mutter ist unwohl. — Wer soll die Gäste unterhalten?" Die Unterhaltung der Gäste, — das ist hier immer die Frage. Die Conversation, — das ist

die unaufhörliche Verlegenheit. — Statt des Hausherrn muß der älteste Sohn eintreten, um die Honneurs zu machen, oder, ist der noch zu klein, der Lehrer des Hauses, oder, ist der dazu nicht geeignet, so wird schnell der benachbarte Prediger herüber gebeten. Statt der Hausdame müssen die Töchter, oder die Gouvernante, oder die Gesellschafterin den Mittelpunct einnehmen, die Gäste becomplimentiren, die Damen unterhalten, sich nach ihren Verwandten, nach der Art ihrer Reise erkundigen u. s. w.

Die Gastfreundschaft ist so groß, daß oft das Haus Tage lang voll Fremder ist, ohne daß Hausherr und Hausdame zum Vorschein kommen. Es genügt, wenn nur ihre Stelle durch irgend einen Viceverwalter eingenommen ist. Ja die Gastfreundschaft ist kaum eine persönliche Eigenschaft. Sie ist gewissermaßen eine reale Servitut, hängt am Gute und wird selbst fortgeübt, wenn auch die Hausherrschaft andauernd abwesend, z. B. auf Reisen ist. Man kehrt nach wie vor dort ein und findet doch irgend einen Verwalter, Arzt oder Prediger, der es im Namen der abwesenden Herrschaft übernimmt, den angenehmen und gefälligen Wirth zu machen und dafür zu sorgen, daß der Dienst an dem Altare jener freundlichen Göttin keinen Abbruch leide.

Da man Alles freundlich aufnimmt, was da angekutscht kommt, sei es ein-, zwei- oder vierspännig, und die Gastfreiheit ohne Ansehen der Person übt, so kann man sich denken, daß auch nicht Wenige sich dieß zu Nutze machen, um mit ihrer Hülfe die eigenen häuslichen Sorgen zu mindern. In der Nachbarschaft jeder großen

und reichen Familie wohnen immer viele minder begabter Ranudo's, armer Colibrado's, die auf den reichen Edelsitz wie auf ihre feste Burg schauen. Man findet sie in der Regel in Quartier bei ihrem reichen Nachbar. Zuweilen kommen sie nur wie zufällig auf ein Augenblickchen, um sich nach dem Befinden zu erkundigen, oder ein Geschäft zu besprechen, vorgefahren. Sie wollen gleich wieder fort, sie haben ihrem Bruder zu kommen versprochen. Aber ihr Bruder hat nicht mehr zu leben als sie selber. Und da wird ihnen denn der Satz Sosie's bald klar: le vrai Amphitryon est celui, chez qui l'on dine. Sie lassen sich daher stufenweise freundlich bereden, ihren Pferden etwas Ruhe zu schenken, bleiben die Nacht und vergessen sich auch wohl so weit, noch die ganze folgende Woche zuzugeben.

Mitunter, so oft im Jahre, als es sich nur mit einigem Schick thun läßt, ziehen sie mit Sack und Pack, mit Söhnen und Töchtern, mit Dienern und Zofen aus ihrer Hütte aus und quartieren sich bei ihrem reichen Nachbar ein, das Oster- oder Weihnachtsfest zu feiern. Es werden dabei an die alten wackelnden Kutschen so viel krüppelige Pferde gespannt, als man Stricke anzubringen weiß. Es wäre doch nicht schicklich, anders als sechsspännig bei'm vornehmen Vetter vorzufahren. Dabei bekommen auch die Pferde den Hafer umsonst. Die armen Thierchen sind bei'm Häcksel doch mager genug geworden. Man muß auch ihnen ein Mal einen Sonntag gönnen. Sie mögen sich bei'm reichen Cousin ein wenig herausfüttern. Freilich stehen für jene Feste leider nur

drei Tage im Kalender. Die dummen italienischen Priester, sie hatten keine Begriffe von der nordischen Gastfreiheit! — „Mütterchen, wir müssen durchaus ein paar Tage vorher ausfahren. Die Vettern möchten es übel nehmen, wenn wir zu spät einträfen. — Adieu, mein lieber Haus- und Hofverwalter, halten Sie Alles hübsch in Ordnung. In 8 Tagen sind wir zurück." — Satt, matt, mit rundlichen Pferden, entzückt von der Liebenswürdigkeit des Vetters, kommt man nach 4 oder 6 Wochen endlich wieder heim und schlüpft in das einsame Haus der Väter. — „Ach Gott, die lieben Verwandten wollten uns gar nicht weglassen. Es sind so charmante Leute, und sie haben uns so gern."

Ja die Gastfreundschaft hat sogar eine eigene Klasse von Leuten, welche, verarmte Besitzer, unbegüterte und unbeamtete jüngere Söhne kleiner Familien, alte Junggesellen, oder was dergleichen mehr, dann blos von der Gastfreundschaft leben. Sie haben sich irgendwo ein Stübchen gemiethet, und das einzige Besitzthum, das sie noch außerdem haben, ist eine kleine Karete und ein mageres Dreigespann. Mit diesem verdienen sie sich ihren Unterhalt. — Wo sie von irgend einer Jagd oder einem Feste hören, da stellen sie sich, geladen oder ungeladen, ein. Sie sind im ganzen Lande zu Hause, nennen alle Welt ihre Tanten und Onkeln und machen hier eine lange vertraute Bekanntschaft, dort eine entfernte — nach ihrer Meinung sehr nahe — Verwandtschaft geltend. Ihr kleines Dreigespann, auf dem Bocke ihr „Mensch," ein alter, ihnen auf irgend eine Weise zugefallener Leib-

eigener, Diener, Kutscher, Koch, Haus- und Hofmeister zu gleicher Zeit, wie Harpagon's Maître Jacques, — kutscht im ganzen Lande umher, und sie sind bei allen Zusammenkünften die gewöhnliche Zuthat, das stets dienstfertige lückenbüßende Ausfüllmittel der Gesellschaft.

Sie leben wenigstens mit einem Dutzend verschiedener Familien, in denen sie sich so eingenistet haben, als wären sie ein Theil der Herrschaft. Sie kommen angefahren, sie und ihre Pferdchen werden gefüttert, bedient und versorgt, machen ein paar Wochen mit, sie bleiben länger oder sie reisen ab, um anderswo ihre Aufwartung zu machen. Jeder heißt sie willkommen, und Jeder läßt sie ziehen, wie sie wollen.

Freilich fängt man jetzt auch schon in Kur- und Livland an, darüber zu klagen, daß die Gastfreundschaft nicht mehr so blühe wie in früheren Zeiten. Man spricht von goldenen tempi passati. Die Menschen seien engherziger geworden, der Luxus größer, und während man früher bei einem Glase Bier oder Punsch und mit der altherkömmlichen Küche zufrieden gewesen sei, genüge jetzt den anspruchsvollen Menschen nur wenig mehr. Die Gastfreundschaft könne daher lange nicht mehr nach dem ehemaligen großen Maßstabe geübt werden.

Doch sind das nur Redensarten der Alten, und für Einen, der das frühere Livland nicht kennt, haben sie keine Bedeutung. Wer aus Deutschland kommt, findet hier Alles noch wunderbar gastfrei. — Die Gastfreundschaft ruht, wie gesagt, auf den Bevölkerungs-Verhältnissen des Nordens und wurzelt zu tief in dem

Charakter der Leute. Sie ist noch kräftig und blühend, und noch jetzt immer ein Nahrungszweig, der stark genug ist, um seine Existenz sicher darauf zu basiren, und der seinen Dienst sobald noch nicht versagen wird.

Seebäder.

„Wir waren jung, hier waren wir gesund"
„Und schlenderten den Sommerabend lang"
„Mit voller Hoffnung mannigfaltigen Gang."

Diejenige Zeit, in welcher sich das kurische Landleben am angenehmsten entfaltet, ist der Monat Juli, in welchem Alles, was nur einigermaßen flügge ist, sich an die See begiebt und am Strande seine Badehütten baut. — Es füllen sich dann alle Seestädte mit Gästen aus den Ostseeprovinzen, die hierher kommen, um im kalten Meereswasser neuen Lebensmuth und frische Kräfte zu gewinnen.

Die belebtesten Badeplätze sind Libau und Reval. Bei Riga ist das Wasser zu süß. Libau, das den lithauischen Provinzen nahe liegt, lockt auch viele Polen tief aus dem Inneren des Landes herbei, und Reval wird häufiger von Petersburgern und sogar vom russischen Kaiserhofe besucht. Uebrigens ziehen auch alle anderen Küstenstädte, Habsal, Pernau, Windau, Arensburg, ihre kleinen Kreise von Badegästen heran. — Eben so sind auch alle Gutswohnungen, die an der See liegen, verpachtet. Das

Innere des Landes stirbt ganz aus, und am Strande dagegen füllt sich jedes Dach, jede hölzerne Hütte der lettischen und esthnischen Bauern mit Pastoren- und Edelleute-Familien.

Gleich wenn das rauschende Osterfest vorüber ist, fängt man an, die Fragen aufzuwerfen, ob, wann und wo man „an den Strand ziehe," zur selben Zeit, wo man in Tyrol und im nördlichen Italien die Controversen zu verhandeln beginnt, ob, wo und wann man auf die Alpen „in die Sommerfrische" gehe *). — Die erste Frage wird gewöhnlich mit Ja beantwortet. Die zweite ist eigentlich für beständig schon durch die Ansicht beantwortet, welche sich hier festgesetzt hat, daß vor dem ersten Juli die See nicht warm genug sei, um benutzt werden zu können, und die Entscheidung über die dritte Frage hängt von verschiedenen Umständen ab, ob man mehr die Heilkraft der Bäder oder ihre Geselligkeit, die im Innern des Landes dann absterbt und an der Küste aufblüht, sucht. Ist Jenes der Fall, so bezieht man ein Hüttchen, das man selber am Strande besitzt, oder das man pachtet; ist aber Dieses der Fall, so sucht man die Städte auf.

Die Länge des Strandes der Ostseeprovinzen von Narwa bis Libau beträgt ungefähr 150 Meilen. Diese sämmtlichen 150 Meilen werden nun mit fröhlichen ge-

*) Die Bewohner der heißen Thäler des südlichen Tyrols und des nördlichen Italiens gehen gewöhnlich während der Sommermonate eine Zeit lang auf die kühlen Alpen der Berge, auf denen sie in der Nähe der Schneeregion hübsche Wohnungen besitzen oder gemiethet haben, die sie „Sommerfrischen" nennen.

selligen Zirkeln besetzt. Musikbanden aus Deutschland und Bänkelsänger aus Riga reisen an der Küste auf und ab, um mit Spiel und Gesang die Tänze und Tafeln zu erheitern, und die oben bezeichneten Leutchen, die im Winter im Innern des Landes von Schloß zu Schloß fahren, um an den Mittelpuncten der Geselligkeit Theil zu nehmen, kutschen nun von Badehütte zu Badehütte, um ihre guten Freunde zu besuchen.

Das Seebad stärkt wunderbar alle Lebensgeister und vermehrt die Lebenslust, Gesundheit und — den Appetit — besonders zu bemerken — den Appetit. Dabei sind die Strandwohnungen enge und legen allerlei mehr komische als unangenehme Gene auf, so daß manche reiche Familie sich oft in vielen Stücken behilft wie eine Schauspielertruppe. Man ist dann froh und übermüthig wie die Krieger in der Campagne. Zwei Mal des Tages zieht man gegen die brausenden Wogen zu Felde. Die Wellen sind hier oft selbst im Juli noch so kalt, daß das Bad selbst dem Muthe eines tapferen Kriegers zuweilen eine große Prüfung ist. Zwei Mal des Tages feiert man triumphirend mit triefenden Haaren seinen Sieg an wohlbesetzter Tafel. — Der gemeinsame knappe Behelf, das enge Zusammenwohnen bringt die Menschen näher, reizt sie zur Vertraulichkeit, — die frische Gesundheit, die in Allen erblüht, macht sie launiger, und dieß führt denn zu den anmuthigsten und heitersten Unternehmungen, die während des Genusses reizender sind als in der Beschreibung. Gesellige Spiele, Tanz, Maskeraden, tableaux vivants, Schauspiele und Musik, Alles erscheint in bunten Kränzen gemischt, und

die Tage rauschen am Strande dahin wie die Wellen des Meeres, die im tollen Uebermuthe schäumend eine hinter der anderen herlaufen.

Da man vom Seebade alles Heil für das kommende Jahr erwartet und in dieser Zeit gleichsam einen Vorrath von Gesundheit einzuernten hofft, von dem man während des Winters wie der Bär von seinem Pfotenfette zehren könne, so ist man sehr gewissenhaft im pünktlichen Nehmen der Bäder, und man macht sich ein eben so großes Gewissen daraus, ein Bad während des Strandlebens zu versäumen, als an hohen Festtagen nicht in die Kirche gegangen zu sein. Man hat auch genau bestimmt, wie viele Bäder nöthig sind, um über die Zukunft beruhigt vom Strande zurückkehren zu können. Fünfzig Bäder reichen dazu hin. Man nennt dieß die kleine Kur. Die große Kur aber besteht aus sechszig bis siebenzig Bädern, und beneidet ist die Haut Desjenigen, der so viele Striche gewinnen konnte; denn Jeder führt in der Badehütte sein ausführliches Conto über die Bäder, indem er, wenn er triefend, roth wie ein Krebs und vor Kälte zitternd aus dem Wasser kommt, mit Kreide einen neuen Strich des Segens und Heils der langen Reihe an der Wand hinzufügt.

Man hat im Lande ein so großes Vertrauen zu den Seebädern, daß die Aerzte sie fast für alle mögliche Arten von Krankheiten verordnen. — Daher setzen auch Viele, obgleich die eigentliche Badesaison mit dem Anfange August's als beendigt angesehen wird, die Bäder noch in diesem Monate fort, in welchem es hier zuweilen schon so kalt ist, daß man in dicken wattirten Mänteln zum

Ufer hinabgeht und in den Zimmern bereits heizt. Nichtsdestoweniger hält man diese Bäder für gesund und hat auch den Grundsatz aufgestellt, daß alle Krankheit, die man während des Bades sich zugezogen, wiederum im Bade verlieren müsse, weßhalb keine Erkältung, kein Rheumatismus, Zahn- und Kopfweh das Seebad unterbricht, und Alles wieder in dem Heilbronnen der Salzfluth verloren wird.

Kein Vergnügen führen die Seebäder so unmittelbar herbei als die Spaziergänge, die durchaus mit zur Kur gehören. Gleich nach dem Frühstücke daher und eben so des Abends nach dem Thee begiebt sich Alles zu Fuß, zu Roß und zu Wagen auf die Wanderung. Der Ostseestrand gewährt freilich im Ganzen sehr wenig, was man eine Naturschönheit nennen könnte. Ja er ist fast überall so sandig und kahl, so wald- und baumlos, daß man sich meistens in völliger Einöde befindet *). — Allein theils sucht man in diesen geselligen Ländern alle Schönheit weniger in Bäumen und Thälern als in den anmuthigen geselligen Zirkeln, theils auch hat der Strand doch das herrliche und nie sättigende Schauspiel der grämzenlosen Wasserfläche und des Wellenspiels.

Dazu kommt noch, daß die graue Woge des Meeres in diesen Gegenden ein so reizendes und kostbares Product an das Ufer spielt, wie es der Bernstein ist. Daher wird denn der Rand der Meeresbrandung zur gewöhnlichen

*) Einen Theil dieses Strandes, die Umgegend von Sackenhausen, nennt man daher auch das kurische Sibirien.

Promenade der Badegesellschaften gewählt und das Bernsteinsuchen zu einem geselligen Vergnügen gemacht.

Jenes zierliche Meeresproduct wird bekanntlich an der preußischen Küste vorzugsweise gefunden, und zwar hat man in der Nähe von Königsberg bei Pillau die reichste Ernte. Allein auch an der ganzen kurischen Küste hinauf bis zur nördlichen Spitze des Landes wird er von der Ostsee ausgeworfen. Sogar auch noch auf dem südlichen Theile von Ösel bei Arensburg findet man ihn zuweilen — jedoch äußerst selten. Auch bei Riga soll man mitunter noch Bernstein gefunden haben. Ausgemacht ist es aber, daß von Pernau an weiter nach Norden das Meer nirgends mehr diese krystallisirten Thränen der Schwestern des Phaëton auswirft.

Wie die Juden überall das Schimmernde und Kostbare lockt, und wie sie in allen Ländern diejenigen Leute sind, welche sich am meisten mit Geld, Gold und Silber zu thun machen, so sind sie denn auch hier die vornehmsten Kaufleute im edlen, goldschimmernden Bernstein. Uebrigens verhandeln sie ihn nicht blos, sondern wissen ihn auch sehr zierlich und geschickt zu bearbeiten, und in den preußisch-russischen Gränzorten Tauroggen und Polangen wird dem Reisenden eine Menge von hübschen Bernsteinsachen zu recht billigen Preisen durch Juden feilgeboten.

Auch ist jenes delicate Product vielfach in die geselligen Sitten dieser nordischen Kreise eingedrungen. Viel Müssiges und Wohlhabendes beschäftigt sich damit, dem goldenen Bernstein eine hübsche Form zu geben, und ver-

steht das Feilen und Drechseln desselben. — Am Strande legt sich Jeder eine kleine Bernsteinsammlung an, die er eifrig vermehrt, und deren rohe Stücke er dann und wann zu niedlichen und eleganten kleinen Cadeaux umgestaltet.

Wenn man nach einem Sturme, wobei der Grund des Meeres aufgeregt wurde, am Strande spazieren geht, so findet man das ganze Ufer mit dunkelgrünem Seetange, mit dem zugleich der Bernstein herausgerissen wird, bedeckt, und diese Tanglage mit blinkenden Bernsteinstückchen besäet. Die goldigstrahlenden Krystalle, welche die schwarze Woge des Meeres ausspie, flimmern reizend auf der dunkeln Unterlage des Tangs, und neuentdeckte Diamanten in den brasilischen Edelsteingruben werden nicht mit solchem Jubel aufgelesen wie hier von den heiteren Badegesellschaften die hübschen Ambrasplätterchen.

Die Haupternte des Bernsteins fällt freilich etwas später als die fröhliche Badezeit — in den Herbst, wo die größten Stücke ausgeworfen werden. Gewöhnlich sind es die armen Fischerbauern, welche sie finden, und schlaue Juden, die sie ihnen billig abhandeln und zu theueren Preisen wieder verkaufen. Uebrigens ist in diesen Provinzen die Bernsteinfischerei eben so frei wie die Jagd, und Jeder eignet sich zu, was er erbeutet. — In Preußen ist durch das Regal der Bernsteinfischerei den Seebadegesellschaften das anmuthige Vergnügen des Bernsteinsuchens verdorben worden, so wie durch das Jagdregal den Jägern die Freude, hier und da ein Häschen zu schießen.

Da die Seebäder einem Jeden so nahe am Herzen liegen, so ist natürlich auch bei'm Abschiede vom freuden-

reichen Strande die Betrübniß groß, und eben so innig der Wunsch, im nächsten Jahre hierher zurückzukehren. Diese Gefühle und dann auch eine Regung von Dankbarkeit gegen das Meer haben die Sitte begründet, den heilbringenden Wogen und ihren Nereiden durch eine symbolische Handlung Dank zu bezeigen. — Nach dem letzten Bade begeben sich daher alle Badegäste an den Strand werfen irgend eine Kleinigkeit, ein paar Geldmünzen, einen Ring oder eine Perle, in die Brandung und sprechen ihr dabei den Wunsch aus, das nächste Jahr wieder auf 4 Wochen mit ihr in guter Freundschaft zu verleben.

Das Meer hält allerdings immer Wort und stellt sich seit Jahrtausenden beständig bei dem verabredeten Rendezvous auf demselben Orte wieder ein. Allein die veränderlichen Menschen erfüllen dann, nachdem sie sich in's Innere zurückgezogen, nicht alle Mal ihr Versprechen. Viele sind mit dem kommenden Frühlinge, ihre gute Ostsee vergessend, in andere Länder gezogen. Manche sind wohl gar auch dem irdischen Festlande untreu geworden und über Winter verblichen.

Die Geselligkeit in den Ostseeprovinzen ist so groß, daß sie eigentlich das ganze Jahr über ihre Rührigkeit behält. In einem wohlhabenden Hause dieser Erdgegend ist es beständig Sonn-, Fest- und Feiertag, und nur an ganz absonderlichen hohen Festen scheint sich das Ganze noch höher und glänzender zu heben, so wie nach deren Vorüberrauschen dann zuweilen ein kleiner Stillstand eintritt.

Ein solcher kurzer Stillstand zeigt sich denn auch nach der Badezeit, wo man sich im Innern des Landes wieder zurecht zu finden und die entschwundenen Strandfreuden zu betrauern hat. Weil man hier indeß auch bei der Trauer nicht gern einsam und allein ist, — wie melancholisch ist es, ohne Trauercollegen in seinem Kämmerlein zu weinen, — so findet man sich bald auch dazu wieder in gemüthlichen Zirkeln zusammen, und es bilden sich kleine Gesellschaften, die gemeinschaftlich die entschwundene Badezeit bedauern und endlich darauf sinnen, sich die Melancholie so gut wie möglich mit Tanz und Scherz aus dem Kopfe zu reden. Und bald dreht und tummelt sich denn Alles wieder so lustig wie zuvor. — Es beginnt nun nach einiger Zeit die für die kyrischen Herren so fröhliche Zeit der Jagd, deren Schilderung wir daher auch unmittelbar der Badezeit folgen lassen.

Die Jagden.

„And in this covert will we make our stand,
„Culling the principal of all the deer.“

„Oui, la philosophie c'est quelque chose, mais la danse c'est plus,“ — ſoll einmal eine tanzluſtige Dame einem Weiſen geantwortet haben. Hätte ein Liv- oder Kurländer an ihrer Statt zu reden gehabt, ſo hätte er ungefähr Daſſelbe, nur ſtatt la danse „la chasse“ geſagt. Denn es iſt ausgemacht, daß die Hauptphiloſophie, das vornehmſte Studium der Schwerttritter unſerer Tage, ſeitdem es nicht mehr den Heiden und Barbaren gilt, die Jagd iſt, die Wolfs-, Bären- und Fuchs-, die Dachs-, Otter- und Luchs-, die Elen-, Rehe- und Haſen-, die Schnepfen-, Reiher- und Schwanen-, die Haſel-, Birk- und Auerhahnjagd.

Bei uns hat es mit der Jagd keine rechte Art mehr, oder vielmehr zu viel Art. Die Cultur hat weit um ſich gegriffen und das Gebiet der wilden Thiere beſchränkt. Die Jagd iſt nach ſtrengen Geſetzen geregelt. Dieſer darf

schießen, Jener nicht. Zu dieser Zeit kann man jagen, zu jener nicht. Dabei wird die ganze edle Kunst so handwerksmäßig, so regelrecht betrieben, daß sie ordentlich zur Wissenschaft geworden ist, und daß die Wissenschaftlichkeit fast alle Poesie daraus verjagt hat.

Wo kann der Jäger bei uns noch durch die Wälder streifen, ohne nicht gleich wieder bei zwei Schritten einem Ackerfelde, einem Dorfe oder sonst einer verwünschten menschlichen Ansiedelung zu begegnen. Auf engen Räumen muß er sich behelfen und dabei überall in Furcht sein, nicht die Gerechtsame Anderer zu verletzen. Hier wird ihm die Flinte abgenommen, dort macht ihm ein Bauer, dessen Ackerfeld verletzt wurde, den Proceß. Ja er kann sogar arretirt werden. Arretirt, der Jäger! — das freieste Geschöpf unter der Sonne!

Viele Thiergattungen hat die Cultur bei uns ganz vertilgt. Von Wölfen, Bären keine Spur. Das Elen nur in spärlichen Knochen, als Reste einer früheren Welt von den Naturforschern aus dem angeschwemmten Lande gesucht, der Luchs allenfalls noch vorhanden — in dem Sprüchworte von den Luchsaugen. — Auch ist das meiste Wild bei uns eingehegt und gepflegt, es wird zusammengetrieben auf den spärlichen grünen Oasen, die der Ackerbau dem Jäger gelassen, und dort regelrecht mehr abgeschlachtet als gejagt. — Und was ist es für zahmes Wild, gegen das unsere Jäger mit kühnen Gesängen in's Feld ziehen! Hasenpfoten, die Niemanden kratzen, Rehgebisse, die das Gras nur beißen, Fuchsgeheul, das Keinen schreckt!

Wie ganz anders an der Düna und Narowa, am Peipus-See und am finnischen Busen. Auf 3000 Quadratmeilen Wald, See und Sumpf giebt's zwei Dutzend Städte und kaum Etwas, was man ein Dorf nennen könnte. Die Ansiedelungen der Menschen verschwinden in der Riesenmäßigkeit der Wildnisse. Wälder, die selten eine andere als eine Wolfstatze betritt. Seeen und Flüsse, die kaum ein Fischerboot befährt. Einsamkeit und Wildnisse die Fülle. Da lohnt es sich doch, Jäger zu sein!

Der Thierarten sind gar mannichfache, und viele von der Natur mit Kraft hinreichend ausgestattet, um ihre Ueberwindung interessant zu machen und die Jagd mit Abenteuern zu würzen. — Der nordische Tiger (der Luchs) in den Bäumen, die livländische Hyäne (der Wolf) auf allen Wegen und Stegen, der Bär und der Vielfraß in ihren Nestern, der Dachs in seinen Höhlen, die Ottern und Biber an den Flußufern, — sie wissen alle genugsam den Menschen zu intrigüren, machen manchen zum Helden und manchen zum Märtyrer.

Dabei hat man das Jagdvergnügen nicht in enge Fesseln eingezwängt und keine Wissenschaft daraus gemacht. Es giebt keine Jäger von Profession. Jeder ist ein geborener Jäger und treibt die freie schöne Kunst nach eigener Lust und Liebe. Kein Theil der Jagd ist ein Regal, und Jedermann — d. h. natürlich jeder Edelmann — denn andere Männer giebt es eigentlich kaum bei den Schwertrittern — schießt das Elen, das nordische Riesenthier mit demselben Fug und Recht wie den Sperling.

In Livland hat man den sehr natürlichen Grundsatz aufgestellt, daß jeder Gutsbesitzer auch ein Recht an allem Wilde auf seinen Domainen besitze, und kein König und Kaiser sich in dieses zu mischen habe. Mancher Edelmann nennt auf diese Weise ganze Rudel von Elenthieren und Rehen sein eigen und zählt ganze Schaaren von Füchsen und Luchsen zu seinem Heerdenvieh. Viele haben große Colonieen an Bären und weitläufige Ansiedelungen von Wölfen auf ihren Besitzungen. Und wollte man ihnen gar alles Gesieder auf ihren Landschaften nachrechnen, so möchten sie reicher befunden werden als selbst Noah in seiner Arche.

In Kurland hat man nach polnischer Weise diese Jagdfreiheit noch weiter ausgedehnt, indem dort jeder Edelmann sogar das Recht hat, auch auf fremdem Boden zu jagen und frei, ohne Jemanden zu fragen, mit seiner Flinte und seinem Gefolge im ganzen Lande herumzuziehen. Und selbst auch in Livland ist es Sitte, daß der Grundbesitzer nach geschehener Anfrage einem adeligen Jäger die Jagd auf seinem Gebiete nicht verweigert. Jeder dieser Herren kann daher eigentlich das ganze Land zwischen Lithauen und Finnland als sein Jagdgebiet betrachten, wo er jagend und schießend das Wild frei pürschen, hetzen, treiben und beschleichen kann. Man kann sich denn Allen nach vorstellen, daß die Jagdpartieen hier nach einem ziemlich großartigen Zuschnitte gemacht werden.

Viele Herren haben in den entgegengesetzten Gegenden des Landes Güter. Sie lassen heute auf dem einen das Jagdhorn ertönen, begeben sich mit ihren Hunden

und Jägern auf dem einen Ende in die Wälder und tauchen nach 3 bis 4 Tagen auf dem anderen wieder daraus hervor, um auf dem dortigen Schlosse, nachdem sie auf einer Strecke von 20 bis 30 Meilen das Wild eingeerntet, von der Jagd zu ruhen.

Manche quartieren sich zu Zeiten mitten in großen Wildnissen in einem einsam gelegenen Häuschen ein und durchstreifen von da aus wochenlang die umliegende Gegend. Ja es giebt so leidenschaftliche Jäger, daß sie oft das ganze Jahr hindurch ihre Jagdstiefeln nicht mit den Pantoffeln vertauschen. — Zu Zeiten speculiren auch arme Edelleute hier und da mit ihrem Jagdprivilegium, an dem auch Alles Theil nimmt, was unter eines Edelmannes Schutz mitgeht, nehmen Leute in Sold und schießen sich eine kleine Provision Wildpret zusammen, das sie an die Wildprethändler zu guten Preisen absetzen.

Die Jagd mit dem Hühnerhunde, die bei uns so häufig und den kleinen Verhältnissen unserer Jagdgebiete angemessen ist, ist in den großen Jadrevieren der Düna-Gebiete fast ganz unbekannt und auch unbrauchbar. Die vorzüglichsten Arten der Jagden sind hier die „fliegende" und die „Klapper-Jagd."

Bei der fliegenden Jagd ist Alles zu Pferde, und sie geschieht mit Hunden. Die Jäger folgen nach eigenem Gutdünken dem Geklaff der Hunde, das ihnen den Zug des Wildes andeutet. Es wird dabei Alles geschossen, was die Hunde auftreiben.

Die Klapperjagd geschieht mit Treibern und gilt gewöhnlich nur einer Art von Thieren, dem Wolfe, dem

Bären oder dem Elen u. s. w. — Sie hat ihren Namen von den klappernden Instrumenten der Treiber, mit denen sie an die Bäume schlagen, um das Wild aufzuscheuchen. Die Letten und Esthen, die gewandten Jagdgehülfen der deutschen Herren, machen dabei mit Jauchzen, Pfeifen, Schreien und Klatschen einen Lärm, der selbst einen Diogenes aus seinem Fasse zu scheuchen vermöchte, geschweige das arme scheue Wild. Ihr gewöhnlicher Jagdruf, in articulirte und buchstabificirte Laute gefaßt, heißt „Skrauja! Skrauja!" Doch beschreibt und articulirt es Niemand so leicht, mit wie vielen schreckhaften Variationen und Nebentönen dieß Skrauja im Walde erklingt. Ueberhaupt sind jene Völker, die zum Theil auch wie eine Art von Wild mit den Wölfen und Elenthieren im Walde leben, zu Jagdgehülfen geboren und erzogen. Sie haben eine große Gewandtheit darin, alle Naturlaute nachzuahmen, die Thiere zu belauschen, ihren Stand und ihre Zahl zu erforschen, und ein lettischer oder esthnischer Waldaufseher weiß gewöhnlich nicht nur von dem Stande der Elenthiere und Rehe, von der Größe ihrer Familie, von den Streitigkeiten, die sie etwa in den letzten Tagen mit den Wölfen hatten, u. s. w. genaue Rechenschaft zu geben, sondern er zählt auch die Nester der Auer- und Birkhühner, kennt genau die Ausbreitung ihrer Colonieen und die Veränderungen in ihren Ständen. Alles, was nur in der Natur eine Kehle und ein Ohr hat, weiß er mit nachahmender Stimme zu täuschen, das Haselhuhn zu locken, die Schnepfe zu ködern. Sogar die Wölfe „heulen sie in der Nacht vor der Jagd an," um sie durch grauenhafte Liebestöne

in den bezeichneten Bezirk zu locken, wo sie alsdann von den Jägern umstellt werden. Nur das Brummen des Bären scheint unnachahmbar zu bleiben.

Die reichen Besitzer, die ganze Quadratmeilen von Wald bei ihren Aeckern liegen haben, laden zu Zeiten zu großen Jagdfestins ein. — Wenn man weiß, daß ihre Rehe zahlreich und ihre Hunde gut geübt sind, so kommt man aus einem Umkreise von 20 Meilen dazu herangefahren. Acht Tage lang zieht man Tag für Tag in den Wald. Zu Wagen, zu Pferde, zu Schlitten, auf langen Jagdtroschken, Dutzende von Hunden, Hunderte von Bauern nebenan, wie eine Armee rückt man in's Feld, um den scheuen Bewohnern der Wildniß den Krieg zu machen. Man verproviantirt sich reichlich auf den ganzen Tag. Die Mahlzeiten werden unter den hohen Fichtenbäumen gehalten, aus denen man die Luchse vertrieb, oder im Neste eines Bären, den man erschoß, oder auf dem Anger eines Elens, das man erlegte. Zuweilen geht das Corps der Hausmusiker mit. Selten fehlen die Karten und Würfel, und man sollte glauben, Tacitus habe seine Beobachtungen über die Deutschen hier unter den heutigen Enkeln der Schwertritter gemacht, so sehr gleicht noch Alles den alten germanischen Zuständen, nur mit der Beschränkung, daß die Jäger keine Thierhäute tragen, sondern (immer) lauter elegante, (zuweilen) hübsche und (gewöhnlich) gebildete Leute sind.

Bei den Römern erhielt der mannbare Jüngling die toga virilis. Hier ist eine Jagdflinte das Abzeichen, daß man mit zu den Quiriten gerechnet werde. Schon die

Knaben schleppen sich mit Flinten herum, und kaum stehen sie ein wenig auf eigenen Füßen, so läßt man sie das lustige Jagdleben mitmachen, und zuweilen sieht man Großvater, Sohn und Enkel bei demselben Jagdzuge. — Das erste Elen, das ein junger Mann schoß, wird sein halbes Leben hindurch besprochen und der letzte Bär, den ein Greis kurz vor seinem Tode erlegte, noch lange, lange mit Rührung von den Anverwandten erwähnt. — Fast allen adeligen Familien des Landes ist diese Jagdlust eigen. Vielen ist sie so tief eingeimpft, daß, wo man nur von einem Mitgliede dieser oder jener Familie hört, man darauf rechnen kann, einen leibhaftigen Nimrod zu erblicken. Nur wenigen ist umgekehrt die Abneigung gegen das Jagdhandwerk erb- und eigenthümlich. — Es giebt Manche, die während ihres ganzen Lebens nichts von der Welt sahen als ihre Forsten und Wildnisse, die während der siebenzigjährigen Dauer ihrer Existenz mehr als 100 Kalbhäute zu Jagdstiefeln verbrauchten und mehr Salpeter auf Wildpret verpufften, als ihre Vorfahren nöthig hatten, um das Land zu erobern, und denen man, wenn sie auch nicht wußten, was das heißt: das Leben ein Traum, mit Recht auf's Grab schreiben könnte: „das Leben eine Jagd."

Von Zierau nach Dondangen.

„Wandern und schweifen
„Die Welt entlang.“

Das nächste Städtchen, welches mir in diesem Lande der anmuthigsten Gastfreiheit, des fröhlichen Strandlebens und der nordischen Nimrode erreichten, war Hasenpoth, ein sonderbarer Name, aber kein so verächtlicher Ort. Auf Lettisch heißt die Stadt Aischputte, und es ist bei den Gelehrten noch nicht ausgemacht, ob das Aischputte eine Lettisirung des deutschen Hasenpoth, oder ob dieses eine germanische Umbildung des lettischen Aischputte sei.

Jedenfalls ist das deutsche Wort plattdeutscher Bildung statt des hochdeutschen Hasenpfote, wie denn überhaupt viele Namen von Orten und Gütern in diesen Provinzen offenbar plattdeutschen Ursprungs sind, so z. B. Backhusen, Terwenden, Neddernecken, Kikum, Tukkum. — Viele, die wahrscheinlich später begründet und benannt wurden, haben hochdeutsche Namen, wie z. B. Neuhof, Sackenhausen, Schützenhof u. s. w. — Ent-

schieden die meisten freilich sind alle lettische Namen, wie z. B.

Sattiken, Dragunen und Kapseden.
Kattiken, Kalkunen und Scheden.
Postenden, Nurmussen und Kroten.
Wenden, Appussen und Amboten.
Potkaisen und Rockaischen.
Kruschkalln und Sallgaln.
Birten und Blirten.
Pampeln und Pimpeln.

Dieß sind die Klänge, die tausendfach im Lande wiederklingen, und wer solche Reime einmal recht weg hat, der macht hinterher deren von selbst eine Menge und kann darauf wetten, daß sie ächt kurisch sind. Auch in solchen Klängen liegt ein Theil des Charakters des Landes verkörpert.

Hasenpoth.

„Er erbt eine kleine Mützenfabrik,
„Von der Großmutter ein Kram und Laden,
„Ein Weinschank von seiner Pathe,
„Ein Gewölbe mit zwanzig Stückfaß Wein."

Hasenpoth ist ein Ort, der in der Weltgeschichte allerdings nur eine wenig glänzende Rolle gespielt hat. Ja sogar in der kurischen Geschichte ist er nicht einmal sehr renommirt. Die Stadt hat kaum 2000 Einwohner, und diese sind noch dazu meistens Juden. Auch

sind die Straßen der Stadt nicht gepflastert, und in noch nicht sehr lange entschwundenen Zeiten ließen sich die Herren von der gebildeten Gesellschaft des Abends, wenn sie vom Klubb kamen, von Juden, welche man die Hasenpoth'schen Fiaker nannte, Huckepacke nach Hause tragen.

Nichtsdestoweniger möchte ich doch die deutschen Leser bitten, nicht allzuverächtlich von Hasenpoth zu denken. Das Städtchen, im Thale der Tepper nicht unmalerisch gelegen, gewährt gar keinen üblen Anblick. Es hat auch eine alte Ruine, das ehemalige Schloß eines Ordens-Vogtes. Und dann ist es ein eigen Ding um diese kleinen Städte in Liv- und Kurland. Sie besitzen allerdings keinen so tüchtigen, verständigen und industriösen Mittelstand wie unsere Städte. Allein da sie die Rendezvous und — im Winter wenigstens — die Sammelplätze des umwohnenden Adels sind, so kommt man hier in so feine und gebildete Zirkel, wie man sie in unseren kleinen Städten nicht findet, und fühlt sich wahrhaftig in dem kleinsten dieser Nester nicht so von Gott und aller Welt verlassen wie in den meisten Städten unserer Provinzen.

Hasenpoth hat seinen Klubb, seine Casinos, seine Soiréen, seine Maskenbälle trotz Mitau und Riga. Und die Bälle, die hier gewöhnlich dreimal 24 Stunden dauern, weil die Leute aus weiter Ferne dazu herfahren und dann, wenn sie einmal zusammenkamen, doch auch wissen wollen, warum sie so viele Pferde vorspannten, sind der Art von eleganter Welt belebt, daß man, wenn auch nicht das Ballhaus, denn dieses ist schlecht genug, doch die tanzen-

den Paare sogleich an den Hof von Berlin oder Wien versetzen könnte, ohne daß sie sich dort im Geringsten genirt finden würden. Ja sie würden vielleicht durch ihre Anmuth daselbst noch Bewunderung erregen.

Es ist sehr wohl möglich, daß unter 100 Lesern dieses Buchs 99 sind, die zum ersten Male in ihrem Leben den wunderlichen Namen Hasenpoth gedruckt lesen, und doch kennt ihn innerhalb der Gränzen Kurlands nicht nur alle Welt, sondern Jedermann weiß dort auch sogleich und prompt, was in Hasenpoth auf diesem oder jenem Balle, bei dieser oder jener Adelsversammlung gesprochen wurde oder sich ereignete. So berühmt ist dieser Ort auf den 700 Quadratmeilen des Landes, und so verschieden sind die Gegenstände, um welche die Gedanken der verschiedenen Bevölkerungen Europa's sich bewegen.

Natürlich ist es aber nur immer wieder der Adel des Landes, der dem Dinge Namen und Gewicht gibt. Denn der Ort an sich, die Stadt als solche, die Bürgerschaft ist in ökonomischer und geselliger Beziehung und in Rücksicht auf ihr rechtliches und politisches Gewicht mehr als federleicht, wie unter Anderem schon daraus hervorgeht, daß von den 13 Stimmen, welche zur Wahl des Predigers der Stadt berechtigt sind, 12 von den umwohnenden Edelleuten exercirt werden, und nur eine der Bürgerschaft, welche aus einigen Krämern, Wirthen, Advocaten und Aerzten besteht, gehört.

Goldingen.

„Tant chevauchèrent par la plaine,
„Qu' arrivèrent à la cité."

Hasenpoth ist, wie gesagt, in Kurland berühmt, aber Goldingen ist noch berühmter. — Wir erreichten diese Stadt, indem wir unseren Cours nach Norden richteten. In jeder Hinsicht steht Hasenpoth tief, tief unter Goldingen, sowohl in Bezug auf seine gegenwärtige Bedeutsamkeit als in Bezug auf seine historischen Erinnerungen, sowohl in Bezug auf die Güte seiner Bauart, als in Bezug auf die Menge und Wohlhabenheit seiner Bevölkerung. Ich hörte einmal einen Goldinger Bürger diese Parallele zwischen Hasenpoth und seiner Vaterstadt noch weiter ausführen. Mein Gott, es war mir, als wenn ein Berliner von Breslau oder Potsdam spräche. — Goldingen ist entschieden nach Mitau die wichtigste der inneren Städte Kurlands. Sie liegt gerade in der Mitte des westlichen Theiles des Herzogthums, welcher die eigentliche Halbinsel Kurland constituirt, und es wurde daher auch einst, als auf eine kurze Zeit das ganze Land unter zwei regierenden Brüdern in zwei Regentschaften zerfiel, von dem einen Souverän zu seiner Capitale erwählt.

Die Capitale Goldingen liegt an der Windau, dem größten Flusse des Landes, der, tief aus Lithauen kommend, sie mit sehr entfernten Gegenden in Berührung bringt. Sie hat enge Straßen, hohe Häuser, einen gepflasterten Marktplatz und überhaupt so entschieden das Ansehen einer Stadt, wie keine der übrigen von uns

als Städte angeführten Ortschaften dieser Gegenden, die alle in ihrer lockeren, weitläufigen Anlage mehr nur Flecken gleichen.

Bei Goldingen hat die Windau ein quer durchsetzendes Felsenriff durchbrochen, und dieser Umstand hat ohne Zweifel auch den ersten Anlaß zu menschlicher Ansiedelung an diesem Platze gegeben. Das Felsenriff im Flusse selbst war zum Betriebe von Fischfang sehr geeignet, und die zu den Seiten des Ufers stehen gebliebenen Erhöhungen luden zu Befestigungen ein. Noch jetzt sieht man auf ihnen die unbedeutenden Trümmern eines ehemaligen Schlosses. Auch der Fischfang hat in diesem Augenblicke noch nicht an jenem Felsenriffe aufgehört, und zwar ein ganz eigenthümlicher Fischfang, wie er sonst vielleicht nirgends mehr existirt.

Das Felsenriff geht nämlich durchaus unzerrissen, überall von gleicher Höhe, etwa nur 2 bis 3 Fuß hoch, oben völlig eben und abgeplattet quer durch den Fluß, und das Wasser stürzt wie von einem künstlichen Wehre überall gleichmäßig und ruhig hinab. Dieser Wasserfall heißt die „Rummel." Die Fische nun, welche den Fluß hinaufschwimmen und, Gott weiß, wie, die geringe Höhe des Wehres sehr wohl kennen, nehmen hier einen Anlauf, machen einen Satz und springen auf das Plateau hinauf, um dann oben ihre Reise weiter fortzusetzen. Diese Geschicklichkeit der Fische gereicht ihnen zum Verderben, welches ihnen der Mensch, der sowohl die Dummheit als die Talente der Thiere zu seinem Vortheile zu benutzen weiß, bereitet. Die Fischer von Goldingen befestigen nämlich an dem Felsenriff Netze und Körbe, über

welche dann das Wasser hinwegbraust. Die Fische nehmen einen Anlauf, machen ihren Sprung und setzen statt auf das Riff unmittelbar in die Netze hinein. Es ist besonders eine kleine springlustige Art von Fischen, welche auf diese Weise gefangen wird. Dieselben werden „Wemgallen" genannt. Doch sollen die Lachse, welche die Windau hierauf ziehen, ebenfalls solche Sprünge machen, und sie werden dann auch auf dieselbe Weise gefangen.

Außer dieser Weise haben die Fischer von Goldingen, eben so aber auch alle kurischen Fischer, noch eine andere Manier, die Fische zu fangen. Sie harpuniren sie nämlich des Nachts bei'm Scheine von Fackeln auf dieselbe Art, wie nach der Beschreibung einiger amerikanischen Reisenden dieß auch in Nordamerika geschieht. Bei uns glaube ich, wird dieser Fischfang wenig oder gar nicht geübt. Hier aber versteht ihn jeder Bauer. Sie stecken dabei auf dem vorderen Ende des Fischerboots eine Stange auf, die auf der Spitze einen eisernen Korb über dem Wasser emporträgt. In diesem Korbe wird mit Kienholz ein Feuer unterhalten, das weit über das Wasser hinscheint und die Fische heranlockt und verwirrt. Einer der Fischer steht vorn in dem Boote, mit einen Spieße, der eine Reihe von Zacken mit Widerhaken hat, bewaffnet, und ein anderer fördert hinten das Boot leise und langsam den Fluß hinauf. Die Fische, die man bei'm hellen Scheine des Feuers deutlicher, als schwämmen sie im Sonnenlichte, in ihrem schimmernden Schuppenpanzer im Wasser bemerkt, stehen einige Augenblicke ganz ruhig vor dem Schiffe, in das Feuer blickend und empfangen dann ge-

wöhnlich den sicheren Todesstreich des gewandten Harpuniers.

In seichten Bächen, wo man mit dem Bote nicht fortkommt, gehen die Leute auch ohne solches in's Wasser, indem sie geräuschlos stromaufwärts den Fluß zertheilen. Sie tragen dabei die brennende Fackel, die sie immer dicht über der Oberfläche halten, in der einen Hand und die Harpune, die sie, um die Länge des Stoßes zu verkürzen, ebenfalls dicht über das Wasser hinstreifen lassen, in der anderen. — Im Sommer sieht man oft eine Menge solcher Lichter fischmordender Menschen auf den Flüssen der Landschaft vertheilt. Es ist diejenige Art des Fischfanges, die für Den, der nur erst einige Geschicklichkeit darin erlangt hat, den meisten Reiz hat.

Wir besahen in der Nähe von Goldingen noch die großen Werke, die man bei der vor einigen Jahren beabsichtigten Canalisirung der Windau zur Umgehung jenes Riffs in den Felsen zur Seite ausgeführt hatte. Die Leute klagten darüber, daß die ganze Arbeit, die so viele Millionen gekostet, nun nicht beendet, und daß mehre dabei beschäftigte Beamten mit einigen Hunderttausenden davongegangen seien.

Wie sehr Goldingen sich schon als Stadt fühlt, beweisen auch die Mißhelligkeiten, in welche hier zuweilen die Bürger mit den Edelleuten der Umgegend verfallen. Noch kurz vor meinem Hiersein hatten sich die bürgerlichen Gesellschaften von den adeligen gesondert, und jede einen eigenen Clubb und ein besonderes Casino gebildet. Es deutet dieß auf eine gewisse Unabhängigkeit des Bürgerthums in

Goldingen, wie sie in keiner der anderen kleinen Städte Kurlands statthat, in denen überall die Bürger sich als ruhige und artige Anhängsel des Adels erweisen.

Von Goldingen aus machte ich noch ein paar kleine Ausfahrten zu benachbarten Schlössern der Umgegend, und zwar zunächst nach Edwahlen, einem seit alten Zeiten berühmten Edelsitze Kurlands, der ehemals den Bischöfen von Pilten gehörte und jetzt so wie die ganze Umgegend weit und breit in Besitz einer der angesehensten und edelsten Familien Kurlands, Derer von Behr, gekommen ist.

Letzteres ging so zu:

Auf den Catalaunischen Gefilden, auf denen Aëtius mit seinen Römern und mit den ihm verbündeten Westgothen Gallien von dem verheerenden Raubzuge des Attila rettete, blieb die Gemahlin eines wisigothischen Anführers, die ihren theueren Gatten suchte, zurück. Sie fand ihn endlich, aber aus hundert Wunden blutend und erschlagen unter den Todten. Der Schmerz, die Noth und der Kummer lösten ihre Kräfte, und sie sank sterbend bei dem Leichname ihres Geliebten hin. Verscheidend gebar sie einen Knaben, der nun mitten auf dem gräulichen Leichenfelde zwischen seinem Vater und seiner Mutter das einzige menschliche Wesen hülflos und verlassen blieb. — Gegen Abend kamen die wilden Thiere des Waldes, die Füchse, Wölfe und Bären, um sich an dem gräulichen Mahle, das durch den Hader der Menschen ihnen hier bereitet worden war, zu erlaben. — Eine Bärin, vielleicht eine weitläufige Verwandte der Amme des Romulus und Re-

mus, trabte zu der Gruppe der Mutter, des Vaters und des Kindes heran, die sie sich beschnüffelte. Und siehe, wundersam! es verwandelte sich ihre wilde Gier in Mütterlichkeit. Sie beleckte das zarte schreiende Kindchen und ließ es an ihrer Brust saugen. — Als nach einigen Tagen die Besitzer und Eigenthümer der Catalaunischen Gefilde zurückkehrten und auf ihren Feldern aufräumten, um wieder ackern zu können, fanden sie die wunderbar wohlthuende Bärin. — Sie nahmen den kleinen Knaben, der von einer vor Schmerz sterbenden Mutter mitten im Getümmel einer das Schicksal der Welt entscheidenden Schlacht neben seinem erschlagenen Vater geboren und von einer wilden Bestie gesäugt worden war, und der daher offenbar zu etwas Besonderem bestimmt sein mußte, in ihre Familie auf und zogen ihn groß, indem sie ihn schlechtweg den kleinen Bären nannten. — Der Aeltern- und Ahnenlose, dessen Vater Niemand kannte, wurde ein ausgezeichneter Heerführer und Ritter und zugleich der Ahnherr eines Geschlechts, das in allen germanischen oder germanisirten Feudallanden sich verbreitete und groß machte, und das überall die Bärin, seine Stammmutter oder vielmehr Stammamme, in seinem Schilde als Wappen führte, in Italien unter dem Namen Bario, in Frankreich unter dem Namen Bar, und in Deutschland unter dem Namen Behr.

Ein Zweiglein von diesem weit verbreiteten Baume kam nun auch mit den Anpflanzungen, welche die Deutschen seit dem zwölften Jahrhunderte zu diesen Provinzen führten, hierher und verbreitete sich im Lande in verschiedenen Branchen, die fast alle mit Land und Leuten reich dotirt

sind, und von denen dann eine auch bei einer guten Gelegenheit vom Bischofe von Pilten das Schloß und die große Herrschaft Edwahlen erhielt und weiterhin auf seine Kinder und Kindeskinder vererbte.

Das Schloß Edwahlen ist eins der wenigen in Kurland, das seine antike Bauart noch bis auf diese Tage erhalten hat. Es bildet ein mit Thürmen versehenes Viereck, auf drei Seiten von Wasser umgeben. Auf der vierten Seite wird es von einem Haine uralter Eichen beschattet, der schon einen Theil des Parks bildet. — An dem Wasser umher liegen Mühlen, die Kirche, Krüge und allerlei Wirthschaftsgebäude. — Die Kirche ist stattlich und solid, wie denn überhaupt von den meisten kurischen Kirchen gilt, daß sie den Dorfkirchen bei uns nichts nachgeben.

Es waren mehre Antiquitäten, Rüstungen, Wappen und dergleichen an der Wand der Kirche aufgehängt, unter anderen auch eine Trompete mit langen Quasten, an die sich ein Vorfall knüpft, der vielleicht außer in Edwahlen nirgends mehr passirt ist. — Dieses Instrument gehörte nämlich einem herzoglichen Trompeter an, der, nachdem er das Abendmahl und dann ehrerbietig den priesterlichen Segen empfangen, ruhig seine Pistole aus dem Gurte nahm und sich mitten in der Kirche vor den Augen der ganzen Gemeinde erschoß. Fast jeder Ort hat so seine kleinen Ereignisse und gewöhnlich auch seine kleinen Naturmerkwürdigkeiten, die einzig in ihrer Art sind und ganz auf dieselbe Weise nirgends wieder vorkommen.

Die Herrschaft des Gutes war verreist. — „Da ver-

reisen Sie Euch wohl manches Pfund Butter und Mehl?" sagte ich zu einem alten Bauer, mit dem ich mich in ein Gespräch eingelassen hatte, — „und gewiß habt Ihr mehr zu schwitzen und zu zahlen, wenn Euere Herrschaft so in allen Ländern herumkutscht." — „Ach, mein Herr," — sagte der Alte, — „ich glaube nicht, daß es schadet, wenn unsere Herren in's Ausland reisen. Denn sie lernen da die Freiheit der dortigen Bauern kennen und kommen dann, wenn sie vorher hart waren, milder gesinnt zurück und suchen uns unser Schicksal zu erleichtern. — Die, welche immer im Lande bleiben, lernen nichts als Jagd und Kartenspiel, und da gebt oft noch mehr Geld auf. Nur zu lange müssen sie nicht ausbleiben, denn wir lieben vielmehr von unseren eigenen Herren und Vätern beherrscht zu werden als von ihren Verwaltern und Dienern, die uns fremd sind." — Ich war verwundert, eine so vernünftige und freisinnige Denkweise von diesem Bauer über die Angelegenheiten seiner Gebieter zu vernehmen. Später aber hatte ich noch oft Gelegenheit, die gesunde Philosophie der Letten, die wir uns fälschlich in völliger Apathie und gedankenloser Sklaverei versunken denken, zu beobachten, und zwar nicht nur ihre helle Denkweise im Allgemeinen, sondern namentlich auch in Bezug auf ihr Verhältniß zu ihren Herren.

Ich besuchte den Prediger von Edwahlen, einen liebenswürdigen, durch Gemüth und Verstand gleich ausgezeichneten Mann, der nach der gastfreien Weise des Landes mich mit offenen Armen aufnahm und späterhin mir ein sehr werther Freund wurde. Die Prediger hier zu

Lande sind meistens entweder selber Ausländer oder doch Kinder und Kindeskinder von Ausländern, Sachsen, Preußen, Hannoveranern ꝛc., die als Lehrer und Erzieher von den adeligen Herren „in's Land gebracht" oder „verschrieben" wurden, alsdann die Sprache des Landes erlernten und nach einiger Zeit den Schulstubensessel, der gewöhnlich sich nicht ganz ohne einige Nadeln erweist, mit der Kanzel, die hier allemal recht weich gepolstert erscheint, vertauschten.

In der That wird man schwerlich ein deutsches Land finden, wo die Prediger ein so gemächliches und angenehmes Leben führen. Ihre Installirung hängt freilich alle Mal von dem Patronatsherrn ab. Doch sind sie nachher ziemlich unabhängig von demselben gestellt, können natürlich nur vom Consistorium entsetzt werden und haben Dotationen, die ebenfalls der Verfügung der Patronatsherren entzogen sind. Diese Dotationen sind gewöhnlich so reichlich, daß die Prediger recht anständig davon leben können; sie kommen nicht nur damit aus, sondern machen auch davon Haus. Meistentheils ist es ein eigenes Gütchen, das von dem Hauptgute des Patronatsherrn separirt wurde, seine eigenen ihm zugeschriebenen Bauern, seine eigene unabhängige Gutsverwaltung und seine eigene Residenz hat. Fast alle Pastorate liegen von dem herrschaftlichen Hauptgute etwas entfernt, eben so, wie auch sogar die Pastoratshöfe der kleinen Städte abseits mitten zwischen ihren Aeckern oder, wie man sich hier ausdrückt, auf ihrem Gebiete gefunden werden. Und jede große adelige Gutsherrschaft hat daher hier ihr kleines Anhängsel von Pastorats-Gebiet.

Die Pastorate werden als eigene kleine Communen für sich betrachtet, weßhalb auch die Prediger z. B. ihre Briefe und Documente so datiren: „Pastorat Edwahlen," „Pastorat Hasenpoth," „Pastorat Grobin," wobei denn die Idee einer großen Selbstständigkeit des Pastorats zum Grunde liegt*). Die Haupteinnahmen der Prediger bestehen in dem Ertrage des ihnen zugetheilten Guts. Feste Gehalte haben sie gewöhnlich nicht, oder doch nur in unbedeutendem Grade, und sie beziehen sonst kein baares Geld als die Kopeken und Fünfer, welche bei'm Abendmahle, bei der Taufe u. s. w. eingehen. Für ihre Küchen und Keller machen sie sogenannte Gebetfahrten auf den Gehöften der Bauern, die ihnen dann allerlei kleine Geschenke an Flachs, Eiern, Hühnern, Zeug, Butter u. s. w. machen, wie sie dergleichen gewöhnlich auch bei jedem Besuche, den sie den Predigern abstatten, mitbringen. In neuerer Zeit sind diese Gebetfahrten, die der Würde eines christlichen Apostels eigentlich wenig anstanden, allerdings mehr und mehr außer Gebrauch gekommen.

Der Stand der Prediger ist in Bezug auf seine politische Stellung und sein moralisches Gewicht nach dem Adel der einzige, der noch einigermaßen in Betracht kommt. — Er bildet eine Kaste oder Verbrüderung mit Oberhäuptern und mit einer Art von einigender Hierarchie und macht als solche Opposition gegen den Adel. Als Verkünder des Wortes Gottes, als gebildete und christliche

*) Noch weiter nach Norden, nach Finland und Lappland erscheint diese eigenthümliche Bedeutsamkeit der Pastorate noch größer, und da hat ein Pastorat oft das Gewicht einer Provinz oder Provinz-Capitale.

Männer sollen die Prediger eigentlich das Salz des Landes und namentlich die Vertreter des geringen Mannes den Herren gegenüber sein, und allerdings sind sie es auch in vieler Hinsicht und wirken gewiß nicht selten hier und da mit ihrer Opposition mildernd und begütigend ein. — Die Reibung, welche zwischen den Massen stattfindet, hindert jedoch nicht, daß die Einzelnen sich freundlich begegnen. Daher findet man denn auch gewöhnlich auf allen Gütern die Prediger als Hausfreunde und regelmäßige Gesellschafter in der Familie des Rittergutsbesitzers.

Die Prediger sind die Schriftsteller, die Antiquitäten- und Büchersammler, die Geschichts- und Sprachforscher des Landes, und fast jeder von ihnen hat sich irgend einen Zweig oder ein Zweiglein der Wissenschaften ausgewählt, das er mit Vorliebe cultivirt. Doch besitzen sie im Ganzen weniger Gelehrsamkeit als unsere Prediger, haben dagegen aber durchaus eine sehr feine und angenehme gesellige Bildung.

Alle Sonntage ohne Ausnahme wird lettisch gepredigt, gewöhnlich alle 4 Wochen und dann an hohen Festtagen hinterher auch deutsch, übrigens aber auch dann jedes Mal deutsch, wenn sich eine ziemliche Anzahl von Mitgliedern der deutschen Gemeinde, die aus Müllern, Gutsverwaltern, Förstern, Krügern u. s. w. besteht, eingefunden hat. An hohen Festtagen haben die armen Prediger daher oft nicht wenig zu thun, besonders da ihre Gemeinden gewöhnlich auch außerordentlich groß und volkreich sind, und allein die Ertheilung des Abendmahls an eine Versammlung, die nicht selten 700 bis 1000 Personen zählt, eine tüchtige Arbeit ist.

Uebrigens steht mir immer das friedliche Bild der Familie des Mannes, den Voß seinen siebenzigsten Geburtstag feiern läßt, vor Augen, wenn ich an das gemächliche gastliche Leben der Prediger von Kur- und Livland zurückdenke. Sie kutschen im Winter auf Schlitten fleißig zu Besuchen zu einander und bilden Gesellschaften, deren Ton ein sehr ansprechender ist. Bei diesen Besuchen wird es den Gästen mit allerlei Artigkeit und Liebesbezeigung, die sich in Kuchen, Kaffee, guten Mittagsmahlen u. s. w. verkörpert darstellt, so wohl gemacht, daß sie ihren Aufenthalt gern etwas verlängern und es selten unter ein paar Tagen thun. Wir Ausländer sind etwas rascher und hucken nicht so lange gemüthlich an einem Flecke, weßhalb man auch in Edwahlen freundlich meine Eile schalt, als ich am anderen Tage schon wieder Abschied nahm.

Ich hatte noch ein Schloß in der Nähe zu besehen, das wegen seiner eigenthümlichen Erzählungen, die von ihm im Schwange sind, meine Neugier reizte. Es war Allschwangen. Die Güter, welche zu diesem Schlosse gehörten, waren so bedeutend, daß das Ganze zu einer Grafschaft erhoben wurde, die im vorigen Jahrhunderte in den Besitz eines Grafen von Schwerin kam. Dieser Herr war im Auslande dem Lutherthum untreu geworden und hatte den katholischen Glauben angenommen. — Auf seine Güter zurückgekehrt, drang er allen seinen Bauern jene Confession auf und zwang sie, wenn sie sich nicht willig bekehren ließen, mit Peitsche und Folter zum Uebertritt zu der katholischen Lehre. Seine Gemahlin, die bei dem Tyrannen für die armen Bauern Ein-

sprache that, warf er eines Tages zum Fenster seines Schlosses in den Schloßgraben hinaus, wo sie umkam. — Später wurden die Güter dieses Barbaren eingezogen, und die Grafschaft ist jetzt Kroneigenthum. Die Bewohner aber blieben bis auf diese Stunde Katholiken. Sie haben mit ihrer Religion auf Einblasung ihrer Priester auch ihren Charakter geändert und genießen einen schlechten Ruf in der ganzen lutherischen Nachbarschaft. — Der Leichnam des Grafen Schwerin liegt noch jetzt in den Kellergewölben der Kirche, und zwar unverwest. Die Protestanten der Umgegend meinen, er verwese nicht, weil er mit seinen Unthaten nicht in den Himmel gelangen könne, die Allschwanger Katholiken aber, die jetzt längst vergessen haben, daß sie einst gute Protestanten waren, schreiben seine Unversehrtheit einer Heiligung des ächtkatholischen Grafen zu.

Die Windau hinab findet man noch 3 Meilen oberhalb der Mündung des Flusses die kleine Stadt Pilten, die einst die Hauptstadt eines eigenen in vielfacher Hinsicht vom Herzogthume getrennten Bisthums war, und endlich dann unmittelbar an der Mündung selbst Windau.

Windau.

Und möchte fürder immer fürder streben,
Nie könnt' ich lang' an einer Scholle kleben,
Und hätt' ein Eden ich an jeder Seite.

Die Leutchen, welche, eine Stadtgemeinde bildend, sich an der nördlichsten Erdscholle Kurlands bleibend angesiedelt haben, sind die Windauer. Ihre Stadt ist der zweite Hafen des Landes und in jeder Hinsicht ein Pendant zu Libau, dem sie in allen Stücken gleicht. Es ist ein Libau in sehr verkleinertem Maßstabe. Während dieses 8000 Einwohner zählt, hat Windau nur 2500, die jährlich kaum 20 bis 30 Schiffe befrachten. Der Ort wäre daher auch kaum der Erwähnung werth, wenn er nicht zu größeren Dingen bestimmt wäre, und wenn er nicht die — freilich auch noch ungewisse — Aussicht hätte, später einmal häufiger genannt zu werden. Die Umstände, auf denen diese Aussicht beruht, sind folgende:

Windau liegt an der Mündung des Flusses gleiches Namens, welcher in Lithauen entspringt und ganz Kurland in der Richtung von Süd nach Nord durchfließt. Da die Quellen der Windau nicht weit vom Niemen liegen, da, wo dieser Fluß schon eine große Schiffbarkeit erreicht hat, so beabsichtigte man nun, beide Flüsse durch einen Canal mit einander in Verbindung zu setzen, um dann die Windau als das Mündungsstück des Niemens betrachten zu können, dessen eigentliche natürliche Mündung außer-

halb der Gränzen des russischen Gebiets liegt, und auf diese Weise den ganzen bedeutenden lithauischen Holzhandel, der jetzt die vielen hundert Holzhandlungen und Sägemühlen Tilsits und Memels beschäftigt, durch Kurland nach Windau zu ziehen. Es wurde allerdings auch schon seit vielen Jahren an diesem Windau-Niemen-Canale, so wie an der Schiffbarmachung der Windau, bei der ebenfalls hier und da kleine Wasserfälle mit Canälen zu umgehen sind, gearbeitet. Doch ist das Werk neuerdings, aus welcher Ursache, ist nicht bekannt, wieder in Stocken gerathen, wird aber wohl später — wahrscheinlich, nachdem auch das oben von uns berührte Libau'sche Eisenbahnproject aus unerörterten Gründen in Stocken gerathen sein wird, einmal wieder aufgenommen werden.

Außer diesem Plane, vermöge dessen man Windau-Münde zu einem künstlichen Niemen-Münde machen wollte, hatte man ihm noch ein anderes Glück zugedacht. Weil nämlich sein Hafen eben so früh im Jahre sich öffnet wie der von Libau, vor diesem aber noch die Benutzung des hier mündenden Flusses, der nun vermöge jenes Canals alle Schiffsbaumaterialien mit Leichtigkeit herbeischaffen konnte, voraus hat, so wollte man den Ort zu einem Haupt-Kriegshafen der Ostseeflotte machen. Allein die auch hier bedeutenden Sandbänke der kurischen Küste scheinen große Schwierigkeiten entgegenzusetzen, und man hat den Plan einstweilen wieder fallen lassen, obgleich allerdings das Bedürfniß eines solchen Hafens an der kurischen Küste, die längst von Eise frei und jedem feindlichen Angriffe offen

gestellt ist, während die russischen Flotten noch 4 bis 6 Wochen lang im finnischen Meerbusen unthätig eingefroren sind, augenscheinlich sehr dringend ist.

Die Sandbank, welche vor dem Hafen Windaus als eine unangenehme Fessel seines Handels liegt, ist sehr beweglich und veränderlich. Im Frühjahre und Sommer ist sie gewöhnlich von der Mündung des Hafens weit entfernt und hat 12 bis 18 Fuß Tiefe. Im Herbste aber, wo die Südwestwinde häufig sind, wird sie wie ein mächtiger Riegel oft unmittelbar dicht vor die Mündung des Hafens geschoben und verringert die Tiefe des Wassers oft bis auf 5 Fuß.

Nördlichste Gutsherrschaften.

„Er ist, wie ich dir sagte, mit weitläuftigen Besitzungen von Land gesegnet."

Wir lernten Windau jedoch nicht aus eigenem Augenschein kennen, sondern steuerten vielmehr von Goldingen aus nördlich direct der Spitze des Landes zu.

Wir machten drei Meilen und noch drei Meilen, ohne daß uns etwas Besonderes begegnete, die Pfähle ausgenommen, welche an den Wegen als Gränzzeichen der verschiedenen von uns passirten Güter aufgestellt waren. — „Gut Padeggen," und gegenüber auf der anderen Seite des Grabens „Gut Granduppen," „Gut

Oseln" und „Gut Rönnen." Alles Land ist unter adeliger Hand, und nirgends keilen sich zwischen die Besitzthümer des Adels die Gebiete von Städten oder die Besitzungen kleiner freier Eigenthümer ein. Bei uns ist Alles so zerstückelt, daß es wie aus kleiner feiner Mosaikarbeit besteht. Hier ist Alles so massiv, daß es aus großen Quadern gebaut zu sein scheint. — Wie bei der cyclopischen Bauart häuft sich eine große umfangreiche Besitzung auf die andere, und immer neue und aber neue nennen dem Reisenden die Gränzpfähle am Wege, bis endlich in der Spitze der Halbinsel das Gut Dondangen, wie ein gigantischer Knopf, dem ganzen Gebäude die Krone aufsetzt.

Die Spitzen der vom Meere umrauschten Halbinseln, die äußersten Enden der Länder, haben immer, ich weiß nicht, welchen Reiz. Man denkt vielleicht an die ganze Masse von Landschaft und Bevölkerung, die dahinter liegt, und an die großen Wüsteneien des Meeres, die sich von hier aus vorwärts drängen. Gewöhnlich bieten auch diese Landenden allerlei besondere Naturerscheinungen dar. Sie sind gewöhnlich besonders öde, in der Regel von Stürmen und Meeresstrudeln wie die Spitzen der Thürme, wie die Ecken der Häuser umrauscht. — Dabei liegen sie meistens einsam, sehr isolirt und aus dem Alltagsverkehre, der sich in den Flußthälern und Mittelpuncten des Inneren auf- und niederbewegt, herausgestoßen, und selten werden sie von Reisenden betreten. — Diese Ideen-Association mochte es sein, die auch mich in die nördlichste und entlegenste Spitze der kurischen Halbinsel hineintrieb.

Es ist die Familie Sacken, ein in den russischen, meklenburgischen und preußischen Ostseeprovinzen weit verbreitetes edles Geschlecht, dem bei der Theilung des Erdbodens dieses Landesende zugefallen ist. — Kurland spitzt sich hier zu einer weit in's Meer hinaus vorschreitenden Zunge zu, welche der Form einer Nase gleicht, und deren äußerstes Ende auch Nase, Domes-näs*), genannt wird. — Der Mann, welcher eine solche Nase besitzt, kann allerdings für reich begabt gelten. Denn man erwäge ihre Dimensionen. Sie mißt, von der Spitze an gerechnet, zu jeder Seite an der Meeresküste hin 5 livländische Meilen, also zusammen 10 Meilen Küste, und die ganze Oberfläche beträgt über 30 Quadratmeilen, auf denen alles Lebende und Todte, alle Pflanzen, Thiere, Flüsse und Menschen einem einzigen Manne erb- und eigenthümlich angehören.

Hätte man ein solches Gebiet nicht an dem kurischen Weltende, wo manche Producte gar nicht benutzt werden können, und könnte man es sich etwa aus der Mitte von Europa, z. B. aus dem Herzen Deutschlands, herausschneiden, so wäre die Sache freilich noch von ganz anderer Bedeutung. Denn was glaubt man wohl, was alle diese 30 Quadratmeilen Landes, wie gesagt, mit Jeglichem, was darauf lebt und webt, hier werth sind? In der That nicht mehr und nicht weniger als ungefähr 400,000 Thaler, für die Jeder ohne Zweifel das ganze Königreich so-

*) Näs ist das Plattdeutsche für Nase. Die meisten Vorgebirge werden hier Näs genannt.

gleich kaufen könnte, wenn es nicht als Familien-Fideicommiß unverkäuflich wäre. — Nun nehme man aber einen gleich großen Landflecken in der Mitte von Deutschland mit seinen Flüssen, Wäldern, Aeckern, Gärten, Städten, Dörfern und seiner Bevölkerung von 150,000 Menschen und schlage den Werth aller jener Dinge, so wie auch den Werth der Arbeit dieser Menschen an, und man wird dann sehen, daß auf diese Weise ein solches Besitzthum in Deutschland vielleicht 20 bis 30 Mal mehr werth sein könnte, und erkennen, wie hohl im Ganzen jene Zahlen und Massen der großen nordischen Güter sind.

In früheren Zeiten war das Land in diesen Gegenden freilich noch billiger. Denn der König von Dänemark, Woldemar, verkaufte „im Jahre des Herrn 1347 an den christlichen Mann und den Herrn Bruder Heinrich Tusemer, gemeinen Meister des Ordens der Brüder des deutschen Hauses, das ganze Herzogthum Esthland (350 Quadratmeilen Landes) mit allen Schlössern, Städten, Dörfern, Vorwerken, Weichbildern, Lehngütern, geistlichen Lehngerichten und allen Diensten der Wohner in Schlössern und in Städten, mit Pferden, geritten sowohl, als auch Bauern mit Wagen, mit allen Weiden, Wiesen, Angern, Heuschlägen, Wäldern, Büschen, Sümpfen, Haiden, Aeckern und Wüsteneien, Erzen, Gold, Silber und andern Metallen, auch Salz, die sich in gegenwärtigen oder zukünftigen Zeiten mögen finden, und fließendem Wasser, Mühlen, Zöllen, mit den Jagden des Wildes, mit den Fischereien und Fischungen, zu haben, zu besitzen, zu behalten, zu gebrauchen, zu genießen, zu regieren, mit allen

Rechten und Gerechtigkeiten, Rechteszwang und Wirkung des Rechts, mit der Rechte Gewohnheit und der Rechte Gebrauch, und was anhangen mag und dazu gehört zu demselbigen Herzogthume — umb 19,000 Mark Silbers," — für welches Silbergewicht in Petersburg manches Privathaus kaum feil ist.

Das Residenzschloß von Dondangen, das nördlichste von Kurland, ist auf der Mitte jener äußersten Halbinselspitze erbaut. Es ist eins der bedeutendsten des Landes, geräumig, solid, mit vielen Nebengebäuden versehen und macht so auf eine würdige Weise den Schluß- und Eckstein des Ganzen. Es hat mehre Herbergen für Gäste und sonstigen vielfachen Comfort, sogar ein eigenes Theater, und eine gebildete feine Gesellschaft, wie sie sich hier häufig zu der Darstellung und Anschauung eines klassischen Drama's vereinigt, steht wirklich in nicht uninteressantem und sehr frappantem Contrast mit den Ideen, welche wir uns gewöhnlich von dem barbarischen Zustande in diesen nordischen Regionen machen, oder mit den Vorstellungen, welche in den Köpfen der vorüberseglenden Engländer sich offenbaren würden, wenn man einmal hineinblicken könnte.

„Dieß Ufer schreckt die Fremden; das Gesetz
„Gebietet's und die Noth."

Der Strand von Dondangen ist öde, sandig, flach, mit wenigem Tannen- und Birkengestrüpp besetzt. Dem Fußgänger auf dem Festlande erscheint er langweilig und

traurig, dem Schiffer aber auf dem Wasser unheilvoll und schrecklich. — Denn diese äußerste unästhetische Nase von Kurland, für den Besitzer eine reiche Fundgrube des manchfaltigsten Lebenscomforts, ist für die Schiffe ein drohendes und gefährliches Ungethüm, das mit dem Arme einer langgestreckten Sandbank noch weit unter das Wasser fortgreift und hier dicht unter der Oberfläche des flüssigen Meeres mit Tod und Verderben lauert. — Es erstreckt sich gleicherweise von Oesel nach Kurland eine lange Halbinsel und Sandbank herüber, und das Fahrwasser bleibt hier daher ziemlich enge und unbequem. Entschieden der größte Theil der 1200 Schiffe, die jährlich in Riga ein- und auslaufen, müssen diese Meerenge zwischen den Sandbänken passiren, und es verunglücken daher hier in der stürmischen Jahreszeit fast jährlich einige Schiffe. Die Passage wird um so gefährlicher, da die meisten Schiffe vom Sunde heransteuern und dann, um nach Riga zu gelangen, ihre Fahrt aus Süden in einen Cours aus Norden umändern müssen. Mit günstigem Winde heransegelnd, treffen sie hier häufig auf widerwärtige Luftströme, und sie werden daher nicht selten lange in diesen Gewässern aufgehalten.

Bei Domesnäs wird endlich die Gefahr noch dadurch vermehrt, daß hier, wie man sagt, auf der östlichen Seite der Halbinsel eine wirbelnde Bewegung der Gewässer statthat, was gar nicht unwahrscheinlich ist, da durch den Zusammenstoß der verschieden gerichteten Strömungen des Rigaischen Meerbusens und des Hauptkörpers der Ostsee ein solcher Wirbel bei dieser Halbinsel sehr leicht hervorge-

bracht werden konnte. Man behauptet, daß die Schiffe, welche in diese kreisenden Gewässer gerathen, unwiederbringlich verloren sind.

Nach russischen Gesetzen gehört ein Drittel der Ladung gestrandeter Schiffe den Gutsbesitzern, ein anderes Drittel den Bergern. Wenn es überhaupt unbegreiflich ist, wie man auf solche sonderbare Monstra von Gesetzen, wie das alte barbarische Strandrecht es ist, kam, so ist es eben so unbegreiflich, daß sie an diesem, von civilisirten Leuten bewohnten Strande noch bis auf diesen Augenblick Gültigkeit haben. Genug, aber es ist so. — Da die Berger in der Regel entweder unmittelbar im Dienste des Grundbesitzers stehende Leute oder doch seine Bauern sind, so kommt auch das den Bergern zufallende Drittel gewöhnlich der Gutsherrschaft auf mehr oder weniger directen Wegen zu Gute. Man kann sich daher denken, daß die Revenueen dieses über 10 Meilen Strand herrschenden Gutes, die es aus den Schiffstrümmern zieht, nicht gering sein mögen. Sie sind in der That so bedeutend, daß, als vor einigen Jahren zwei sehr reiche Ladungen bei Domesnäs strandeten, die Leute sagten, daß, wenn noch ein paar solcher Schiffe sich festrennten, das ganze Gut Dondangen wohl wieder flott gemacht werden könnte. Es war dasselbe nämlich, eine so große Fregatte es auch ist, doch vor einiger Zeit selber auf den Strand gelaufen, auf den Strand des Concursus creditorum nämlich.

An der ganzen kur-, liv- und esthländischen Küste hin haben fast alle Strandgüter, es mögen deren etwa 200 sein, nur geringen Ertrag an Getreide, weil

die Strandgegenden unfruchtbar sind, und sie nehmen daher gern mit einigem Nebengewinn fürlieb. — Solcher Nebengewinne kommt ihnen einer von der Landseite aus dem Innern, die Badegäste und deren Miethgeld nämlich, und ein anderer von der Seeseite, die verunglückten Schiffe und deren Waaren nebst dem Bergelohn. In alten Zeiten war die lettische und esthnische Bevölkerung dieser Küsten geradezu seeräuberisch, und auch noch jetzt ist sie auf Beute aus dem Meere sehr erpicht. — Sogar die Prediger wurden von diesem seeräuberischen Hange der Bevölkerung hingerissen, und in Kur- und Livland, in Esthland und Oesel erzählt man sich, daß die Küstenprediger noch im vorigen Jahrhunderte des Sonntags ihrem allgemeinen Gebete auch eine besondere Klausel beigefügt hätten, worin sie den lieben Gott „um einen gesegneten Strand" angefleht. — Noch jetzt wird „um einen gesegneten Strand" gebeten, doch mag sich dieß natürlich nur noch auf den Fischfang beziehen und ist wohl nicht mehr auf den Schiffbruch zu deuten.

Bis zu welchen Verbrechen die Begierde nach gestrandeten Gütern die Leute hier manchmal geführt hat, geht genugsam aus dem Beispiele jenes livländischen Edelmannes hervor, der auf der Insel Dagoe mehre Jahre hindurch die dort als Wegweiser errichteten Feuerbecken verschiedentlich umstellte, so die Schiffer irre führte, an seinen Strand lockte, sie tödtete und sich ihrer ganzen Ladung bemächtigte, indem er vorgab, die Mannschaft wäre bei'm Schiffbruche umgekommen. — Diese Sache ist

bekannt genug *), so wie auch, daß er nach der Entdeckung seines furchtbaren Handwerks nach Sibirien geschickt wurde, weniger aber ist bekannt, daß er dort, wie so mancher Verbrecher auch in anderen Verbrechercolonieen, ein sehr nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft wurde, indem er nicht nur das ihm zugewiesene Stück Land ämsig bebaute, sondern auch noch mehre andere Colonisten auf demselben ansiedelte und endlich ein ganzes weitläufiges Dorf mit 1000 Einwohnern begründete, als dessen Stifter, Oberhaupt und Wohlthäter er vor einigen Jahren starb.

Auf der Spitze von Domesnäs werden zwei große Feuer unterhalten auf zwei sogenannten „Feuerbacken." Das Holz dazu liefert das Gut Dondangen, die Kosten bezahlt die Stadt Riga.

Da Dondangen, wie gesagt, mit allen Halbinselspitzen das Schicksal theilt, die am wenigsten bevölkerte Gegend der Halbinsel zu sein, so giebt es daher hier auch noch viele wilde und dichte Wälder, die noch kein Menschenfuß betrat. Etwas südlich von Dondangen liegt der größte See Kurlands, der Usmaiten'sche. Auch die flachen Ufer dieses See's sind unter dichten Wäldern versteckt.

Wir kehrten im Fluge aus der nördlichsten Spitze von Kurland zurück, berührten unterwegs das schöne Gut und Schloß Postenden, das einer der ausgezeichnetsten Familien des Landes angehört, — die kleinen Städte

*) Es existiren mehre kleine Broschüren über diesen merkwürdigen Verbrecher.

Talsen, Zabeln und Candau, die im Thale der Abau recht freundlich gelegen sind, die größere Stadt Tukkum, wo wir getadelt wurden, daß wir Kandau und Zabeln Städte nannten, da es eigentlich im Vergleich mit Tukkum nur Flecken seien, bestiegen den Hüningsberg, den berühmtesten Berg in ganz Kurland, der mit einer Höhe von 4,223 Zoll zum Himmel aufsteigt, und von dem man eine hübsche Aussicht auf Wälder, das Meer und die umliegenden Güter genießt, wechselten die Pferde auf der Tukkum'schen Poststation, — verlebten auf Durben, einem prächtigen Landsitze der edlen Grafen von Medem, in theueren und verehrten Kreisen sehr reizende vier Wochen und kamen so endlich über Schmarden und Schlampen, über Birsen und Spirgen, über Pundern und Drutten, über Sahten und Sernahten, über Taumen und Rauden*) nach — Mitau.

*) Man erlaube uns, ein paar dieser kleinen Höfe — des Reims wegen — auch hier zu passiren, wenn sie auch gerade nicht in diesem Striche liegen.

Mitau.

Φαίηκες μεν τήν δε πόλιν καὶ γαῖαν ἔχουσιν.

Die Hauptstadt Kurlands ist Mitau. Sie liegt an dem vornehmsten Flusse des Landes, der schiffbaren Aa, in einer sandigen, nichtsdestoweniger aber fruchtbaren Gegend. — Es fließen in der Umgegend der Stadt nicht weniger als 8 bis 9 kleine Flüßchen aus verschiedenen Richtungen in die Aa zusammen. Holz- und Getreidezufuhr zu diesem Puncte und Anlegung von Mühlen waren hier daher leicht zu bewerkstelligen. Und diese Verhältnisse mochten es sein, welche den Gründer von Mitau, den Heermeister Konrad aus der erlauchten Familie Derer von Medem, bestimmten, hier an der Aa den Bauplatz für eine Stadt zu wählen.

Die Aa konnte früher, bevor die Schweden, welche als Besitzer von Riga auf Mitaus Handelsblüthe eifersüchtig waren und durch versenkte Felsen und Schiffe das Fahrwasser verdarben, bis Mitau hinauf mit kleinen See-

schiffen befahren werden. Dieser Umstand mochte der Stadt einen vorzüglichen Aufschwung geben und sie als Hafenort in die Reihe der begünstigtesten Plätze des Landes stellen.

Die Umgegend von Mitau ist die lichteste im ganzen Lande, frei von Sümpfen und Wäldern, und besonders im Süden der Stadt vorzugsweise geeignet zum Weizenbau. Die Bevölkerung mochte sich daher hier mehr als anderswo verdichten und so ihrem Markte und Lebenscentrum Mitau neuen Zuwachs gewähren. Endlich kam zu allen diesen begünstigenden Umständen nun noch das Verhältniß der Position Mitaus zu der ganzen Figur des Landes. — Kurland zieht sich an den Küsten der Ostsee und dann weiter an der Düna mit einer außerordentlichen Länge hin, bei verhältnißmäßig geringer Breite. Das ganze Land bildet auf diese Weise die Figur einer langgestreckten Schlange mit dickem Kopfe und mit einem sich mehr und mehr verschmälernden Schweife. Mitten in dieser Figur nun, fast gleich weit vom Schweife und Kopfe, in der fruchtbarsten Gegend, am schiffbarsten Flusse, faßte Mitau, das Herz des Landes, Posto, und es geschah daher auf sehr natürliche Weise, daß die Stadt von den Heermeistern und nachher von den Herzögen und dem Adel des Landes zur Capitale, Residenz und zum vornehmsten Rendezvous aller Gesellschaften und Vereinigungen der Bewohner des Herzogthums erhoben wurde und auch wiederum jetzt unter russischer Herrschaft, welche, obgleich sie aus dem souveränen Herzogthume ein Gouvernement machte, doch die Gränzen des Landes nicht verän-

derte und alles auf vielfache Weise Vereinigte unzerstückelt und beisammen ließ, Sitz des Gouverneurs und der obersten Behörde geblieben ist.

Es ist bei dem Allen kein Wunder, daß Mitau die berühmteste und am meisten genannte Stadt im Lande ist. Wenn man einen kleinen Gutsbesitzer des Innern, der, auf seinem hölzernen Schlosse lebend, wenig an dem Thun und Treiben der großen Welt Theil nimmt, über Mitau reden hört, so glaubt man, einen französischen Landedelmann über Versailles oder Paris zu vernehmen. — Die geselligen Zirkel von Mitau sind das Höchste, wonach die jungen Damen und Herren streben. Ja horcht man erst, was die Letten von „Jelgawa" — dieß ist der Name, den sie dieser deutschen Stadt gaben, — erzählen, so könnte man glauben, sie sprächen von der Capitale der Welt. Auch außerhalb des Landes genießt Mitau besonders durch seine angenehme Geselligkeit einen entschiedenen und anerkannten Ruhm, von dem wir in Deutschland kein sterbendes Wörtchen wissen. Freilich war auch bei uns die Stadt einst, als sie noch mit dem deutschen Vaterlande in lebendiger politischer Verbindung stand, bekannter, als sie es jetzt ist, seitdem sie den polnischen und russischen Staatsverbindungen anheim fiel. — In allerneuester Zeit nur wurde sie wieder vielen Westeuropäern dadurch bekannt, daß sie auf der Straße nach Petersburg der äußerste Punct war, zu dem der linke Flügel der großen Armee von 1812 gelangte. Auch pflegen unsere Schulknaben von dieser Stadt auswendig zu lernen, daß Ludwig XVIII. hier eine Zeit lang im Exile lebte.

Mitau liegt nur 5 Meilen von Riga, und doch giebt es kaum einen größeren Contrast, als der ist, welcher sich zwischen diesen beiden so nahen Nachbarorten ausgebildet hat, sowohl in ihrer Bauart, als in der Zusammensetzung und Lebensweise ihrer Bevölkerung. — Riga mit hohen gothischen Häusern und engen altreichstädtischen Gassen, das Ganze compact zusammengedrängt und aus Stein gemeißelt. Mitau dagegen mit breiten regelmäßigen Straßen, mit niedrigen Häusern, die sich ihrer ganzen Länge nach an den Gassen hinziehen. Die Häuser fast alle nur einstöckig, aus Holz zusammengezimmert. — Riga wurde von Bürgern auf- und ausgebaut, von ächten Städtern, die ihre Geburt und ihr Ende, ihren ganzen Lebenslauf und Wirkungskreis innerhalb der Mauern der Stadt abschlossen, Mitau dagegen von Herzögen und Edelleuten, die, auf ihren Landgütern an weite Räume gewohnt, auch in der Stadt, wo ohnedieß nicht ihres Bleibens war, nur für die Saison einiger Wintermonate ihre Wohnungen gleichsam etwas näher an einander schoben. — Riga erhielt sich rein von Juden, wie eine keusche Jungfrau von zudringlichen Liebhabern. Mitau dagegen wimmelt von Israeliten, wie eine Synagoge. —. Riga ist durchaus ächte Kaufmannsstadt mit Geldaristokratie und bürgerlicher Thätigkeit, Mitau dagegen ächte Adelscapitale mit Geburtsaristokratie und feiner vornehmer Geselligkeit.

Selbst von livländischen Familien residiren daher viele im Winter in Mitau, um dem Riga'schen Bürgerthume

zu entgehen und Zirkel von dem Tone zu finden, wie man sie in Riga nicht hat. — Beide Städte, so nahe Nachbarn sie sind, haben daher auch wenige Gemeinschaft mit einander und fast keine andere freundschaftliche Verbindung als die, welche die Geschäfte durchaus unabweislich machen. — Der Rigaische Kaufmann kommt fast gar nicht nach Mitau, wo er in einem wildfremden Lande zu sein glaubt, und der kurische Gutsbesitzer fährt nur auf so lange Zeit nach Riga, als nöthig ist, um sein Getreide an den Mann zu bringen.

Die Bevölkerung von Mitau beträgt jetzt 15,000 Seelen. Die Stadt kommt daher in dieser Beziehung mit Reval nach Riga in den zweiten Rang der Ostseeprovinz-Städte. — Die Elemente dieser Bevölkerung sind allerdings sehr bunt. Doch ist die deutsche Nationalität entschieden die bedeutendste. Den Kern des Ganzen bilden in jeder Hinsicht die adeligen Familien, welche entweder beständig oder doch während der Wintermonate hier residiren, und an die mit Ausnahme der selbstständigen russischen Behörden fast alle übrigen Stadtelemente, die Schulen, die Krämer, die Juden, die Handwerker, sich anschließen.

Viele reiche Familien des Landes besitzen ein Haus in Mitau. Da die meisten von ihnen aber nur für den Winter dahin kommen, wenige für beständig hier wohnen, und einige nur auf 4 oder 6 Wochen sich hierher übersiedeln, so läßt sich die Anzahl derer, welche als eigentliche Bewohner Mitaus anzunehmen sind, schwer bestimmen. Doch übertreibt man wohl nicht, wenn man das

Gewicht von 10,000 Seelen auf Rechnung des Adels schreibt, d. h. wenn man etwa zwei Drittel aller Bewohner Mitaus als vom Adel abhängig, direct oder indirect besoldet, durch ihn bestehend und sich nährend, und nur das übrige Drittel als den Behörden oder sonstigen selbstständigen Leuten angehörend annimmt.

Die Künstler, die Gelehrten, die Kaufleute, die Advocaten, die Krämer, die Beamten der Stadt bis zum Gouverneur hinauf, sie sind durchweg Deutsche. Die niedrigsten Klassen der dienenden Geister, die Mägde, Lakaien ꝛc., sind fast durchweg Letten, und die, welche sich mit Hülfe ihrer Herren aus diesem Stande zur Begründung einer kleinen Selbstständigkeit erhoben, sind so verdeutscht, daß ein Fremder sie kaum von den Deutschen unterscheidet, obgleich die Inländer solche Letten wieder von sich fern halten und durch einen eigenen, für sie erfundenen Spitznamen, aus ihrer deutschen Kaste ausgeschieden haben. Sie nennen sie „Morgenländer.“ Es mögen sich etwa 4000 nur lettisch redender Letten in der Stadt befinden.

Die Bettler der Stadt, den Abschaum und die Hefe der Bevölkerung, bilden die Juden, die übrigens auch als Künstler, Krämer und zuweilen als reiche Kaufleute und Banquiers den Deutschen in's Handwerk pfuschen und sich durch ihre Geschicklichkeit in allerlei Künsten und Geschäften allen Klassen der Bewohnerschaft unentbehrlich gemacht haben. — Ihre Seelenanzahl mag sich ungefähr auf 3000 belaufen, und es umschließt diese Summe ohne Zweifel das Elendeste und Jämmerlichste der ganzen Stadt in ihrem Kreise.

Deutsche, Letten und Juden sind schon seit den ältesten Zeiten Bewohner von Mitau gewesen. Zu ihnen gesellten sich seit der Vereinigung des Landes mit der polnischen Republik auch einige Polen, deren es noch jetzt immer mehre in der Stadt giebt, welche von den freundnachbarlichen Verhältnissen mit Lithauen und Witepsk hierher geführt werden. Es lebt hier mancher polnische Edelmann zurückgezogen in den stillen Kreisen dieser deutschen Stadt, entweder, um nicht den traurigen Anblick der Erniedrigung seines eigenen Vaterlandes stets vor Augen zu haben, oder um in der Nähe deutscher Schulen und Bildung seinen Kindern eine bessere Erziehung geben zu können. — Im Ganzen aber ist es wohl ausgemacht, daß die deutschen Familienstämme Kurlands von jeher immer mehr an die Polen abgaben, als daß diese sich umgekehrt nach Kurland hinüber verzweigten.

In neuer und neuester Zeit kommen nun noch zu diesen älteren und ältesten Bewohnern der Stadt die Russen, die wie in allen Städten der Ostseeprovinzen auch hier eine immer mehr und mehr um sich greifende Colonie gründeten. Sie erscheinen hier wie überall als thätige Fuhrleute, Gärtner, Zimmerleute, Maurer und Kaufleute (mit russischen Waaren), und man zieht sie als Arbeiter häufig den schwächlichen und energielosen Letten vor, so wie sie als Krämer und Kleinhändler sogar die Juden oft aus dem Sattel heben. — Seit dem Jahre 1795, wo Kurland russisch wurde, hat sich ihre Anzahl bereits auf 1000 Seelen vermehrt, und in neuerer Zeit haben

sie sich zu einer eigenen Gemeine constituirt und sich eine Kirche gebaut.

„Wir Mitauer," sagte mir ein Mitauischer Patriot, „schmeicheln uns, daß unsere Stadt, obgleich sie nicht so viele Einwohner zählt als manche andere deutsche Capitale, doch in Bezug auf Gastfreiheit, gesellige Lebhaftigkeit und Bildung sich dreist anderen deutschen Städten von derselben Größe an die Seite setzen kann, wenn man sie nicht geradezu den meisten vorziehen will. Wenigstens glaube ich, daß man zwischen Petersburg und Berlin gewiß keinen zweiten Ort finden wird, der so brillante, so gebildete, so rauschende und feine gesellige Reunionen bietet, als Mitau." — Ich hoffe, daß diese Aeußerung und Bemerkung, wenn man sie auch nicht buchstäblich und unbedingt annehmen will, doch in etwas die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf eine so sehr von uns übersehene Stadt ziehen wird, und da ich sie noch in keinem geographischen Buche gefunden, so halte ich es für meine Pflicht, sie hier zu publiciren und meine Glossen dazu zu machen.

Unsere geographischen und Länder beschreibenden Werke lassen in der That noch manche Lücke und manche Fragen unberührt. Es ist unbegreiflich, mit welchen Lapalien sie sich manchmal beschäftigen. So lies't man in einer sehr bekannten Geographie, daß die kleine Stadt Jakobsstadt in Kurland eine hohe Schule für Bärenführer sei, und daß die meisten Lehrer der Tanzkunst der Bären aus diesem Orte kämen. Bei Mitau dagegen steht in demselben Buche kein Wörtchen davon erwähnt, wie viele hohe Schu-

len gefälliger Tanzkunst der Menschen, wie viele Akademieen anmuthiger Manieren, feiner Bildung, geselliger Beredsamkeit und artiger Sitten sich hier befinden. Alsdann sieht man bei einem anderen Orte des Ruhmes erwähnt, den derselbe durch seine Honigkuchen-Fabrikation genießt, oder bei einem dritten, daß er Hyacinthen, Tulpen oder andere Blumen in schönster Pracht producire. Bei Mitau aber schweigt man von den vielen schönen liebenswürdigen Damen, die hier Jahr aus, Jahr ein erblühen, als wenn dieses Product nicht wenigstens eben so schön und lieblich als Hyacinthen und Tulpen wäre. Wiederum bei einem Orte erwähnen die Geographieen, die oft nur für Handwerker oder Küchenjungen, nicht aber für gebildete und denkende Leute geschrieben zu sein scheinen, der feinen Liqueure, die man abzuziehen wisse, und gedenken mit keiner Sylbe, wie weit man es hier oder dort mit dem Poliren und Schleifen der geselligen Manieren, mit dem Abziehen, Destilliren und Verfeinern der Umgangspolitur gebracht habe, als wenn es nicht viel mehr Interesse darböte, die Höhe des Thermometers der sittlichen Bildung und den Grad der Wärme des geistigen Lebens, als den Temperaturgrad des Wassers und der Luft zu kennen, und als wenn es nicht noch viel wichtiger wäre, auch für Das Maßstäbe zu finden, was man nicht gerade auf der Straße mit Händen greifen kann, oder was man nicht in den Boutiken und Kramläden nach der Elle ausgemessen sieht.

Es giebt so ungemein viele Arten von Berühmtheiten in der Welt. Von den meisten wird uns allerdings etwas

BIBLIOTHECA BODLEIANA

durch den Druck gemeldet. Doch giebt es noch viele, die nichtsdestoweniger den Argusblicken der hundertäugigen Presse entgangen sind. Die Berühmtheit der angenehmen Mitau'schen Geselligkeit gehört dahin. Ein solcher Ruhm entgeht den groben Händen der Geographen. Er existirt noch gar nicht in den Büchern. Aber alle Die, welche hier einmal in die gebildeten Zirkel einen Blick thaten, wissen es.

Man frage nur die vielen Künstler, Violin- und Cello-Virtuosen, Schauspieler und Schauspielerinnen, die den Weg von Berlin an der Ostsee hin über Danzig, Königsberg, Mitau und Riga nach Petersburg machten, sie reden alle von demjenigen Orte in dieser Städtereihe, welcher sich die Hauptstadt Kurlands nennt, mit einem besonders wohlgefälligen Lächeln, welches eine Bestätigung ihrer Versicherung ist, daß ihre Aufnahme in Mitau vor Allem schmeichelhaft gewesen sei. Die Gastfreundlichkeit, mit welcher sie hier empfangen wurden, die geschmackvollen Feste, welche man ihnen gab, der kunstliebende Enthusiasmus, mit dem man sie bewillkommnete, die zarten Rücksichten, deren die Mitauischen Herren die Jünger und Jüngerinnen der Kunst würdigten, dieß Alles wissen sie nicht genug zu loben. — Auf der anderen Seite sind eben so die russischen Offiziere, welche abwechselnd in Mitau ihr Quartier haben, voll von der Liebenswürdigkeit der Mitau'schen Damen, und wenn hier die Petersburger Garden stehen, was zu Zeiten der Fall ist, so verlassen sie den Ort nicht, ohne daß man einige Hochzeiten schlanker Garde-Offiziere mit hübschen deut-

schen Damen feierte, die dann in Petersburg oder im Innern von Rußland noch häufig Gelegenheit finden, von den rosigen Tagen des Brautstandes in Mitau zu erzählen.

Besonders glänzend erscheint Mitau, wenn man es aus Osten und Süden betrachtet. Es ist hier weit und breit keine Stadt zu finden, die so gebildete Zirkel habe als Mitau, das mit seinen Concerten, Bällen, seinem Theater, seinen litterarischen Gesellschaften, Thés dansants und conversants weit in diese dicke Finsterniß hinleuchtet und weder von Witepsk, noch von Smolensk, noch selbst von Wilna überstrahlt wird.

Es ist die Frage, ob, was Lebhaftigkeit und Glanz der geselligen Bewegung anbetrifft, noch andere deutsche Städte von 15,000 Einwohnern es mit Mitau aufnehmen können. Die reichen Herren vom Adel, welche hier wohnen, lassen im Winter Fest auf Fest folgen, so daß an einem lebhaften Winterabende das Kaross en in der Stadt kein Ende hat. Eine der brillantesten Perioden der Gesellschaft fällt hier wie in allen Städten der gemäßigten Zone unseres Globus in die dickste Finsterniß der Winternächte, vor und nach Weihnachten, wo man dann so viele illuminirte Fenster sieht, als es gastfreie Hausherren in der Stadt giebt, und wo dann bei Thee, Punsch, Tanz und Spiel alle 15,000 Einwohner, in Gesellschaften und große Zirkel zusammenfallend, bei einander weilen. Von dem rauschenden, gesellschaftlichen Strudel, der hier im ganzen Lande waltet

sind nicht bloß die höheren Klassen ergriffen, sondern auch alle niedrigern werden davon hingerissen, und die Kaufleute, die Gelehrten, die Handwerker mit hineingezogen. Sogar die Juden sind hier geselliger und gastfreier als anderswo.

Allerdings wird bei dieser Freigebigkeit, mit der man seine ganze Muße der Geselligkeit opfert, natürlich auch manche Gelegenheit zur Producirung nützlicher Werke verpaßt. Doch erlangt man wenigstens eine große Geläufigkeit, über alle Dinge sich gewandt zu unterhalten. Allerdings ist dabei das Familienleben nicht so innig als bei uns. Doch wird dadurch auf der anderen Seite auch das Geist, Gemüth und Herz tödtende Clubb-, Wirths- und Kaffeehausleben, auf welches bei uns so Mancher, als auf seine einzige Erholung außer dem Hause, angewiesen ist, verhindert.

Der Mitauische Johannistag.

„Wie man Geld und Zeit verthan,
„Zeigt dieß Büchlein lustig an."

Die allerlebendigste Epoche des ganzen Mitauischen Lebens aber fällt anders als bei uns, in die Zeit der hellen nordischen Sommernächte, um Johanni, wo hier aus Osten, Süden und Westen der Adel des Landes zusammenkommt, um seine Geschäfte abzumachen. — So wie nämlich das Kalender-

Jahr in Kurland nicht anders als bei uns mit dem ersten Januar beginnt, so schließt und beginnt das Geschäftsjahr dagegen mit dem Johannistage, dem 24. Juni. Fast alle Contracte werden um Johanni abgeschlossen. Fast alle Miethen und Pachten laufen von diesem Tage an oder enden mit ihm. Die Zinsen werden um Johanni bezahlt. Die meisten Capitalien sind um Johanni fällig. Und so drehen sich denn in Mitau und in ganz Kurland viele Sorgen und Hoffnungen, Freuden und Leiden um den Johannistag. — Um Johanni kann der Gedrückte Geld aufnehmen, um Johanni kauft der Reiche neue Güter an, oder legt seine gewonnenen Capitalien auf Zinsen. Um Johanni werden ganze Quadratmeilen Länder verpachtet. Aber um Johanni werden auch die Bankerotte erklärt, die Concurse eröffnet, und wenn der Eine, nach Hause fahrend, spricht: „Ich habe einen guten Johanni gehabt," seufzt der Andere: „Ach! dieser Johanni hat mir das Garaus gemacht." — Zu Johanni weiß Jeder, um wie viel er im Jahre reicher oder ärmer wurde.

Der Mitauische Johannistag ist in allen Stücken eine Copie der sogenannten Adels-Contracte, wie sie in Kiew und in mehren anderen polnischen Städten statthaben, und wahrscheinlich ist auch diese Sitte aus Polen übertragen worden. Wie in Kiew kommen nicht nur die geschäftstreibenden Herren zur Stadt, sondern auch ihre Frauen und ihre ganze Familie. Die ganze Stadt ist dann voll Menschen und Leben, und jedes entbehrliche Stübchen vermiethet und besetzt. Die Damen machen ihre Einkäufe für's Land, viele oder wenige, je nachdem der Herren

Ehegemahle Johanni gut oder schlecht war. Dieß lockt Kaufleute herbei. Die Verwandten und Bekannten, die sich oft, in entgegengesetzten Wäldern des Landes versteckt, das ganze Jahr nicht sahen, geben sich Gesellschaften und Banquette, und da die Zusammenkunft so vieler Menschen schon zu Heiterkeit und Freude aufgelegt macht, so lockt dieß noch Schauspieler, Krämer und anderes Marktvolk heran. Es wird so aus den drei Zahlungs- und Geschäftstagen, auf welche der eigentliche Johanni beschränkt ist, eine Art von zweiwöchentlichem Feste und Markte.

Die Geldgeschäfte wurden hier ehemals alle in schweren Albertsthalern und holländischen Gulden abgemacht. Jetzt sind an ihre Stelle die Silberrubel getreten. Da außerordentlich wenig Gold im Lande ist, anders als in Polen, wo fast Alles in Ducaten bezahlt wird, und da man eben so wenig von dem russischen Papiergelde Gebrauch macht, anders als im eigentlichen Rußland, wo irgend bedeutende Zahlungen alle in Papier geleistet werden, so hört man daher in dieser Zeit aus allen Fenstern der Stadt das Geklirre der schweren, hin- und herrollenden Silbermünzen und sieht die Leute überall mit den gewichtigen Silbersäcken schleppen, sie auf den Schultern tragen, auf Karren schieben und fahren. Allerdings müssen schon dieses gewichtigen Tauschmittels wegen hier die Geschäfte mancherlei Genen und Hindernisse in ihrer schleunigen Abmachung erfahren.

In neuerer Zeit sind sie mit Hülfe der errichteten Landesbank sehr vereinfacht und in ihrer Entwickelung

leichter geworden, und Mancher nimmt nun in wenigen Banknoten den ganzen Ertrag von mehren Quadratmeilen Landes und von Tausenden arbeitender Hände in seiner Brieftasche mit nach Hause. Auch haben allerdings seit der Zeit die Mitauischen Johannistage etwas von ihrer Lebhaftigkeit eingebüßt, da nun viele Geschäfte durch die Bank selber oder von den Gutsbesitzern mit Leichtigkeit aus der Ferne besorgt werden können, und die persönliche Gegenwart derselben in vielen Fällen nicht mehr erforderlich ist.

Die Errichtung jener Bank ist für dieses Herzogthum das wichtigste und wohlthätigste Ereigniß in neuester Zeit. Denn sie ist, so zu sagen, die Wiederherstellung des öffentlichen Credits. Sie hat mit einem Schlage die Zinsen, welche hier noch vor wenigen Jahren auf 6 Procent standen, auf 4 herabgesetzt, die Capitalisten um ⅓ ärmer gemacht, den Werth der Güter gehoben, den Capitalien mehr Beweglichkeit und Unternehmungslust eingeflößt und dadurch auf vielfache Weise Industrie und Thätigkeit im Lande geweckt und auf alle Verhältnisse ohne Ausnahme influirt. Eine Geschichte der Cabalen und Intriguen gegen die Errichtung dieser Bank, der wiederholten Versuche zu ihrer Begründung und ihres endlichen siegreichen Inslebentretens, so wie eine Betrachtung ihres Einflusses auf das Wohl und Wehe vieler tausend Menschen, möchte von nicht geringem Interesse sein.

Weil der ganze Geselligkeitstrieb der Bewohner Mitaus Luft genug und überflüssig Luft bekommt in den zahlreichen Privatgesellschaften, in denen alle Tanz-, Spiel-,

Sing=, Sprech= und Redeluft genugsame Nahrung und Befriedigung findet, so bedeuten die Orte der öffentlichen Freude nicht viel. Kaffeehäuser giebt es kaum. Höchstens geht man einmal, ein Glas Eis zu nehmen, zu den Italienern, die ihre Zucker=, Saft= und Kuchenküchen hier eben so wie in unseren Städten errichtet haben. Auch die mittleren und unteren Klassen haben hier nicht so viele Schenken, Wein= und Bierhäuser nöthig wie bei uns, wo auf ein Städtchen von 2000 Einwohnern oft 30 und mehr dergleichen Etablissements, in denen man rauchen, trinken und kannengießern kann, kommen, während hier eine nicht größere Anzahl von Schenken vielleicht für das Conversations= und Trinkbedürfniß der dreifachen Menschenmenge sorgen.

Es existirt für die ganze gebildete Gesellschaft der Stadt nur ein einziger Clubb, der aber recht gut eingerichtet ist und bei Concerten, Bällen, Lotterieen oft die hübschesten Gesellschaften in seinem schönen Lokale sich vereinigen sieht.

Das Mitauische Casino ist bloß für den Adel der Stadt und für seine Hausgenossen, seine Lehrer, Gouvernanten ꝛc., die nach der patriarchalischen Sitte dieses Adels an den meisten seiner geselligen Vorrechte Theil nehmen, bestimmt. Was Zierlichkeit des Tanzes, Feinheit der Bewegung, Geschmack in der Toilette u. s. w. anbetrifft, so fragt es sich, ob man so leicht ein zweites Casino wiederfinden möchte, das sich in diesen Rücksichten dem der kurischen Barone an die Seite stellen ließe. Man sieht mitunter Ausländer, auch

„Leute von Extraction und Education," wie man sich ehedem auszudrücken pflegte, auf diesen Mitauischen Bällen bei, die fast immer hier eine etwas linkische Rolle spielen und bei diesem chevalerésken, klassischen, coulanten Savoirfaire der Eingeborenen immer wie eine minder glänzende Erscheinung hervorstechen.

Andere Gelegenheiten zu Versammlungen der gebildeten Welt der Stadt giebt die kurländische Gesellschaft für Litteratur und Kunst, deren Residenz Mitau und deren Stifter der allgemein hochgeschätzte Staatsrath von Recke ist. Das Lichtlein dieser Gesellschaft leuchtet freilich nicht weit über die Gränzen von Kurland hinaus. Nichtsdestoweniger hat es schon manche für das Land nicht unbedeutende Anregung gegeben, manchen geselligen Abend, auch sogar manchen wichtigen Punct der Geschichte und Natur des Landes freundlich beleuchtet, und gelobt sei Der, welcher es anzündete. Denn das Wort, das ein Anderer in anderer Beziehung sprach, gilt auch von den Musen: Wo eurer zwei in unserem Namen versammelt sind, da sind wir mitten unter euch. — Es ist eine so freundliche kleine Akademie en miniature, daß man nicht ohne das größte Interesse an ihren Versammlungen, bei denen zuweilen auch die gebildeten Damen der Stadt zugegen sind, Theil nimmt und sich gern etwas hübsches Geschichtliches, Geographisches oder Naturhistorisches, über den Ursprung der Letten, oder über die schwimmenden Inseln auf den kurischen Seeen, oder über die Moose der livländischen Wälder, oder über nordische Bienenzucht, oder über sonst irgend einen Gegenstand — denn die Gesellschaft hat sich mit Recht keinem

Gegenstande, keinem besonderen Zwecke ausschließlich gewidmet — vorlesen läßt.

Von dieser Gesellschaft gingen bereits, wie gesagt, mehre ersprießliche Unternehmungen aus. Auch verdankt ihr das kurische Provinzial-Museum seine Existenz, in welchem man in einigen Zimmern sowohl alles geflügelte, vierfüßige, kriechende oder schwimmende Gethier, welches in den kurischen Wäldern, Flüssen und Sümpfen lebt und nistet, als auch aller kurischen Herzöge und sonstiger berühmter Männer Physiognomieen, welche der Provinz theuer sind, vereinigt sieht. In Bezug auf Naturgegenstände und Alterthümer hat sich das Museum den Plan gemacht, Alles vollständig in seinen Sammlungen zu vereinigen, was von irgend einem Interesse für das Land sein könnte, und alles Andere mehr oder weniger auszuschließen, also durchaus ein vollständiges Provinzial-Museum zu werden. Gewiß ein sehr lobenswerther und heilsamer Zweck, der in jeder Provinz-Capitale Nachahmung verdiente. Es ist ein Unglück, daß die kleinen Districts- und Kreisstädte so häufig die Natur und Geschichte ihrer nächsten Umgegend vernachlässigen und sich mehr darauf einbilden, wenn sie unter ihren Thiersammlungen einen zottigen Löwenkrüppel, oder in ihrem Antiquitäten-Kabinet einen verrosteten Dolch vom Schlachtfelde von Troja haben, da sie doch im Gegentheil Ursache hätten, viel zufriedener mit sich zu sein, wenn sie z. B. alle Vögel, alle Schmetterlinge, alle Antiquitäten ihres Districtes vollständig besäßen, weil sie dann den Wissenschaften ohne Zweifel viel nützlicher sein würden. Jeder Gelehrte wüßte dann, wo er reisend

oder correspondirend Aufschluß über Dieß oder Jenes erhalten könnte. Aus diesen District-, Kreis- und Provinzial-Museen könnten dann erst wahrhaft vollständige Landes-Museen hervorgehen, und aus diesen Landes-Museen endlich die großen Sammlungen in den Welt-Capitalen, welche alles Lebende und Todte des Globus umfaßten und sich als Welt-Museen darstellten.

An anderen Sammlungen ist die Stadt freilich nicht reich, allein keineswegs so arm, wie man bei uns, wo man sich gewöhnlich jenseits der Kosakenlinie das Reich deutscher Bildung abgeschlossen denkt, glauben möchte. Manche Privatpersonen haben recht hübsche Gemäldesammlungen, die bedeutendsten die Grafen Medem und die Barone Ropp.

Die wichtigste Büchersammlung des Landes gehört dem Gymnasium illustre, und zwar eine so bedeutende, wie sie wohl überhaupt nicht viele Gymnasien besitzen mögen. Sie zählt nicht weniger als 25,000 Bände. Dieß Gymnasium wurde noch von dem letzten Herzoge von Kurland gestiftet und als eine Art von Lyceum oder Universität constituirt. Es wurden mehre geistreiche und gelehrte Männer, wie Sulzer, Beutler, Schulze, als Professoren herbeigerufen, und man konnte selbst juristische und theologische Vorträge hier genießen. Daher ist die Bibliothek auch in diesen Fächern, vorzüglich aber in der Geschichte gut besetzt. Da dieß Gymnasium vortrefflich dotirt, ja reich ist, und die Lehrer sehr gut besoldet werden, so wird noch jetzt zuweilen mancher bedeutende Mann für dasselbe gewonnen. Der Professor Pauker ist als Mathematiker und Astronom

einer der bekanntesten. Mit einem Worte, das Gymnasium von Mitau gehört in jeder Beziehung zu den ausgezeichnetsten Lehranstalten des russischen Reichs. — Seit einigen Jahren ist zum ersten Male ein Russe Director dieses Gymnasiums geworden. Auch werden jetzt, da man die Kenntniß der russischen Sprache von den Lehrern verlangt, auswärtige Concurrenten von den Lehrerstellen mehr und mehr ausgeschlossen. Es ist zu wünschen, daß der Geist und die Wirksamkeit der Anstalt sich nun in Zukunft eben so tüchtig wie zuvor erhalten mögen.

Das Gebäude des Gymnasiums ist eins der besten Häuser der Stadt, die sonst an vorzüglichen Bauwerken sehr arm ist. Das einzige, welches man mit Recht ausgezeichnet nennen kann, ist das Schloß, die ehemalige Residenz der Herzoge. Dieses Schloß, ein gigantischer, weitläufiger Bau, im Geschmacke von Versailles, vor der Stadt auf einer, von den Armen und Canälen der Aa umflossenen Insel gelegen, wurde vor 100 Jahren von dem mächtigen Günstling Biron, der durch russischen Einfluß Herzog von Kurland geworden war, erbaut, von zwei Herzögen bewohnt, im Jahre 1788 großentheils von den Flammen verzehrt, wiederhergestellt und dem flüchtigen französischen Könige als schützendes Exil eröffnet. Es dient jetzt theils den Beamten der Stadt zur Wohnung, theils den Mitgliedern des russischen Kaiserhauses bei ihrer Durchreise zur Herberge.

In einem Souterrain des Schlosses sieht man noch die Reihe der Herzöge aus dem Kettler'schen und Biron'-

schen Hause in ihren silbernen Särgen friedlich neben einander ruhen, zwei vollständig abgeschlossene Fürsten-Dynastieen, die zweihundert Jahre lang das Land beherrschten, und von denen die eine mit einem einfachen Ritter begann, zehn Mitglieder zählte und mit dem elften endete, die andere aber blos aus zwei gekrönten Mitgliedern bestand und noch jetzt in ihren Nachkommen existirt.

Die Begriffe von Gesetz, Recht und Billigkeit sind in Kurland noch am wenigsten durch das chaotische Anstürmen derjenigen verwirrten Vorstellungen, die man in Rußland von diesen Dingen hat, verdorben. Es steht hier noch viel Deutsches fest und ohne Wanken. Man lobt daher den Geist der hiesigen Gerichte, namentlich des Oberhofgerichts in Mitau, der obersten Instanz für kurische Rechtsstreitigkeiten. Es soll die unbestechlichsten und unparteiischesten Decrete und Entscheidungen geben, die man innerhalb der Gränzen Rußlands erhalten kann. — Auch mag von diesem Ansehen, in dem die kurischen Gerichte stehen, die Achtbarkeit des hiesigen Advocatenstandes sich herschreiben, der eine nicht unwichtige Rolle hier spielt und auch viele Adelige unter seinen Mitgliedern zählt.

Auch sonst ist in der gebildeten Gesellschaft von Mitau so ziemlich Alles bekannt, was es bei uns ist. Denn fast kein ausgezeichneter Künstler irgend einer Art versäumt es, sich in den Concert- und Theatersälen der Stadt dem dasigen Publicum zu präsentiren und auf der großen Tour nach Petersburg, die so viele unterneh-

men, für einen Augen- oder Ohrenschmaus die hübschen Silberrubel, welche für diese Fälle in Mitau aufgespart werden, gelegentlich am Wege aufzunehmen.

Die ärmlichste und elendeste Klasse der Bewohnerschaft sind, wie gesagt, die Juden, die oft zu 4 bis 5 Familien in einem feuchten dunkeln Souterrain zusammengepfercht wohnen und hier ein Leben führen, von dem man nicht begreift, welchen Werth es noch für einen Menschen haben könnte, und an dem man sie doch mit einer Gier fest halten sieht, als wenn es ein kostbares Juwel wäre.

Die deutschen Bürger der Stadt haben sich hier eine so bequeme und solide Existenz gezimmert und dehnen sich mit ihren hübsch gehaltenen und reinlichen Häusern so gemächlich in der weitläufigen Stadt aus, wie man in unseren engen und vielfach genirten Wohnplätzen dieß nicht sieht.

Doch sagt man, daß in neuerer Zeit der Luxus der Bürger zu sehr überhand genommen habe und die alte Gastfreundschaft und auch die Heiterkeit und Gemüthlichkeit mehr und mehr störe. Die Väter, sagt man, hätten bei zwei Gerichten und ohne Wein sich viel froher befunden als die Kinder bei den überschwänglichsten Mahlzeiten. Auch könne kein Wirth mehr allen den Ansprüchen der Gäste der heutigen Tage genügen, und wenn das so fort gehe, so würde sicher binnen kurzer Zeit die ganze Gastfreundschaft im Lande Banquerott gemacht haben.

Was das Letztere betrifft, so sieht der Reisende und Fremdling zu seinem Troste noch jetzt wieder einige hübsch angelegte Schlösser sich in verschiedenen Ge-

genden Kurlands erheben, in denen auf die Gäste keine engherzige Rücksicht genommen worden ist, sondern ihnen oft ganze Etagen im Voraus bestimmt werden.

Was aber die erste Klage über den Luxus und den unnöthigen Aufwand der Mitauer Bürger betrifft, so ergiebt sich aus dem Archive der Herzöge, daß diese Klage nicht allzuneu, vielmehr wenigstens schon einige hundert Jahre alt sei. — Man hat in demselben nämlich eine alte Kleiderordnung vom Jahre 1591 gefunden, in welcher schon über den überschwänglichen und unnöthigen Aufwand der Mitauischen Bürger geklagt wird. Da diese Verordnung überhaupt viele Blicke in das damalige Leben der deutschen Bürger in Mitau thun läßt und einige interessante Vergleichungspuncte mit dem ganz ähnlichen Leben in den anderen deutschen Städten an der Ostsee (Danzig, Königsberg u. s. w.) gewährt, so wollen wir hier einige Stücke dieses Documents hervorheben.

„Unserem fürsichtigen, lieben und getreuen Voigt, unseren ehrsamen und wohlweisen Bürgermeistern und Rathmännern, Aelterleuten und ganzen Gemeinde zu Mitau entbieten wir unseren Gruß" *).

„Da uns glaubwürdig vorgebracht, wie denn der tägliche Augenschein solches auch klärlich bezeuget, was maßen überschwängliche und ganz unnöthige Unkosten auf Hochzeiten und Kindtaufen angewendet werden, wodurch die Bürgerschaft an ihrem Vermögen zum Höchsten erschöpft und

*) Statt eines solchen fürsichtigen, lieben und getreuen Voigts hat die Stadt jetzt einen gefürchteten und gewaltigen Gouverneur und dabei einen wenig bedeutenden Rath.

verschmälert wird, daneben auch allerlei ärgerlich Leben und unzüchtige Geberden bei den Nachttänzen gespüret werden, so daß es allezeit Einer vor dem Andern köstlicher zurichten will."

„Da solchem Allen nicht länger zuzusehen, und da die Bürger nicht nur das Ihre verschwenden, sondern auch Gottes gerechten Zorn und Strafe über uns sämmtliche Deutsche bringen, also haben wir aus fürstlicher Sorgfalt wegen jetzt uns obliegender, tragender fürstlicher Regierung verordnet:

„Erstlich, daß neben Käse und Butter auf Verlobnissen nur drei Gerichte aufgetragen werden sollen. Auch sollen dabei zweitens nicht über acht Personen, oder zum meisten zehn an Manns- und Frauenspersonen zusammenkommen."

„Zum Dritten verordnen wir, daß auf eines Rathmanns Hochzeit nicht mehr denn 60, eines Bürgers 40, eines Handwerkers 30, eines Knechtes 20 eingeladen werden, in welcher Zahl aber die Prädicanten und Kirchendiener nicht mitzugerechnet und gemeint sein. Wollte aber Jemand weniger Gäste, als in dieser Ordnung begriffen, einladen, stehet es in Jedes Gefallen."

„Zum Vierten, damit am Sonntag das herzliche göttliche Wort nicht versäumt wird, so soll der hochzeitliche Ehrentag um Glock 9 Uhr anfangen. — Am Abend im Winter um 8 Uhr, im Sommer um 9 Uhr soll die Hochzeit gänzlich geendet und geschlossen sein. Wer darüber thut, 10 Gülden Strafe."

„Fünftens, was die Speisen bei der Hochzeit anbe-

langt, so soll es also gehalten werden, daß ein jeglicher, Rathmann oder Bürger, drei ordentliche Essen und solche in drei Gängen fürtragen lassen solle. Ob Jemand auch Obst aufgeben lassen wollte, soll in Jedes Gefallen stehen. Doch wird ein Jeder sich hierin vor Mißbrauch und Ueberfluß zu mäßigen wissen. Es soll auch einem jeglichen Gaste aus der Hochzeit etwas wegzuschicken gänzlich verboten sein. Jedoch soll ein Jeder gewarnt werden, daß der Armen nicht vergessen werden möge."

„Wer aber wider diese Ordnung handeln würde, soll in jedem bruchfälligen Punete 5 Gulden zur Strafe zu erlegen schuldig sein."

Wie wir aus dieser Ordnung ersehen, wie es bei den Hochzeiten der alten Mitauischen Bürger herging, so lernen wir aus einem anderen herzoglichen Edicte über den Kleider-Luxus der Bürger Mitaus noch deutlicher, was für Menschen sich damals in den Straßen dieser Stadt bewegten und wie sie von Kopf zu Fuß gekleidet waren.

Der Herzog beginnt:

„Weil'n eine solche übermäßige und überflüssige Hoffarth, Pracht und Ueppigkeit in der Kleidung — leider anzusehen! — statt genommen, so daß einige Mitau'sche Bürger theils über ihr Vermögen und über Standesgebühr sich zieren und kleiden, als ordnen und setzen wir:

„1) daß kein Rathmann Sammt oder Atlas tragen soll. In Damasch oder sonstigem Seidenzeuge zum Unterschied mag er sich kleiden, jedoch ohne überflüssigen Schnürenbesatz."

„2) Ein Bürger soll kein Seidenzeug, ausgenommen Zindeldort und auf's Höchste Grobgrün und was dergleichen, tragen."

„3) Ein wohlhabender Kaufgeselle soll nicht höher als in Grobgrün, jedoch ohne Sammtbesatz, gekleidet sein."

„4) Alle Sammethüte und mit Zobel verbrämte Mützen sollen gänzlich verboten sein, außer für fürnehme amtstragende Personen."

„5) Es sollen alle und jede Bürgerfrauen sich nicht unterstehen, güldene, silberne oder mit Golddraht durchgestickte, wie auch keine flittergoldene Hauben hinführo zu tragen, vielweniger mit Gold und mit Perlen besetzte Schleier auf ihrem Haupte tragen."

„6) Es soll auch eine Rathmannsfrau nicht höher als einen seidencamelottenen Rock und Mäntelchen tragen, jedoch nicht von einer ungebührlichen Länge, auch nicht mit Zobel oder übermäßigem Sammet verbrämt."

„9) Es soll alle übermäßig lange Wäsche von Kammertuch und sonstigen theuerbaren Leinwanden den Mannes- und Frauenspersonen gänzlich verboten sein."

„10) Es soll auch keine Bürgerjungfrau ein golden Flitterperlband, wie auch von Glassteinen gestickte Leiste, so wie geflitterte Kirenga oder polnische Mützen tragen."

„12) Eines Rathmanns Tochter oder Frau soll zwar ein Leibchen von Sammet tragen, jedoch ungestickt und mit silbernen oder goldenen Posamenten besetzt."

„13) Es sollen in dieser Gemeinde überhaupt alle goldenen Ketten öffentlich auf Hochzeiten und Gastereien den Bürgerfrauen und Jungfrauen zu tragen verboten

sein. Außer was amtstragende Personen sein, die mögen eine goldene Kette von 20 Kronen tragen."

„14) Es soll keine Frau oder Jungfrau fürstliche Kleider tragen, sondern fein züchtig mit weißen Schürztüchern gezirrt einhergehen."

„Wer dieser unserer fürstlichen Ordnung zuwider handelt, soll schimpflich von den Hochzeiten oder Gastereien, wo er sich anders gekleidet, als wir setzten, darzustellen wagt, abgewiesen werden."

„Schließlich, so ordnen und wollen wir, daß von allen und jeden Pönen uns der halbe Theil fürbehalten sei, und der andere halbe Theil abermals in zwei Theile geleget, davon unser Stadtvoigt einen Theil und den anderen Theil der sämmtliche Rath genießen soll. — Alles ohne Gefahr und Argliſt."

„Gegeben in unserem Schloß Mitau, den 23. Februar 1591."

Umgegend.

„Liebe Mutter, die Gespielen
„Sagen mir schon manche Zeit,
„Daß ich besser sollte fühlen,
„Was Natur im Freien beut."

Die Umgegend von Mitau bietet allerdings wenig Erfreuliches. Obgleich seine Bürger keineswegs von Mauern und Wällen, wie noch manche unserer städtischen Bürger-

schaften, genirt werden, sondern die Stadt vielmehr im prägnantesten Sinne des Wortes eine offene ist, indem sie mit ihren äußersten Häusern und Vorstädten ganz mit dem flachen Lande verfließt, so halten sich die Einwohner doch so streng in den Mauern der Stadt zusammen, als wären sie darin vom Feinde belagert. Freilich, wenn man Sand, traurige Oede, Stürme, Schneegestöber und dergleichen Dinge für solche Feinde nehmen will, so befinden sie sich allerdings auch den größten Theil des Jahres wirklich im Belagerungszustande. — Mitau ist nicht von hübschen Dörfern, zu denen die Städter hinauswallen, von Gärten und ländlichen Vergnügungsplätzen umgeben, wie bei uns doch fast jeder Ort von so großer städtischer Bedeutsamkeit, und man kann daher von den Mitauischen Bürgern nicht wie Göthe von den Jenaischen singen:

„Sonntags rutscht man auf das Land;
„Zwätzen, Burgen, Schneidemühlen
„sind uns alle wohlbekannt."

Die Stadt hat eigentlich kein Weichbild und Terrain, das sie zu ihrem Nutzen und zur Freude ihrer Kinder bewirthschaftet hätte*). Dicht vor ihren Thoren fangen gleich die weitläufigen Gebiete der Bene possessionati an, und ihre Gehöfte, Schlösser und Landhäuser zeigen sich dann sogleich auf dieselbe Weise wie in den anderen Theilen des Landes. Es blieb so kein Raum für Villen und Suburbanen, da Alles als Wiese, Wald, Acker und Hutung in Anspruch genommen wurde.

*) Einige unbedeutende Besitzlichkeiten machen davon eine Ausnahme.

Natürlich aber drängen sich die Landsitze und Schlösser der Herren in der Umgegend von Mitau dichter als in den anderen Theilen von Kurland, unter ihnen mehre ehemals herzogliche, jetzt kaiserliche Lust- und Domänal-Schlösser, Ekau, Ruhenthal, Würzau, Hofzumbergen, Grünhof, lauter Namen, die der Inländer seit langer Zeit kennt, und lauter Dinge, die er bewundert, bei deren Nennung unsere fremden Leser aber nichts empfinden, weßhalb wir uns auch nicht länger dabei aufhalten.

Die für Mitau wichtigsten städtischen Ansiedelungen in der Umgend sind Bauske, fünf Meilen von der Stadt nach Süden, und Schlock, fünf Meilen gen Norden gelegen. Beide Städte hängen mit Mitau an demselben Flußfaden. Bauske liegt am Zusammenflusse der Memel und Muße, die vereinigt die Mitauische Aa bilden, und besorgt die Geschäfte, welche Mitau mit den oberen lithauischen Anlanden dieser Flüsse haben könnte. Es ist ein freundliches Städtchen. „Es erinnert in seiner Lage und seinem Ansehen so sehr an's Ausland," sagen die Mitauer, die sich gewöhnlich dieser Redensart bedienen, wenn sie in der Natur ihres Landes irgend etwas in ästhetischer Hinsicht rühmen wollen, d. h. in diesem Falle denn weiter nichts als: Bauske hat seine Häuser einigermaßen unregelmäßig auf einigen Anhöhen, welche die Halbinsel zwischen den beiden genannten Flüssen bildet, umhergebaut.

Schlock, ein von Juden, Russen und Schiffern bewohnter Ort, liegt an der unteren Aa dicht am Meere,

und zwar da, wo dieser Fluß von seinem direct zur See gerichteten Laufe plötzlich in der Entfernung einiger Büchsenschüsse von der See abweicht und noch 25 Werste hinter Dünen an der Meeresküste hinläuft, um, auf seine Selbstständigkeit verzichtend und sich mit der Düna vereinigend, als Nebenfluß derselben in's Meer zu stürzen.

Von Mitau nach Riga.

„Und Ihr, mein Herr, Ihr reist so immerfort?"

Zur Rechten Morast, zur Linken Sumpf, dann ebene Sandfläche oder Sandhügel, die als Dünen von Wind und Wellen aufgeworfen wurden, der Sumpf hier und da von Birken, die Sandhügel spärlich von Tannen besetzt, Wüstenei und Oede weit und breit, — so ist das niedrige Mündungsland der Düna beschaffen, das sich zwischen Mitau, Riga und dem Meere hinstreckt, und welches die Mitau'sche Postkutsche, mit 4 oder 6 Pferden bespannt und gewöhnlich zahlreich mit Passagieren besetzt, alle Tage durchpflügt.

Auch wir hatten Anfangs Aprils des Jahres 1834, wie viele andere Passagiere, dieser Postkutsche unser Leibliches zum Transporte nach Riga anvertraut. In jenem noch nicht sehr alten Jahre wenn die Wege zwischen Mitau und Riga noch in so ungekünsteltem Zustande wie in der romantischen Zeit der Schwertritter, d. h. sie waren ganz vortrefflich mitten im Winter, als der December und Januar, in Rußland die beßten und thätigsten Chaussee- und Brückenbauer, Alles mit Schnee und Eis gebahnt und gefestigt hatten, ganz anders aber in unserem Reise-

monate April, wo diese Wegebahnen in ihren untersten Grundfesten gelöst waren, und wo hier, wenn auch für die Umkippenden, denen im Sumpfe weich genug gebettet, doch nicht für die Weiterstrebenden gut gesorgt war *).

Die jedem Rigenser und Mitauer wohl bekannte Station in der Mitte zwischen beiden Städten heißt St. Olai, dem heiligen Olaus, wenn dieser Heilige der Schutzherr und Retter aller der in Wüsten, Wäldern und Morästen Irrenden und der aus Schmuz und Unwetter um Hülfe Rufenden ist, wahrlich mit vollem Rechte gewidmet.

Bei St. Olai hat es auf dieser Seite mit Kurland ein Ende, und es beginnt hier die Nachbarprovinz Livland. Die Livländer, obgleich sie sich mit den Kurländern sonst überall über die Düna als Gränzscheide abgefunden haben, griffen hier über die Ufer dieses Flusses hinaus und schrieben sich — wahrscheinlich zu Gunsten und auf Antrag ihrer Hauptstadt Riga, der Beherrscherin und Besitzerin der Mündungen der Düna **), — das ganze linke Uferland derselben, so weit man es als Theil seines Mündungslandes betrachten kann, bis an die See zu ***). Bei Olai ist auf der Straße von Mitau nach Riga der

*) Seitdem hat sich auch hier schon Vieles geändert, und es ist eine Chaussee zwischen Riga und Mitau zu Stande gekommen, welche sich an die lithauische Chaussee von Mitau bis an die preußische Gränze anschließt, die ihrerseits wieder mit den ebenfalls neuerdings angelegten preußischen Kunststraßen zusammentrifft.

**) Noch jetzt sind die meisten Küsten zu beiden Seiten der unteren Düna Besitzthum der Stadt.

***) Schlock und einige andere Theile dieses transrhudonischen Livlands wurden von der Kaiserin Katharina Kurland entzogen.

eigentliche Anfang dieses Mündungslandes anzunehmen. Von hier an bis zur See war wahrscheinlich früher Alles Meer und wurde erst durch die tausendjährige Arbeit des Flusses in Festland verwandelt.

Wenn man den Zustand, in dem sich jetzt dieses Mündungsgebiet befindet, mit der Beschaffenheit der Deltaländer der anderen großen Ströme der östlichen Küste des baltischen Meeres vergleicht, so zeigt sich bei allen viele Aehnlichkeit und doch bei jedem etwas Besonderes. Alle südlichen Ostseeflüsse bilden Dünenreihen und Nehrungen, hinter denen sie in mehr oder weniger großen Haffs, Seeen und Sümpfen stagniren. Bei der Oder sammelt sich zunächst der ganze ungetheilte Fluß in einem großen Haffe, vor dem sich Sandbänke und Dünen aufgeworfen haben, die dann durch drei aus dem Haff ausgehende Strömungen durchbrochen und in zwei große Inseln getheilt werden. Bei der Weichsel findet mehrfache Theilung des Flusses statt und nur partielle Ansammlung einiger Arme in einem großen Haffe. Der Niemen spaltet sich, wie die Weichsel, in mehre lange Arme und sammelt sich dann in einem breiten Haffe, dessen lange Nehrung ohne Inselbildung nur an einer Stelle durchbrochen wird.

Die Düna dagegen hat, indem sie beständig bis an die Mündung alle ihre Gewässer in einem Faden zusammenhält, das ununterbrochenste Mündungsgebiet vorgeschoben. Nur einige nicht bedeutende Wasseransammlungen sind zu beiden Seiten des Flusses stehen geblieben, zur linken der Babit- und zur rechten der Mühlgraben-

see und einige andere mit ihnen zusammenhängende Lagunen. Wie auf der linken Seite hart hinter dem von Dünen barricadirten Rande des Delta's die kurische Aa heranfließt, eben so kommt gegenüber gleichfalls hart hinter den Dünen ein Arm der sich auf dieselbe Weise und mit demselben Namen zur Düna heranziehenden livländischen Aa herbei. Dieser Arm heißt der lange Bach.

Je nach der Verschiedenheit der Gestaltung des Mündungsgebiets haben sich auch die verschiedenen Flußcapitalen auf verschiedene Weise ihre Situation gewählt. Stettin liegt oberhalb des Haffs am ungetheilten Flusse und hat an den verschiedenen Mündungen des ersteren seine kleinen Nebenhafen und Hülfsorte: Swinemünde, Kamin, Wollin, Greifswalde. — Danzig hat sich nahe an's Meer, an die Hauptwasseransammlung der Weichsel gelegt und besitzt unmittelbar an der Mündung den kleinen Ort Weichselmünde. — Elbing und Königsberg liegen wieder diesseits des Haffs an den Flüssen mit ihrem Hafen- und Lootsenorte Pillau an dem Durchbruche der Nehrung. — Die Mündungscapitale des Niemens, Memel, legte sich dagegen unmittelbar an den Durchbruch der Nehrung selbst.

Riga endlich siedelte sich an seinem ungetheilten Flusse an, zwei Meilen von der Mündung entfernt, und an der Mündung selbst erbaute es seinen Hafen-, Lootsen- und Festungsort Dünamünde.

Das wüsteste von allen genannten Deltaländern ist das der Düna. Die Niemen-, Weichsel- und Odernie-

derungen sind in die fruchtbarsten, üppigsten und angebautesten Landstriche verwandelt worden. Daß dieß bei der Düna nicht statthatte, mag wohl Schuld der Menschen sein, die mit Canal-, Damm- und Ackerbau nicht so fleißig waren wie die Anwohner jener Ströme.

Das Düna-Deltaland ist daher nicht wie jene genannten Deltaländer, wie das ägyptische und so viele andere, ein üppiges Fruchtland, sondern eine wahre Wüstenei für den Ackerbauer, ein gelobtes Land aber für kurische und Riga'sche Jäger, wenigstens für die Vogelschützen. Denn namentlich im Frühlinge sind alle Gewässer hier mit unglaublich zahlreichen Schaaren von Sumpf- und Wasservögeln bedeckt; die Seeen mit Schwänen und wilden Gänsen, die Sümpfe mit Störchen, Schnepfen, Kibitzen und Kranichen*).

In Olai kam ich mit russischen Kaufleuten zusammen und sah hier zum ersten Male den devoten und frommen Andachtsübungen dieser Leute zu, die sie vor den Laren des Wirthshauses verrichteten, und nach deren Vollbringung sie sich an die Verspeisung ihrer Fastenmahlzeit machten. — Von Olai nach Riga weiterfahrend, hat man den großen Morast Tyrul zur Rechten und den an Größe und Trostlosigkeit mit ihm wetteifernden Sumpf von Kangerkals zur Linken. Es war Abend geworden. Wir zündeten die Laternen an unserem Wagen an und bil-

*) Ein eben so erstaunlicher Vögelreichthum findet sich an der Newa wieder.

beten so in der grausenhaften Finsterniß und Einöde die erleuchtetsten Leute weit und breit.

In der „Mitau'schen' Vorstadt," welche sich auf die linke Seite der Düna hinausgebaut hat, trank man schon Thee, als wir hier endlich nach vielen ungezählten Seiten-, Rippen- und Rückenstößen und nach endlosem Auf- und Niederhüpfen ankamen und in den Posthof hineinschwankten. — Es war Eisgang in der Düna und daher unmöglich, noch am Abende nach Riga selbst überzusetzen. Ich traf im Wirthshause ein paar gute Bürger der Stadt, die, auch von einem Ausfluge in die finsteren Wüsteneien des Landes zu ihrem warmen Riga'schen Feuerheerde zurückkehrend, die Nacht hier zubringen wollten, um am anderen Morgen überzufahren. Ich hatte das Vergnügen, mit ihnen ein Zimmer zu theilen, und wir ergingen uns gesprächsweise über die Ereignisse der Vergangenheit, welche die völkerwimmelnde Stadt an die Stelle gebracht hatten, wo wir sie mit einigen schwachen Lichtern über der dicken Finsterniß, die auf dem breiten Strome ruhte, hervorschimmern sahen.

Riga.

Instant ardentes Tyrii, pars ducere muros,
Molirique arcem, et manibus subvolvere saxa,
Pars optare locum tecto et concludere sulco,
Jura magistratusque legunt, sanctumque senatum.

Geschichtliches.

Im Jahre 1158 wurden Bremer Kaufleute und Schiffer — Bremen hatte damals eine welthistorische Bedeutung und spielte auf den entferntesten Bühnen der Ereignisse eine wichtige Rolle, denn in denselben Zeitläufen waren auch in Jerusalem Bremer Kaufleute bei der Gründung eines der merkwürdigsten Ritterorden des Mittelalters thätig — also in jenem Jahre wurden Bremer Kaufleute und Schiffer auf ihrer Fahrt nach Wisby durch einen gewaltigen Nordweststurm vom Curs verschlagen, um den gefährlichen „Fürst vom blauen Berge", jene nördlichste Spitze von Kurland herumgetrieben, bei der kleinen Insel Runoe mitten im Rigaischen Meerbusen vorbeigejagt und über die sonst so mißliche Halbinsel Gretengrund glücklich hinweggehoben. Sie landeten dann endlich bei der Mündung der Düna im Lande der Liwen, welches damals eine eben so unbekannte und entlegene Weltgegend wie später die Länder der kupferfarbenen Wilden Amerikas und dessen Entdeckung ohne Zweifel eine der folgenreichsten jener Jahrhunderte war; denn sie bereitete die Herrschaft des deutschen Stammes in allen diesen nördlichen Provinzen vor, in Kurland, Livland,

Esthland, Ingermanland, Carelien und einem Theile von Finnland.

Die anfänglichen Unterhandlungen der Bremer mit den Liwen und ihre ersten Unternehmungen an der Düna erinnern lebhaft an die Schritte des Columbus oder anderer Entdecker in fremden Landen, so ihre Ansiedelung auf der kleinen Insel Kirchholm, ihr Schloßbau von Uexküll (den die Liwen mit Stricken umzureißen kamen), ihre listigen Verträge mit den gutmüthigen und ungewitzigten Eingeborenen, die überall mit List oder Gewalt bezwungen und allmählig in harte Knechtschaft gebracht wurden. — Der Bremer Meinhard wurde der erste Bischof in Livland, Berthold der zweite und Albert der dritte und bedeutendste. Alle drei waren gewandte, kluge und tapfere Männer und sind jetzt in ganz Livland berühmte Leute, als diejenigen Gärtner, welche den Samen legten zu diesem später weitverzweigten Baume der deutschen Colonieen in den baltischen Landschaften.

Es kamen immer neue Mannschaften nach, die Handelsverbindungen wurden größer, und eben jener Albrecht gründete dann im Jahre 1200 an einem Arme der Düna, zwei Meilen von ihrem Ausflusse, die Stadt Riga und stiftete den Orden der Schwertbrüder, der nun allmählig das ganze Land umher unterwarf.

Riga soll nach Einigen seinen Namen von einer „Rige" (einem Trocknenhause des Getreides) erhalten haben, die angeblich auf dem Platze stand, wo Albert sein Schloß baute, — in der Art also, wie die Tuilerieen von der Ziegelbrennerei auf ihrem Bauplatze, — nach Anderen

von jenem jetzt vertrockneten Flußarme, an dessen Ufern es ursprünglich errichtet wurde und der „die Rige“ benannt gewesen sein soll. — Die ersten Bischöfe scheinen hier anfangs so ziemlich wie souveräne Herren geschaltet zu haben, doch entschlüpfte ihren Händen allmählig das Regiment über die Stadt und den Orden. Die Bürger der Stadt gaben sich eine freie Verfassung, welcher sie die Gesetze Bremens als Muster zum Grunde legten, und der Schwertbrüderorden constituirte sich unter einem eigenen Heermeister, anfangs allein, nachher in Verbindung mit dem deutschen Herrenorden in Preußen und unter seiner Oberhoheit als selbstständige Macht. Und so sieht man denn im Laufe der folgenden Zeiten die freien Bürger Riga's, die Bischöfe und Erzbischöfe der Stadt und den Schwertritterorden*) unter einander in beständigem Ringen und Streiten begriffen, bei welchen Kämpfen indeß die Bürger es gewöhnlich mit der geistlichen Gewalt hielten, die Ritter aber, welche die Waffen am beßten führten und sich in Besitz des offenen Landes gesetzt hatten, meistentheils die Oberhand behaupteten, der Art, daß ihre Heermeister und die aus Rittern, Geistlichen und Bürgern zusammengesetzten Stände, denen jene präsidirten, als die

*) Der Meister des Schwertritterordens residirte in Wenden in der Mitte Livlands, der Erzbischof dagegen in der Stadt Riga. Wenden stand daher in demselben Verhältnisse zu Riga wie Marienburg, der Sitz des deutschen Ordensmeisters, zu Danzig. Der Erzbischof von Riga dünkte sich ein unabhängiger Fürst und nannte sich von Gottes Gnaden. Sein vollständiger Titel war: „Wir von Gottes und des römischen Stuhls Gnaden der heiligen Kirchen zu Riga Erzbischof und Provisus des deutschen Ordens.“

rechtmäßige herrschende Regentschaft im Lande angesehen wurden, „unbeschadet der Rechte, Freiheiten und Privilegien eines jeden Standes," deren die Bürger von Riga eben so viele besaßen wie die freien Städte Deutschlands.

Die Stadt stellte in den Kriegen des Ordens unter der Anführung ihrer Consuln ihre eigenen Heere auf. Die Bürger Rigas hatten, wie der Adel, ihre Orden und Waffenverbrüderungen, so z. B. die Brüderschaft der „schwarzen Häupter." Ja die Stadt ließ auch ihre eigenen Münzen schlagen mit ihrem Wappen, welches ohne Zweifel durch eine Vermischung des Bremer und Hamburger Wappens entstanden ist. Es sind zwei silberne, kreuzweise über einander gelegte Schlüssel mit einem Kreuze darüber, und darunter ein Thor mit drei Thürmen. — Es werden sogar armirte Flotten der Rigenser erwähnt, und am Ende des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts, in welcher Zeit die Stadt ihre größte Blüthe gehabt zu haben scheint, werden fast eben solche Beschreibungen von dem häuslichen Luxus und der Kleiderpracht der Rigaischen Bürger gemacht, wie wir sie in den Chroniken vieler anderen reichen deutschen Städte lesen. In allen diesen Dingen, wie in der Einführung der Reformation und den Auftritten, die diesem Ereignisse vorhergingen und folgten, hat die Geschichte Riga's, in deren schon oft beschriebenes Detail wir aber hier nicht einzugehen beabsichtigen können *), erstaunlich viel Aehnlichkeit

*) In Müller's Sammlungen russischer Geschichten, so wie in dem bekannten Magazine Bergmann's, findet sich die Geschichte jeder livländischen Stadt des Breiteren dargestellt.

mit der unserer Reichsstädte. — Etwas anders freilich klingen die Erzählungen später, als die deutschen Staatsgebäude in diesen Gegenden und ihre eigenthümliche Entwickelung ihrer Auflösung entgegengingen, und Schweden, Polen und Russen sich gegenseitig die Mündungen der Düna streitig machten. Riga wußte freilich sowohl während des halben Jahrhunderts der Polenherrschaft, als während des Jahrhunderts seiner Unterwürfigkeit unter Schweden seine alten Privilegien und Freiheiten zu behaupten und wurde selbst von den Königen von Schweden die zweite Stadt ihres Reichs genannt. — Seit 130 Jahren, seit der Belagerung und Capitulation von 1710, gehört die Stadt nun zu Rußland, und für die nächsten Jahrhunderte ist wohl keine Aussicht da, daß sie wieder ihren Herrn wechseln werde.

Die Düna hat bei Riga, wie die Newa bei Petersburg und die Aa bei Mitau, keine bleibenden Brücken. Es treten daher im Herbste und Frühlinge zur Zeit des Eisgangs hier überall recht unangenehme Unterbrechungen des Verkehrs ein. In Petersburg sind die Brücken Schiffsbrücken, in Mitau und Riga, so wie auch an anderen Orten in diesen nördlichen Erdgegenden, sind es blos mit Bretern überlegte Balken-Compositionen oder Floßbrücken. Im Wasser selber liegen als Basis der Brücke gewaltige dicke Baumstämme dicht neben einander, die wiederum durch über sie hin gekreuzte Querbalken zusammengehalten werden. Auf diesen Querbalken läuft dann die eigentliche, aus dicken Bohlen von Eichenholz bestehende Brückenbahn hin, die aber mit dem Wasser fast in gleichem Niveau ist,

weil das Ganze durch seine eigene Last tief hinabgedrückt wird. Die ganze Brücke kann in 3 bis 4 Stücke zerlegt werden und wird so zerstückelt in einen eigens für sie bestimmten Hafen gebracht. Sie wird theils durch Stricke, die vom Ufer zu ihr schräg heranlaufen, theils durch große Pfähle, die man zu beiden Seiten in den Boden des Flusses einrammt, befestigt. Damit man nicht nöthig habe, diese Pfähle, die während des Eisganges ebenfalls nicht stehen bleiben dürfen, — weil sie sonst verloren wären, — mit Mühe herauszuziehen, so läßt man sie wie die Brücke einfrieren. Das Eis setzt sich fest an die Balken und die Brücke an und reißt, wenn das Wasser schwillt und die Eisdecke sich hebt, beide aus dem Grunde mit sich empor. Zu gleicher Zeit legen sich die Pfeiler, an ihrem unteren Ende vom Strome fortgerissen, in schiefer Richtung herum und können so leicht hervorgezogen werden. Dennoch kann man sich denken, daß das Auf- und Abschlagen dieser Brücken und das Abpassen des rechten Moments dazu erstaunlich viel Mühe macht.

Die Rigaische Floßbrücke, welche ein Meisterstück in ihrer Art ist, — sie ist fast zweimal so lang als die Ponton-Brücke bei Straßburg über den Rhein und dabei viel solider construirt — wird freilich nur einmal zusammengestückt, wenn der Fluß schon von oben bis unten von Eise frei ist. Da dieß am 1. Mai immer der Fall ist, so hat man diesen Tag ein für alle Mal gesetzlich dazu festgesetzt, so wie der 1. November der herkömmliche Termin zur Einbringung der Brücke in ihren

Winterhafen ist. Viele andere Brücken aber werden häufig bei freiem Wasser aufgelegt und bei neu eintretendem Eisgange wieder abgenommen. Ja die Brücken in Petersburg, wo natürlich jede Verkehrsunterbrechung sehr unangenehm empfunden wird, legt man oft in einem Tage mehre Male zusammen und wieder auseinander, indem man jede Zeit, wo der Fluß frei ist, zum Brückenüberbau benutzt. Man kann sich denken, daß die vielen damit beschäftigten Menschen eine Gewandtheit und Schnelligkeit entwickeln müssen wie Cäsar's Soldaten.

Auch stammt wirklich, wie man behauptet, die Construction dieser Brücken von einem Cäsar her. Carl XII., als er bei Riga landete und die Sachsen über die Düna hinüber jagte, ersann diesen, den Umständen äußerst angemessenen Brückenbau und baute bei seiner Verfolgung der Sachsen auf's jenseitige Ufer die erste Rigaische Floßbrücke in der angegebenen Art, die nachher in allen diesen Gegenden Nachahmung fand.

Am anderen Morgen nach jenem Abende, wo wir in der obengenannten Mitau'schen Vorstadt diese Capitel über die Geschichte und den Brückenbau Rigas abhandelten, wimmelte das Ufer von Reisenden und Landleuten, welche ihre Waaren zur Stadt bringen wollten, und das Wasser von Eisschollen und kleinen Schiffen, die sich durch sie hindurch arbeiteten. Auch ich setzte mich in ein solches, nur für eine oder zwei Personen berechnetes Boot, das, je kleiner es ist, desto leichter durch die Lücken zwischen dem Eise hindurch schlüpft. Ich erinnere mich nie, eine so belebte Schifffahrt bei so star-

kem Eisgange gesehen zu haben. Die lettischen und russischen Schiffer wußten die kleinen Boote sehr geschickt zwischen alle die bewegten Klippen hindurch zu fördern, indem sie bald durch einen offenen Canal hindurch ruderten, bald sich an eine Eisscholle anhängten, bald an einer anderen, die dabei selber die Stützpuncte geben mußte, hinaufstakten, bald den Stoß einer dritten zur Seite lenkten, je nachdem die tausend verschiedenen Situationen und Umstände, in die man bei einem Eisgange kommen kann, Dieß oder Jenes nöthig machten.

Die Düna bot in der That einen großartigen und ergreifenden Anblick dar, ein breites, mächtiges, trübes Gewässer, in Millionen durcheinander greifender Wirbel und Strudel zum Meere gleitend und unzählige kleine und große Eiskrystallisationen auf der weiten Fläche im Kreise herum drehend, schwankend vorüberschießend in unerschöpflicher Fülle neu sich entwickelnder Schaaren, die aus verborgenen Magazinen hervortraten und Trupp an Trupp herbeizogen. Dann die Sandbänke, hier und da mit den zwei Ellen dicken, hoch über einander gethürmten Eisblöcken, die wie Felsen mitten aus dem Wasser 30 bis 40 Fuß hoch emporragten, bedeckt, und endlich die Menschen, die sich in ihren kleinen, zerbrechlichen Nußschalen in diesem Aufruhre der Naturgewalten mit Butter und Käse zum Markte hindurch arbeiteten, um einen kleinen Gewinn aus dem bedrohlichen Getümmel der Oceaniden sich zu erobern.

Die Stadt Riga selber verschwand eigentlich völlig in diesem großen Gemälde. Der Fluß ist der Stadt zu

mächtig, und sie entwickelt sich noch dazu an seinen Ufern sonderbarer Weise mit einer äußerst unbedeutenden Gebäude-Entfaltung. Man hat vom Flusse aus Mühe, sich zu überreden, daß man eine Stadt mit 60,000 Einwohnern vor sich sehe. Keine große Straße, kein prächtiger Quai zieht sich am niedrigen Ufer entlang. Alle Hauptplätze und Straßen der Stadt liegen weiter zur Seite nach dem Inneren des Landes hin. — Bremens, Hamburgs und Lübecks Häuser bilden reizende und höchst malerische Gruppirungen an den Ufern ihrer Flüsse hin, Riga gar keine, und keine Stadt von denen, die unmittelbar auf Thätigkeit an und auf dem Wasser angewiesen sind, ist mir bekannt, die so sehr wie Riga die Miene annähme, als habe sie mit dem Wasser nichts zu thun. Man sieht fast nichts von der Stadt als altes Mauerwerk und ein paar Thurmspitzen, die darüber hervorgucken, und erst, wenn man durch die engen finsteren Wasserthore eingetreten, entdeckt man ihr Straßengewirr und ihre Häusermassen.

Daher mag es auch kommen, daß im Sommer, wenn die lange Brücke über dem Flusse liegt, eben sie den Haupt-Ein- und Auslade-Quai Rigas bildet. Die Schiffe legen sich der Reihe nach zu beiden Seiten an der Düna-Brücke hin, die dann, mit Waaren beladen und von geschäftigen Menschen und aus- und einziehenden Wagenzügen belebt, einen so interessanten Anblick darbietet, wie ihn nur irgend eine Brücke oder ein Molo gewähren kann. Einige Schiffe legen indeß auch unterhalb der Brücke an dem Hafenquai des Festlandes an, und viele andere auch oberhalb da, wo sich die Hanf-Ambarren

befinden. Dieser letzteren Schiffe wegen wird der Verkehr auf der Brücke alle Mittage eine Stunde lang unterbrochen, indem man ein Glied des Brückenflosses herausnimmt und die Schiffe passiren läßt. Diese Vertheilung und Gruppirung der Schiffe bei Riga ist dann wieder, so wenig die der Häuser es war, äußerst wohlgefällig und pittoresk, da sie nicht wie in Hamburg und anderen noch engeren Häfen in einem dichten Walde zu einem Knaul verwickelt sich zusammendrängen, sondern, in verschiedene Partieen vertheilt, wie die Gehölzchen und Gebüsche eines englischen Gartens hier und da umherliegen.

Riga theilt sich so entschieden wie Wien in den eigentlichen alten inneren Stadtkern und die darum angesetzten Vorstädte, welche beide Stadtpartieen aber hier noch weit schroffere Gegensätze zeigen als dort, da sie nicht nur in ihrer Bauart ganz verschieden sind, sondern auch in Hinsicht auf ihre Bevölkerung, ihre Gerechtsame u. s. w. einander feindlich gegenüber stehen, wie zwei ganz gesonderte Stadt-Communen.

Der alte Stadtkern Rigas mit thurmhohen Häusern, engen, finsteren Gassen, zwei einigermaßen freien Plätzen, auf denen man allenfalls frischen Athem holen und ein Stück vom blauen Himmel finden kann, ist klein und hat kaum eine halbe Werst im Halbmesser. Die Straßen, die Sack- und Quergäßchen und die Durchgänge laufen hier durcheinander wie die Schächte und Stollen in einem Bergwerke. Die Temperatur der Luft ist die einer Höhle. Die Sonne schien in einige Gegenden seit Jahr-

hunderten nicht. Wenn „die Sandpforte“ nach dem Wasser zu offen steht, so ist Zugwind in der ganzen Stadt, und wenn sich „die Armen-Sünder-Pforte“ Abends knarrend schließt, so hört man's bis an's andere Ende. Das Ganze sieht aus, als hätten die Menschen eine große Stein- und Felsenmasse durcharbeitet, durchhölt und zu Wohnungen und Gebäuden umgestaltet.

In diesem Theile der Stadt stehen noch Häuser, die bereits Dutzende von Menschen-Generationen hinwelken sahen, und es wohnen hier Geschlechter, deren Ahnen schon an der Wiege Rigas Gevatter standen. Hier liegt die Herzwurzel der alten Freistadt, hier wohnen die alten deutschen Patricier-Familien, aus denen die Verwalter und Gesetzgeber des Gemeinwesens hervorgehen. In diesem Theile der Stadt liegt das Rathhaus Rigas, von dessen Balcon herab noch alle Jahre am Michaelistage nach einem feierlichen Gottesdienste in der Petrikirche, dem der ganze Rath in pleno und „die hochbeordneten Stadtbeamten“ nebst der Rathskanzlei beiwohnen, der würdige „Obersecretair eines wohlweisen Raths“ im Beisein „der beiden ältesten Herren Bürgermeister, der consules reipublicae „die Bauurspake“ oder „die willkürlichen alten Gesetze der Stadt“ verliest.

In diesem Theile der Stadt hält die ehrliebende Bürgerschaft von der großen Gilde ihre Versammlung und schlägt drei Candidaten zu den Stellen der Aelterleute, „Dockmänner,“ „Vicedockmänner“ und anderer Stadtbeamten vor, aus denen dann der Rath und die Aeltestenbank sich einen ihr gefälligen Bürger aussuchen und installiren.

Hier hält der Rath noch nach alter Weise seine „offenbaren Rechtstage," und hier hat er seine Ober- und Handelsgerichte etablirt, vor denen die „Herren Advocaten," und seine Nieder- und Wettgerichte, vor denen „die Herren Domini juris practici" das Recht zu plaidoyiren haben*).

Die russischen Vorstädte.

„Der Tilly steht da draus.
„Wer rettet Stadt und Haus?
„Geh', Lieber, geh' zum Thor' hinaus
„Und schlag' dich mit ihm draus."

Jenseits eines großen freien Platzes, welcher den antiken und stark befestigten Stadtkern umgiebt, liegen die neuen Vorstädte, weitläufig, regelmäßig, luftig und elegant gebaut. Während in der Stadt selbst Alles Alterthum und Solidität athmet, zeugt in den Vorstädten Alles von einem neuen und unsoliden Geiste. Sie sind ganz in der Art der eigentlich russischen Städte gebaut; gerade Straßen von unabsehbarer Länge und Breite, weiß oder gelb angestrichene, meistens hölzerne Häuser mit grün oder roth bemalten Dächern von Eisen oder

*) Erst im Jahre 1840 ist die Classification der Rigaischen Sachwalter in „Herren Advocaten" und in „Domini juris practici," die verschiedene Berechtigungen hatten, aufgehoben worden, und sie heißen nun allesammt Advocaten.

Holz, viel Säulenverschwendung und überhaupt mehr pomphaftes Aeußere als wohlgefälliges Innere.

Diese Vorstädte sind meistens von Nationalrussen bewohnt, von Tagelöhnern, Zimmerleuten, Maurern u. s. w., dann aber auch von reichen russischen Kaufleuten, die mit den inneren Provinzen in Verbindung stehen und für die seehandelnden Deutschen in der Stadt die Waaren kommen lassen.

Diese russischen Kaufleute sind großentheils nur durch ihre außerordentliche Industrie reich gewordene Leibeigene. Es giebt unter ihnen mehr als einen Millionär, der als junger Mensch mit nicht mehr Capital nach Riga kam als dem, was ihm Gott an Händen, Augen, Ohren und gesundem Menschenverstande geschenkt. Es ist zum Erstaunen, was der gewandte Russe selbst unter der Last der Sklavenketten zu Stande bringt. Viele leben hier nun wie große Herren und verfügen über ein fürstliches Vermögen. An ihrer Thür steht aber angeschlagen: „Paul Peter's Sohn, Scheremetiew'scher Leibeigener," und sie müssen alle Tage darauf gefaßt sein, daß ihr Herr sie aus ihrem eleganten Palais zur Ackerarbeit ruft. Die Reichen machen natürlich große Anstrengungen und bieten bedeutende Opfer, um ihre Freilassung zu erlangen. Allein so selten man sonst von solchen unnatürlichen Forderungen der Herren hört, die sie dem Gesetze nach mit vollem Rechte thun könnten, eben so selten gelingt es doch auch wieder den reichen Leibeigenen, sich die gewünschte Freiheit zu verschaffen.

Denn in der Regel haben die Herren das Princip, diese selbst gegen die größten Offerten nicht zuzugestehen. Sie sagen zu ihren Leibeigenen: „Geht, wohin Ihr wollt, und verdient Euch etwas, wo und wie Ihr könnt. Bleibt aber unsere Leute und schickt jährlich Eueren Obrok!*)" Sie freuen sich an der Idee, daß sie so viele reiche Männer zu ihren Sklaven zählen, und daß es möglich ist, — wenn sie diese Möglichkeit auch selten Wirklichkeit werden lassen — diese und ihr Vermögen zu anderen Zwecken zu verwenden.

Viele aber lassen sich auch einzig und allein aus eigensinnigem und standhaftem Festhalten an dem Principe, um nicht das Freiwerden der Bauern einreißen zu lassen und um kein böses Beispiel zu geben, unter keiner Bedingung auf Freilassung ein. Sie geben keinen Zoll breit von dem Terrain ihrer Herrschaft auf, aus demselben Grunde, aus dem die Engländer oft um Alles in der Welt keinen Titelchen vom Gesetze unerfüllt lassen wollen. Fiat justitia! pereat mundus!

Natürlich giebt es aber doch für den Leibeigenen allerlei Mittel und Wege, sein Vermögen vor unbilligen Ansprüchen seiner Herren sicher zu stellen, so wie auch selbst zur gewünschten Freiheit zu gelangen. Zuweilen bedienen sie sich der List. So erzählte man in Riga, daß ein reicher Kaufmann, der seinen Herrn nicht zur Freilassung habe bewegen können, einem anderen Edelmanne, der mit jenem häufig gespielt, so lange die Verluste des Spiels

*) Die Abgabe der Leibeigenen an den Gutsherrn.

gezahlt habe, bis es ihm geglückt, das Gut, auf dem er selber (der Kaufmann) glebae adscriptus war, mit sammt den daran hängenden Seelen zu gewinnen, und daß er dann einer zuvor gemachten Contracts-Bedingung gemäß aus den Händen des Gewinners seine Freiheit empfangen habe.

In jenem Gegensatze der Vorstädte und des Stadtkerns thut sich das interessanteste Verhältniß des inneren Lebens der Stadt Riga kund, und es ist darin die eigentliche Lebensfrage für sie zu finden, welche jetzt gerade wieder mehr als je ihre Einwohner beschäftigt. Die täglich zunehmenden und an Volkszahl und Reichthum mächtig wachsenden slavischen Vorstädte pochen gewaltig an die Thore der alten privilegirten germanischen Hauptstadt und fordern von Rathsherren und Bürgern Freiheit und Gleichheit. Fast alle Privilegien der russischen Ostsee-Provinzen, sowohl die der Städte Riga, Reval u. s. w. als die der Universität Dorpat, als auch die des Adels und der Landstände, stehen schon seit längerer Zeit in Frage und sind bei mehren Gelegenheiten bereits von der russischen Regierung beschränkt und beengt worden. Weit größer indeß als das auf Egalisirung hingehende Streben der Regierung, die indeß weniger aus Abneigung gegen Riga, als darum, weil die Privilegien ihrer Natur und ihrem ganzen Wesen zuwider sind, diese beschränkt, ist noch die beständige Quelle der Besorgniß, der Furcht und des Alarms der Privilegirten.

Nirgends scheinen die Russen gleiche Rechte mit den Deutschen lauter zu fordern als in Riga, um dessen Thore sie sich in größerer Anzahl versammelt haben als

bei irgend einer anderen Ostseestadt, und wo das innere Ringen und Reiben zwischen den beiden Nationalitäten nun einen höheren Grad von Erbitterung erreicht zu haben scheint als anderswo. Das alte Riga mit seinen Vorstädten erscheint dem Reisenden wie eine belagerte Stadt. In der Stadt selbst haben sich etwa 30,000 meistens deutsche Lutheraner verschanzt, und in den Vorstädten campiren bereits nahe an 20,000 Russen. Dabei sind diese in beständig raschem Zunehmen begriffen, während jene, wenn nicht abnehmen, doch wenigstens stabil bleiben*). Die Russen verlangen das volle Bürgerrecht in der Stadt und damit auch Sitz und Stimme in den Bürgercollegien, im Rathe u. s. w. Die Deutschen dagegen wollen ihnen dieß nicht zugestehen und sagen, daß jene von dergleichen Dingen, von Communal-Angelegenheiten u. s. w. so gut wie gar nichts verständen, und daß ihr Eintritt eine Zerrüttung ihres ganzen Gemeinwesens herbeiführen würde. Sie berufen sich dabei auf ihre Capitulation vom Jahre 1710, vermöge deren ein Russe nicht Bürger in Riga werden könnte, ja nicht einmal eine Krämerbude innerhalb der Mauern der Stadt haben dürfte. Ich hörte während meiner Anwesenheit in Riga so viel und so eifrig von dieser bereits 130jährigen Capitulation sprechen,

*) Von den meisten Schriftstellern wird eine Abnahme der deutschen Bevölkerung Rigas behauptet. Viele junge Leute treten als Aerzte, Militärs u. s. w. in russische Dienste und verlassen ihre Vaterstadt. Manche Rigaische Familien leben im Auslande, und die von außen hereinkommenden Etablissements sollen den Abgang nicht ersetzen.

als wäre sie in den letzten Tagen abgeschlossen worden. Den Russen könnten solche Berufungen auf alte Papiere und Gerechtsame nicht anders als lächerlich erscheinen. Sie begreifen davon nichts und legen dieß Alles den Deutschen als Eigensinn aus. Viele Rigenser sagten mir mit warmem und deutschem Eifer: „so wie ein Russe den ersten Fuß in unsere Collegien setzt, werden wir nicht nur austreten, sondern auch die Stadt und das Land verlassen. Denn dann ist es mit Handel, Blüthe, Ordnung und Verfassung von Riga am Ende, und es wird eine russische Gouvernementsstadt aus der alten reichsstädtischen Republik werden.“ Die Regierung begünstigt im Ganzen die Ansprüche der Russen mehr, und jeder Unparteiische wird dieß auch nicht unnatürlich finden. Doch giebt es viele deutsche Elemente unter den obersten Leitern der Reichsangelegenheiten in Petersburg, und diese benutzt die Stadt Riga, die gute Freunde und Gönner unter ihnen hat, um das ihr drohende Ungewitter noch zurückzuhalten. Allein die Russen machen schreckenerregende Fortschritte. Ihre Vorstädte dehnen sich immer mehr aus. Der russischen Krambuden, deren sich vor 20 Jahren noch keine in den Mauern der Stadt befanden, zählt man jetzt bereits mehre Hunderte, und hier und da hat man ihnen sogar schon bei gewissen Gemeinde-Angelegenheiten Sitz und Stimme gewähren müssen. Was den Russen in den letzten Zeit am meisten Kraft und Halt gegeben hat, ist die neuerliche Ernennung und Bestallung eines eigenen russischen Bischofs von Riga.

Schreiten die Sachen, wie es wohl wahrscheinlich ist,

in der Art auch ferner fort, wie sie sich jetzt bewegen, so läßt sich voraussehen, daß die Russen ihren Proceß gewinnen werden. Sie werden in die Aeltermanns-Collegien und den Rath Eintritt erhalten, und die Deutschen werden sich dann von der Verwaltung der Stadt-Angelegenheiten fern halten, wie sie dieß in Petersburg, Odessa und allen übrigen Städten thun. Die Verwaltung wird also ganz in die Hände der Russen gerathen, der Rath dadurch seinen achtbaren Charakter und seine unbestechliche Selbständigkeit verlieren und wie die „Dumas" (Magistrate) anderer russischen Städte sich vom Gouverneur leiten lassen. Freilich wird damit noch nicht alles Deutschthum aus Riga ausgetrieben werden. Vielmehr wird der Stamm der deutschen über See handelnden Kaufleute bleiben; denn nie werden die Russen sich in Besitz der Verbindungen und des Credits der Deutschen im Auslande zu setzen wissen, wie sie auch dieß bisher in keiner russischen Stadt gekonnt haben. Auch kann immer noch eine ziemliche Zeit darüber hingehen, bis diese Umwandlung des alten reichsstädtischen Zustandes Rigas nach dem Zuschnitt der neuen russischen Verhältnisse Petersburgs und Odessas völlig beendet ist.

So wie die alten Rigaischen Bürger auf die neuen russischen Eindringlinge scheel sehen, so wie die Aeltermanns-Collegien und der Rath gegen die russischen Kaufmannsgilden kämpfen, so streiten auch die alten deutschen Zünfte gegen die rand- und bandlosen „Masterowuije" und „Zechowije Ljudi" der Russen. Die unzünftigen russischen Handwerker nehmen von Jahr zu Jahr an

Menge zu. Namentlich giebt es schon viele Maurer, Töpfer, Zimmerleute, Kamenschtschiki, Plotniki, Schtukkaturschtschiki (Stukkaturarbeiter) ꝛc. — Diese haben keinen Begriff von den deutschen Zünften und sind gewöhnt, im ganzen russischen Reiche, so weit und groß es ist, frei arbeitend, was ihnen gefällt, mauernd, zimmernd oder malend umherzuziehen. Man kann sich denken, wie unangenehm und bitter es ihnen ankommt, wenn die deutschen Zunftmeister in Riga ihnen eine solche Freiheit nicht gestatten wollen und ihnen Vorschriften wie folgende machen:

„Die russischen Maurer können allerdings in den Vorstädten Reparaturen und kleine Maurerarbeiten (jedoch mit Ausschluß gewölbter Keller und Schornsteine) in allen Gebäuden, welche einer Feuersgefahr ausgesetzt sind, als Branntweinbrennereien, Brauereien ꝛc.*), vornehmen, in der Stadt selbst aber nicht."

„Russische Töpfer dürfen in der Stadt selbst bloß alte Oefen repariren und umsetzen, in der Vorstadt aber auch neue Oefen, jedoch unter Aufsicht des deutschen Töpferamts aufführen."

„Russischen Zimmerleuten soll aber erlaubt sein, in den Vorstädten auch die Aufführung ganz neuer Häuser zu bewerkstelligen, jedoch unter der Bedingung, daß der bedungene Arbeitslohn 500 Rubel Banko nicht übersteige, und daß bei dergleichen Bauten zur Aufführung der

*) Mit dem Feuer sind die Russen bekanntlich besonders unvorsichtig.

Fundamente, gewölbten Keller und zu anderen vor Feuersgefahr sicher zu stellenden Hauseinrichtungen Meister des Maurergewerks zugelassen werden."

Man ersieht aus diesen und ähnlichen Bestimmungen recht deutlich das Detail des Krieges, den Deutsche und Russen hier mit einander führen, und ahnt daraus alle die kleinen Scharmützel und Gefechte, welche sie sich unter einander hinter Ofen, Keller und Treppe liefern.

Der Pöbel in Riga besteht meistens aus Russen und Letten, von denen die Stadt immer mehr und mehr überschwemmt wird. Es sind in der Regel nicht die besten Russen, welche nach Riga kommen, gewöhnlich Läufflinge und entsprungene Sklaven aus anderen Gouvernements. Die meisten Schelme und Diebe der Stadt befinden sich unter den unversorgten Russen, die hier zusammenkommen. Sie haben in der neueren Zeit die Umgegend von Riga in den Ruf der Unsicherheit gebracht. Noch im Jahre 1840 wurden zwei weit verbreitete Diebesbanden unter ihnen entdeckt. Die eine hatte es auf das Stehlen von Kleidern abgesehen und sich bereits ganze Magazine von diesem Artikel angelegt. Die andere bestand aus verwahrlosten russischen Knaben und Mädchen, die in Riga den technischen Namen „Karmantschiki" (Täschner) führten und einige glänzende Beweise von Kühnheit und Verworfenheit gaben.

Ich traf in den Straßen der Stadt, wo sich die Eis- und Schneedecke eben so lange wie in einem finsteren Walde hält, noch Schlittenbahn und freute mich über die vollendete Schönheit und höchst edle Eleganz des russi-

schen Schlitten-Angespannes, das ich hier zum ersten Male kennen lernte.

Jeder Rigaische Kaufmann hat einen russischen Kutscher, russische Pferde, Geschirr, Wagen und Schlitten. Was insbesondere die letzten betrifft, so bilden sie die leichteste, zierlichste und zweckmäßigste Rutschmaschine von der Welt, und ein deutscher Schlitten steht in der That dagegen aus wie ein oberländisches Flußschiff gegen eine leichte gewandte Jacht. Und doch ist der Schmuck der russischen Schlitten weit einfacher als der der deutschen. Aller dieser Zierath der Schwanenhälse, der goldenen Engelsköpfe u. s. w. oben auf dem durch die Kufenenden gebildeten Schnabel fehlt, eben so die Federbüsche, Schellen u. s. w. am Pferde, auf welches Alles die Russen nichts verwenden. Ohne Zeichnung sind die Schönheiten des russischen Schlittens schwer zu deuten, und man kann nur im Allgemeinen sagen, daß alle Linien an ihm so wohlgefällig sind wie die eines leicht beschwingten Vogels, und daß er in allen Theilen äußerst zweckmäßig und anmuthig gebaut ist. Dazu kommen die hübschen Kutscher, die gewöhnlich ausgesucht schöne Leute sind, in lange blautuchene Kaftans gekleidet, die oben ganz knapp anliegen und unten in weiten Falten auseinanderfallen, dann die feinen, mit Pelz verbrämten Schlittendecken, das nette, von Silberschmuck glänzende Geschirr der Pferde. Dieß Alles, wenn es über den Schnee dahinfliegt, macht einen der schönsten Effecte, die man von dergleichen Dingen erlangen kann. Ich fand das russische Angespann besonders in den Händen der Rigaischen Kaufleute so hübsch, weil sie natürlich Alles dabei

auf's Sauberste halten; die Kaftans der Kutscher vom feinsten Tuche, die Pferde schöne Rappen, deren Fell wie ein Sonntagsrock geputzt, und Geschirr wie Uhrketten blinkend.

Stadtmerkwürdigkeiten und Monumente.

„Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Gebäude!
„Straßen, redet ein Wort? Genius, regst du dich nicht?"

Auf so hübschen und flinken Schlitten lassen sich die Merkwürdigkeiten von Riga bald übersehen, um so mehr, da sie alle in dem inneren kleinen Kerne der Stadt zusammengedrängt sind. Es sind dieß etwa folgende:

1) Die 16 Kirchen der Stadt, unter denen man 6 lutherische, 8 griechische, 1 katholische und 1 reformirte findet. Der Dom ist unter den lutherischen die ausgezeichnetste und enthält noch die Gräber der ersten Bischöfe der Stadt von dem Bremer Albert an. Er wurde bereits im Jahre 1211 kurz nach Gründung der Stadt gebaut.

Weit späteren Ursprungs ist die St. Peterskirche, die sich aber durch ihren großen Glockenthurm auszeichnet, welcher jetzt der höchste im ganzen russischen Reiche sein soll.

2) Das Schloß.

Es ist eins der ältesten Gebäude der Stadt und war ehemals die Residenz der Ordensmeister von Livland. Im Inneren des Gehöftes sieht man noch an einer Seiten-

mauer, hoch in den Lüften schwebend, die Statue des Ordensmeisters Walther von Plettenberg, seines Erbauers. Jetzt dient es dem Generalgouverneur von Liv-, Kur- und Esthland zur Wohnung.

In seiner Nähe auf dem Schloßplatze, dem größten und schönsten Platze der Stadt, ist dem Kaiser Alexander eine Säule in Granit errichtet. Auf der Spitze dieser Säule steht eine Victoria, welche einen Siegerkranz in der Hand hält, an dem Piedestale befindet sich auf der einen Seite der Adler des Reichs, auf der anderen das Wappen der Stadt Riga. Eine lateinische und russische Inschrift besagt, daß die dankbare Kaufmannschaft Rigas dieß Monument dem Kaiser Alexander (Pacificatori Europae) und der rückkehrenden Armee gesetzt habe. Das letzte und größte der Reihe von Monumenten, die dem Kaiser damals in fast allen von ihm passirten Städten errichtet wurden, ein großer, mit vielen bronzenen Bildsäulen geschmückter Triumphbogen, steht vor Petersburg.

3) Die schwarzen Häupter.

„Will Keiner trinken? Keiner lachen?
„Ihr seid ja heut' wie nasses Stroh
„Und brennt sonst immer lichterloh."

Die „schwarzen Häupter" waren eine ritterliche Gesellschaft der jungen unverheiratheten Bürger Rigas, die sich im Mittelalter bildete und im Kleinen den Orden der Schwertritter einigermaßen nachahmte. Es war eine Waffenverbrüderung zur Vertheidigung der Stadt und ihrer Interessen, die indeß wie alle solche Ver-

brüderungen auch oft in Friedenszeiten ihre Macht gegen ihre Mitbürger geltend machte und in Perioden innerer Gährung und Bürgerzwiespalts immer eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Es entstanden solche „Schwarzenhäupter-Verbrüderungen" auch in allen übrigen Städten Livlands, die damals noch eine ganz andere Bedeutung hatten als jetzt. In Wolmar, Dorpat, wie auch in Rewal und Narwa gab es „schwarze Häupter," nach Art der Rigaischen constituirt. Jetzt sind sie aus fast allen jenen Städten selbst bis auf den Namen verschwunden, und diesen giebt es nur noch in Riga und Rewal, wo man noch Schwarzenhäupter-Aelteste creirt. Aber auch hier hat die Gesellschaft natürlich ihre ehemalige Bedeutsamkeit völlig verloren und ist jetzt weiter nichts als ein Trink- und Speise-Klubb der vornehmsten und reichsten jungen Kaufleute, die sehr wählerisch in der Aufnahme neuer Mitglieder sind und, sobald sie sich verheirathen, aus der Gesellschaft austreten.

Daß die schwarzen Häupter übrigens auch schon früher oft an manchen Orten nichts weiter als eine Trinkgesellschaft sein mochten, geht aus dem Geiste ihrer Statuten hervor, die oft mehr einem sogenannten Biercomment der Studenten als ernsten und wichtigen Gesetzen einer Waffenverbrüderung gleichen, so z. B. die Statuten der schwarzen Häupter zu Goldingen in Kurland, die vor einiger Zeit im Dorpat'schen Inlande gegeben wurden. Sie sind wie alle alten Gesetze und Documente dieser Provinzen in plattdeutscher Sprache verfaßt. Die schwarzen Häupter werden darin auch „Stahlbrüder" genannt. Die für den größten Theil der

Verbrechen festgesetzte Strafe ist ein Liespfund (20 Pfund) Wachs.

Fast alle Bestimmungen dieser Statuten, die überschrieben sind:

„Det is de gemenen swarten Höweden Recht thö Goldingen,"

sind nach dem Muster der folgenden eingerichtet:

„Wenn de Stohlbröder Voget der Stohlbröder to Hope vorlahdden lett, und würde enen angefagt un kweme nich, ist een L. Waß. Sleit in der Collation der Stohlbröder eener een in ernstem Mohde, iß 1 L. Waß."

„De ohne Hosen in de Collation kweme und drinket und de Nägel affschnitt edder een Licht in de Collation uhtweiht iß 1 Dahler."

„So eener een Glas Behr vergitt, as he mit der Hand un Foot nich bedecken kann, iß een Dahler."

„Item so eener in der Tafel snitt edder schrammet, so mannigen Schramm, so mannigen Penningk."

Das klingt Alles wie bei Göthe:

„Jeder Bruder trinke, trinke!
„Toastet frisch ein Tinke, Tinke,
„Sitzet fest auf Bank und Span."

Die schwarzen Häupter wählten sich den heiligen Mauritius, der immer als ein Mohr dargestellt wird, zum Schutzpatron. Daher der Name. In den Kirchen hat die Brüderschaft wie der Senat eigene separirte Sitze, die überall mit aus Holz geschnitzten Mohrenköpfen geschmückt sind. Noch in diesem Augenblicke

stehen vor dem Hause der schwarzen Häupter zwei Mohrengesichter zu den Seiten des Eingangs. Der Schatz des Hauses soll nicht uninteressant sein, und manche alte Bücher, Silberzeug, Waffen, merkwürdige Portraits u. s. w. enthalten. Noch jetzt paradiren die schwarzen Häupter in Riga wie in Rewal bei allen öffentlichen Processionen als besonderes Corps neben dem Rathe, dem Aeltermanns-Collegium, den Gilden ꝛc. Eins ihrer Hauptfeste fällt auf den 14. Februar, wo sie noch nach uralter Sitte jedes Jahr „die Fastnachtsbrunken" feiern.

4) Die Muße.

Was wir „Ressource" oder „Erholung" heißen, nennt man in Livland „Muße," und die meisten dortigen Städte haben ihre „Muße." Die brillanteste ist natürlich die in Riga. Die zuvorkommende Freundlichkeit, mit der man den Fremden auf der Riga'schen „Muße" aufnimmt, läßt sich nicht übertreffen. — Der Muße ganz nahe liegt das Theater, dessen bescheidenes Aeußere kaum so gute Vorstellungen ahnen läßt, wie doch noch von Zeit zu Zeit auf seinen Bretern erscheinen.

5) Die Citadelle und das Arsenal.

Die Festungswerke Rigas haben in alten Zeiten viel Blut fließen sehen, und bis zum Jahre 1710 hat mancher tapferer Bürger bei unzähligen, fast alle Jahrzehende wiederkehrenden Gelegenheiten sein Leben auf ihren Wällen verhaucht. Seit dieser Zeit haben sie ein ganzes volles Jahrhundert tiefsten Friedens genossen, und Livland, das sonst ein so vielfach, bald hier, bald dort angegriffener Zank-

apfel zwischen den nordischen Reichen war und unaufhörlich mit Kriegsgetümmel erfüllt wurde, ist seitdem von allen den kriegerischen Bewegungen Europas nicht ein einziges Mal unmittelbar berührt worden. Selbst die beiden letzten in diese Gegenden eindringenden Stürme, der Einfall der Franzosen 1812 und der Aufstand der Polen 1830, haben in Riga, das freilich bei beiden Gelegenheiten nahe genug geschreckt ward, keinen Schuß Pulver verpuffen machen. Die Franzosen und Preußen unter Oudinot standen in Mitau und der Umgegend, ohne einen Angriff auf Riga zu wagen, der aber doch von der dortigen Besatzung beständig erwartet wurde, so daß der im Platze commandirende General Essen auf ein fälschliches Gerücht der Annäherung der Franzosen die ganzen Vorstädte der Stadt in Brand stecken ließ, die damals bis auf den letzten Rest in Flammen aufgingen und die, damit dieß in Zukunft noch einmal geschehen könne, auch nur durchweg aus Holz wieder erbaut werden durften. Die Polen kamen nicht einmal bis Mitau. Das äußerste Scharmützel, welches sie den Russen lieferten, fiel 4 Meilen südlich von Riga vor.

Riga ist eine der bedeutendsten Festungen Rußlands, und das Arsenal der Citadelle enthält für nahe an 50,000 Mann Waffen — das Moskauer Arsenal auf dem Kreml für 100,000, das Petersburger für 150,000 Mann*).

*) Im Ganzen giebt man die Anzahl der fertigen und in den Arsenalen deponirten Gewehre Rußlands auf 1200,000 an.

6) Die Stadt-Bibliothek.

Die interessantesten und (in Riga wenigstens) berühmtesten Merkwürdigkeiten der Rigaischen Stadtbibliothek bestehen in einem Lehnstuhle Carl's XII., einer sehr alten, prächtig geschmückten Bibel, einem von Luther an den Senat von Riga geschriebenen Briefe, wenn ich nicht irre, auch noch in einigen Autographieen von Herder, der bekanntlich Lehrer am Gymnasium der Stadt war, und endlich in einer Kugel in der Mauer des Saals, welche bei der Belagerung von 1710 Peter der Große selber in die Stadt schlenderte. Zu bewundern ist es dabei, wie Peter gerade in den Mittelpunct der Stadt traf, und sonderbar, daß er gerade die Bibliothek treffen mußte, als wollte er seinen ersten festen Nagel hier in diesem den Musen erbauten Tempel einschlagen. Das Bewundernswürdigste bleibt aber immer bei der ganzen Sache die ungemeine Scharfsichtigkeit der Rigenser, die mitten in dem Gewirre der Belagerung von ihren Wällen aus den schießenden Peter nicht nur im Pulverdampfe deutlich erkennen, sondern auch seine Kugel in ihrem schnellen Fluge durch die Lüfte zwischen allen den Hausgiebeln und Thurmspitzen hindurch verfolgen konnten, bis sie sie endlich in ihren Bibliothekssaal hineinschlüpfen sahen.

7) Gartenanlagen.

„Lucus in urbe fuit media, laetissimus umbrae.“

Weil Riga sein rauhes, stacheliges Festungsgewand noch nicht abgelegt hat wie unsere deutschen Städte, so ist sein äußerer Kreis auch noch nicht von so schönen Pa-

läßen umgürtet, und seine Gartenanlagen sind nicht so reizend wie die unsrigen. Dennoch hat man auch hier gethan, was sich in so unfreundlichem Klima thun ließ. Der freie Raum zwischen der Stadt und den Vorstädten ist mit Baumalleen, Wiesengrund und hier und da mit Blumengärtchen geschmückt und bietet in dieser Hinsicht wenigstens fast so viel Schönes als das Wiener Glacis. Man nennt die Hauptallee um die Stadt herum die „Esplanade.“ Die Stadt Riga ist dafür einem ihrer ausgezeichnetsten Gouverneure verpflichtet, dem Marquis Paulucci, der diese Esplanade da hervorrief, wo früher die häßlichste, schmutzigste und unheimlichste Gegend der Stadt gewesen war. — Reizender aber noch als diese Boulevards sind einige dem Publicum geöffnete Gärten, unter denen sich besonders der kaiserliche und dann der Wöhrmann'sche auszeichnen.

Der kaiserliche Garten hat eine Menge schöner alter Bäume, denn er wurde schon unter Peter dem Großen angelegt. Peter, der nicht nur mit wohlgezielten Kanonenkugeln Städte zu erobern wußte, sondern auch seinen Eroberungen manches nützliche Geschenk machen wollte, pflanzte hier mit eigenen Händen eine Ulme, die im Laufe der Zeiten wunderbar schön gediehen ist. Man hat sie mit einem Geländer umgeben und mit einer Inschrift versehen.

Der Garten des Consuls Wöhrmann, bekanntlich einer der ersten Rigaischen Firmas, ist eine neuere Anlage im englischen Style, deren elegante Restauration zur Zeit noch ihre Hauptzierde bildet.

Auch weiter hinaus auf dem Lande haben natürlich die Rigenser ihre Gartenanlagen und Landhäuser. Man nennt Das, was wir „Vorwerk“ heißen, hier ein „Höfchen.“ Wenn gleich diese „Höfchen“ in der sandigen Niederung der Düna-Mündung natürlich nicht mit der Blumen- und Häuserpracht wie die Bremer und Hamburger „Vorwerke“ prangen, so machen doch die große Geselligkeit und die unbegränzte Gastfreiheit der Rigenser das Sommer-Sonntagsleben auf ihnen äußerst angenehm und reizend. Freilich geht ihren Gärten schon mancher feine Obst- und Zierbaum ab, der uns noch mit Farben oder Wohlgeschmack labt. Die Trauben am Spaliere bleiben fast immer sauer, kaum genießbare Aprikosen giebt's nicht alle Jahre, an Wallnüsse ist natürlich nicht zu denken, und auch selbst die übrigen Obstsorten schienen mir nie das Aroma, die Würze und Zartheit zu gewinnen, die sie selbst im nördlichsten Deutschland noch haben.

Uebrigens macht der Mensch um so größere Anstrengungen, je mehr die Natur ihm freiwillige Gaben versagt. Daher leisten denn die Kunstgärtner mit ihren Treibhäusern hier auch weit mehr als bei uns. Die beiden größten Blumen- und Pflanzenhandlungen, welche hier existiren, sind die des Herrn Zigra und des Herrn Wagner. Beide in ihrer Art ausgezeichnete Institute, sind der Besichtigung des Fremden sehr werth. Die Treibhaus-Gärtnerei ist natürlich eine Kunst des Nordens; daher versteht man sich in Europa besser darauf als in Indien, in Deutschland besser als in Italien, und viele Gärtner

aus Deutschland haben mir versichert, daß sie nach Rußland kommen müßten, um in Riga und Petersburg manches Kunststück zu lernen, welches man bei uns nicht kenne. — Die Blumen, Bäume und Sämereien von Wagner und Zigra sind durch ganz Rußland bekannt. Diese Leute wissen einen so vortrefflichen Vortheil von den dürftigen Sonnenstrahlen des Februars und März zu ziehen, daß dieser leichte Vortrab des Frühlings, der sonst höchstens einen Eiszapfen zum Tröpfeln bringt, ihnen bereits die Trauben blühen, die Kirschen röthen und die Erdbeeren reifen und würzen muß. Sie bereiten den reichen Rigensern das Vergnügen, durch ein Schneegestöber zu einem Diner zu fahren, auf welchem der Sommer das Füllhorn seiner zarten Gaben ausgeschüttet zu haben scheint. Spargel, Bohnen, Blumenkohl und andere feine Gemüse sind zu Anfang Aprils bei diesen großen Diners ganz in der Ordnung.

8) Handel, Schifffahrt u. s. w.

„Darauf am frühen Morgen ward's Gekümmel,
„Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose,
„Alles wimmelt, Alles lebet, webet,
„Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen."

Riga ist die älteste Seehandelsstadt dieser Gegenden und macht nach Petersburg die bedeutendsten Geschäfte im ganzen russischen Reiche. Sein schöner Strom, die Düna, setzt es mit einer Reihe von Flußlandschaften in Verbindung, die eine Entwickelung von mehr als 200 Meilen Länge dar-

bietet. Die Provinzen, aus denen Riga die zu verführenden Waaren bezieht, und die es wiederum mit den eingebrachten Artikeln versieht, sind das östliche Kurland, das südliche Livland, das östliche Lithauen, das Witepskische und Smolenskische (Weißrußland). Ja auch selbst das Mohilew'sche am Dniepr steht in den lebhaftesten Handelsverbindungen mit Riga, welches viele Waaren den Dniepr hinauf und dann mit Portage über den schmalen Isthmus zwischen dem Dniepr und der Düna auf dieser hinab spediren läßt *).

Die hauptsächlichsten Waaren, welche Riga aus diesen Gegenden bezieht, und die den Hauptgegenstand seiner Ausfuhr bilden, sind folgende: Getreide, Leinsamen, Flachs, Hanf, Holz und Talg.

Wenn Odessa fast nur Weizen verführt so nimmt unter den Körnern Rigas der Roggen entschieden die erste Stelle ein, welche Getreideart aus Kurland und Livland, den Rigaischen Handelsprovinzen, in denen es mit allen landwirthschaftlichen Verrichtungen am beßten bestellt ist, in vorzüglichster Qualität gezogen wird. Wenn der Odessa'sche Weizen des noch etwas nomadisch-rohen Steppen-

*) Bekanntlich sollte der berühmte Beresina-Canal die Verbindung zwischen beiden Flüssen erleichtern. Doch haben mir einige kenntnißreiche Rigaische Kaufleute versichert, daß er zu diesem Zwecke nicht tauge, und daß ihnen wenige Fälle bekannt seien, wo derselbe direct zu einem Transporte vom Dniepr zur Düna benutzt werde. Selbst das Dniepr-Holz geht zur Düna zu Lande, im Winter auf der Schneebahn. — In der russischen Handelszeitung von 1840 findet man die Angabe, daß für eine Million für Riga bestimmte Waaren den Beresina-Canal und Fluß passirt hätten.

Ackerbaues wegen nicht in so hohem Credit auf den ausländischen Märkten steht wie anderer Weizen, so genießt dagegen das Rigaische Getreide einiger Vortheile und einer vorzüglichen Anerkennung seiner trefflichen Eigenschaften. Besonders soll das Trocknen in den, von uns unten näher zu schildernden Trocknenhäusern, den sogenannten „Rigen," den Körnern sehr heilsam sein und sie namentlich vor allerlei Verderbniß mehr als anderes Korn schützen.

Leinsamen, Flachs und Hanf liefert Kurland äußerst wenig, Livland mehr, Lithauen aber und Weißrußland am meisten. Diese feuchten Landschaften sind die beßten Flachs- und Hanfländer der Welt, und Riga macht sich halb Europa mit seinen trefflichen Hanfstricken verbindlich. Um den Ruhm ihres Hanfs und Flachses unbefleckt zu erhalten, hat die Stadt die Gesellschaft der sogenannten „Braker" gegründet. Diese Braker sind beeidigte Personen, welche den angebrachten Flachs und Hanf „braken," d. h. seine Qualität bestimmen. Den schlechten verweisen sie ganz vom Markte, und den gut befundenen rangiren sie in 3 bis 4 Klassen, erster, zweiter u. s. w. Qualität. Diese öffentliche Kritik der Waaren muß natürlich Betrügereien seltener machen und dem ausländischen Kapitän seine Ankaufsgeschäfte sehr erleichtern. Es stehen Strafen darauf; „ungebrakte" Waare zu verkaufen. — Auch in Libau, Pernau, Petersburg u. s. w. giebt es solche Brakergerichte. Doch, glaube ich, stehen die Petersburger ihrer Bestechlichkeit wegen in nicht ganz sonderlichem Renommée. Noch vor 30 bis 40 Jahren hatten die gebrakten Waaren Rigas einen so ausgezeichne-

tem Credite in der ganzen Handelswelt, daß sogar im entfernten Spanien dem Rigaischen Brakerzeichen vollkommen getraut wurde und die Hanf- und Flachsballen, ohne geöffnet zu werden, von Hand zu Hand gingen, indem der Käufer ohne Weiteres den Preis dafür zahlte, welcher der Waare jenem Brakerzeichen zufolge zukam.

Mächtig, uralt, hoch wie Kirchthürme, von einem Umfange wie die Alexandersäule in Petersburg, so stehen die schönen Fichten und Tannen in den Wäldern Wolhyniens, Polesiens und zum Theil auch Weißrußlands, aus deren Sümpfen so vollkommene Exemplare dieser Baumgattungen emporsteigen, wie man sie sonst nirgends findet. Rigas Art ist in diesen Gegenden schon seit Jahrhunderten geschäftig, für Hollands und Englands Marine treffliche Bäume zu entwurzeln, sie auf die salzige Woge des Meeres zu verpflanzen und ihnen statt des grünen Laubes bunte Wimpel und Flaggen zu geben, statt der hüpfenden Eichhörnchen kletternde Matrosen, statt der Waldmuße Mühe und Arbeit, statt tausendjährigen Stillstandes unaufhörliches Länderumwandeln.

Die Holzhändler schicken von Riga aus kundige Leute in jene südlichen Wälder, welche das Baumbesteigen übernehmen. Diese „Baumbesteiger," die natürlich Leute von nicht unbedeutender Kenntniß und Erfahrung sein müssen, übernehmen nun die Taxirung eines Baumes, so lange er noch im Walde steht. Sie messen seinen Umfang, sie schätzen seine Höhe, sie wissen aus manchen äußeren Anzeichen auf die innere Beschaffenheit seines Holzes zu schließen, sie betrachten seinen Wuchs und un-

versuchen ihn kletternd von oben bis unten. Finden sie ihn zum Mastbaume, oder überhaupt zu dem Zwecke, zu welchem ihr Auftraggeber Bäume suchte, tauglich, so bezeichnen sie ihn zum Fällen. Dieß Fällen geschieht aber dann auf ihr Risico. Das heißt, wenn das Holz nachher nach Riga gekommen ist und nicht von der bestimmten Qualität befunden wird, so haben sie den Schaden zu tragen. Natürlich lassen sich dann diese Baumkletterer ihr nicht leichtes Geschäft auch gut bezahlen, und die bloße Besteigung und Taxation eines großen Mastbaumes im Walde kostet z. B. 8 bis 10 Rubel Silber. Diese Bäume bringen auf ihrer Reise aus dem Inneren der Wälder bis in den Hafen der Stadt oft zwei volle Jahre zu.

Zur Würdigung und Classificirung des in Riga ankommenden Holzes giebt es daselbst eben solche „Braker" wie für den Hanf. Doch hat man bei'm Holze natürlich noch weit mehr Klassen und Ränge. Vielleicht haben alle Einrichtungen in Bezug auf Holzhandel in Riga ihre größte Ausbildung erreicht. Von allen holzhandelnden Ostseeplätzen: Petersburg, Memel, Königsberg, Danzig, Stettin, liefert Riga die vorzüglichste Qualität und die größte Quantität.

Licht verbreitet Riga übrigens nicht so viel über die Welt, als es Petersburg und Odessa thun, obgleich Talg allerdings auch noch immer zu einem seiner Haupthandelsartikel gehört.

Entschieden die meisten der genannten Waaren gehen nach England. Denn unter den 1300 bis 1500 Schiffen,

die etwa jährlich in Riga ein- und auslaufen, sind immer circa 600 englische, welche einen Waarenwerth von circa 30,000,000 Rubeln Banko mitnehmen, während die ganze Ausfuhr von Riga nur auf 50,000,000 Rubel steigt. Preußen, Hannover, Dänemark, Schweden und Holland stehen ungefähr auf gleicher Stufe. Sie senden durchschnittlich je 100 Schiffe nach Riga. Von den freien Reichsstädten behauptet Lübeck jetzt den ersten Rang an diesem Platze, darnach die alte Mutterstadt Bremen.

Nach Hupel und Tilling war die Anzahl der in Riga zu verschiedenen Zeiten anfahrenden Schiffe folgende:

Im Jahre	1766	— 612	Schiffe.
= =	1768	— 541	=
= =	1770	— 609	=
= =	1771	— 752	=
= =	1774	— 779	=
= =	1775	— 849	=
= =	1805	— 2084	=
= =	1806	— 2011	=
= =	1807	— 1141	=
= =	1808	— 286	=
= =	1809	— 752	=
= =	1810	— 400	=
= =	1811	— 360	=
= =	1812	— 600	=
= =	1813	— 630	=
= =	1814	— 777	=
= =	1815	— 900	=
= =	1816	— 950	=

Im Jahre 1817 — 1761 Schiffe.
" " 1818 — 1400 "
" " 1819 — 1300 "

Die Schifffahrt beginnt, wie wir schon oben bemerkten, in der Regel mehre Wochen später als in Libau *), woran besonders die Abgeschlossenheit des Rigaischen Meerbusens Schuld ist. Denn während an der offenen Küste von Libau Stürme und Strömungen das wenige Eis, welches sich hier ansetzte, bald fortführen, treibt der Rigaische Meerbusen, der oft, wie auch der finnische, ganz zufriert, noch lange Zeit mit Eisschollen, denen die im Frühlinge hier so häufigen West- und Nordweststürme keinen raschen Ausgang gestatten.

Eine Geschichte der abenteuerlichen Eisfahrten, welche die diesen Hafen besuchenden Schiffe noch zuweilen inmitten des Frühlings im Rigaischen Meerbusen erleiden, würde nicht uninteressant sein und den Grad der Rauhheit dieses Meerbusens näher charakterisiren. Wir wollen aus den neuesten Annalen dieser Eisfahrten nur ein Beispiel mit den genau beigefügten Daten der Ereignisse hersetzen.

In der Mitte des Monats December 1839 froren die englischen Kapitäne Simpson und Christon mit ihren Schiffen in der Nähe der Insel Runoe fest und verbrachten darnach während der Monate December, Januar, Februar, März und April mitten zwischen Eis und Stürmen eine Wintersaison, um die sie ohne Zweifel Niemand von den

*) Sie dauert in der Regel bis Mitte Decembers ungehindert fort. Erst im Januar verbietet das dann in der See weit verbreitete Treibeis das Aussegeln.

einige Meilen davon banquettirenden Rigaischen Damen und Herren beneidete. Erst am 28. April 1840 brach die bis dahin starre Eismasse. — „Am 29.“ schreibt der Kapitän Christon an einen seiner Rheder in Riga, „hatten wir starken Wind aus Nordwest. Ich setzte alle Segel bei und war nebst meiner ganzen Mannschaft mit Beilen, Eisbrechern und schweren Bäumen auf dem Eise, das Schiff loszubrechen. Allein es war unmöglich, denn bis 15 Fuß hatten wir noch Eis unter dem Schiffe. Wir trieben mit einem Stücke Eis von einer Werst im Umfange ostwärts vom Lande ab. Den 30. April stürmte es aus Nordnordwest. Um 8 Uhr Abends brach das Eis mit einem furchtbaren Gekrache vom Schiffe los und theilte sich in zwei Theile. Gewaltige Schollen kamen unter der linken Seite des Schiffes hervor, und dieses fiel nun eben so viel nach dieser Seite, als es früher auf der entgegengesetzten lag. Mit vieler Mühe brachte ich meiner „Charlotte“ den Kopf nach Westen, setzte alle Segel bei und arbeitete mich bis Morgens 6 Uhr mit aller Kraft durch die zahllosen Massen schwimmenden Eises durch. Da bekamen wir etwas freies Wasser, und nach einer Stunde brach auch das Eis auf der rechten Seite des Schiffes los, und dieses richtete sich nun gerade empor. Bis Morgens 10 Uhr den 1. Mai hatten wir noch immer viele dicke Eismassen zu durchsegeln und kamen dann endlich in flottes Wasser. Der Wind ging recht stark aus Nordost, und wir mußten Domesnäs vorbei laviren. Die See ging gewaltig hoch. Ich setzte alle Segel bei, die das Schiff nur tragen konnte. Wir be-

merkten, daß es allerdings vom Eise etwas gelitten hatte und mehr als sonst leckte. Doch erlangten wir zu unserer Freude die Gewißheit, daß wir es mit Pumpen halten konnten, und setzten dann froh, endlich alle Eisgefahren überstanden zu haben, unsere Fahrt zum Orte unserer Bestimmung fort."

Die Düna selbst, wenn einmal die Zeit da ist, zaudert sonst im Ganzen nicht lange, ihren Wintermantel abzuwerfen, und das Eis wird aus ihr verhältnißmäßig rasch ausgekehrt, wie natürlich bei allen großen Flüssen, deren Lauf aus Süden nach Norden geht. Das obere Eis im südlichen Smolenskischen und Witepskischen ist schon längst geschmolzen, gebrochen oder doch gelockert, wenn die nördliche Decke bei Riga noch fest ist. Bricht dann dieser Riegel der Mündung, so geht das Eis des Flusses alles so ziemlich auf einmal ab. Anders ist dieß bei dem von Norden nach Süden gerichteten Dniepr. Wenn hier die südliche Mündung längst frei ist, starren die nördlichen Quellengegenden noch von Eis und schütten ihre Schollen erst später allmählig nach, so wie der Frühling gegen Norden vorschreitet. Der Eisgang zieht sich also bei ihm durch viele Wochen hin, freilich ist er aber, wie sich aus denselben Verhältnissen leicht erklären läßt, durch Ueberschwemmungen u. s. w. für die Flußlandschaften weit weniger gefährlich.

Ende Aprils mit den Schwalben aus Süden langen gewöhnlich die ersten Schiffe in Riga an, und der Mai ist der an Geschäften reichste Monat. Die einlaufenden Fahrzeuge haben an der Mündung des Flusses zunächst

die Festung Dünamünde und den Mauthort Bolder-Aa zu passiren, wo sie sich den strengen Untersuchungen der russischen Tamoshna (des Zolls) unterwerfen müssen. Zwischen Bolder-Aa und Dünamünde fließt noch ein sehr bedeutender Nebenfluß in die Düna, die „kurische" Aa. Diese kurische Aa, hier in ihrem Mündungsstück auch Bolder-Aa genannt, mündete ursprünglich ohne Zweifel 5 Meilen von der Düna in's Meer. Ihre Mündung wurde hier aber durch Sandbänke und Dünen verstopft, deren Reihe sich am ganzen Ufer hinerstreckt, und hinter denen nun der Fluß, da er sie nicht zu durchbrechen vermag, immer parallel mit der Küste in einer Entfernung von kaum 2 Werften fortfließt, bis er zum Durchbruche der Düna kommt, mit welcher er dann vereint in's Meer geht.

Die Dünaschiffe, welche nach Mitau gehen, machen daher hier sonderbare Wege. Sie kommen auf der Düna bis in's Salzwasser herab, schiffen dann 5 Meilen weit hinter den Dünen der Küste hin und darauf erst wieder in's Innere des Landes aufwärts bis Mitau. Ob der Name des Flusses Düna mit den Dünen an seiner Mündung etwas zu thun haben mag? Die Liwen und Letten nennen ihn Daugawa, die Russen „Juschnaja (die südliche) Dwina" zum Unterschiede von der „Séwernaja (der nördlichen) Dwina" *).

Die zwei Meilen von Dünamünde bis Riga lassen sich natürlich nicht ohne Lootsen zurücklegen, denn obgleich

*) Dwina heißt im Russischen ein Doppelstrom, ein aus zwei Flüssen zusammengesetzter Fluß.

der ganze Fluß hier ziemlich breit ist, so ist das Fahrwasser oft schmal genug, und wenn auch die Klagen der Rigenser über fortschreitende Zunahme der Versandung des Wassers bei näherer Untersuchung wohl nicht ganz begründet gefunden werden möchten, so macht doch die stets sich ändernde Lage der Sandbänke viele Noth.

Das Fahrwasser der Düna ändert sich besonders nach schweren Eisgängen bedeutend. Es wird daher alljährlich von Obrigkeitswegen ausgemessen und bestimmt. Man nennt diese Bestimmung des Fahrwassers „die Pegelung der Düna." Dieselbe wird mit Hülfe des Rigaischen Lootsenamtes im Beisein einer Deputation des Börsencomités ausgeführt. Drei Boote gehen zu solchem Behufe in gleicher Linie von der Dünabrücke bis zur letzten Seetonne an der Mündung der Düna. Aus allen dreien wird von Zeit zu Zeit, jedoch gleichzeitig, das Senkblei ausgeworfen, der Befund der Tiefe abgerufen und in dem mittelsten Fahrzeuge, welches die „Herren der Deputation" trägt, mit Angabe gewisser Localitäten zu Protocoll genommen, von welchem Abschriften bei'm Lootsenamte und auf der Börse niedergelegt werden.

Ein russischer General Namens W..... hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts den Einfall, den ganzen Fluß von Riga an abwärts mit hohen Dämmen einzuengen, um ihn so zu zwingen, in engeren Gränzen fließend, immer selber sein Bett auszukehren und von Sandbänken rein zu halten. Es wurde darüber der Regierung ein großer Plan vorgelegt, ein Capital zusammengeschossen und die Sache auch mit einem Aufwande

von 2 Millionen Albertsthalern in's Werk gesetzt. Man legte dem Flusse einen engen Schnürleib an, es wurden große Felsblöcke herbeigeschleppt, mit Steinen gefüllte Kasten aus dicken Eichenbäumen hier und da in Anwendung gebracht, und Steine, Balken und Kasten, Alles mit Blei und Eisen vernietet und verklammert, und dann das Ganze mit einem Erddamm überschüttet. Auch wurde oberhalb der Stadt zum Schutze derselben ein Wall aufgeworfen. Nach mehrjähriger Arbeit war die Sache zu Stande gebracht worden, und man feierte ihre glückliche Vollendung. Im folgenden Jahre kam ein starker Eisgang und rasirte alle Dämme bis auf die letzte Spur. Das von den Ingenieurs aufgeführte Material schob der Fluß zum Theil in die Mitte des Wassers dicht bei der Stadt zu einer neuen, bisher nicht vorhandenen Sandbank zusammen, die sogar über das Wasser hervorragte und vom Volke „W....'s Nase" genannt wurde, als hätte der Fluß hier dem General eine lange Nase gedreht.

Weit mehr Gefahr aber, als diese Sandbänke den Seeschiffen, bringen die Felsen oberhalb Riga den Flußschiffen; denn 12 bis 15 Meilen aufwärts von Riga in der Nähe von Jakobsstadt durchschneidet die Düna eine Hügelkette, die aus Lithauen nach Livland sich zieht, und die man dem Wesergebirge bei der Porta-Westphalica vergleichen kann. Im Flußbette blieben an mehren Stellen Felsen zurück, welche gefährliche Strudel veranlassen, und an denen regelmäßig jedes Jahr einige jener Flußschiffe scheitern und nicht selten sogar mit Mann und Maus zu Grunde gehen.

Dieſe Dünaſchiffe heißen „Struſen“ *) und haben folgende Conſtruction: Ein Kiel iſt nicht vorhanden. Die Rippen der Barke werden aus einem Stücke Tannenbaum gebildet, an welchem die dickſte Seitenwurzel, die mit dem Stamme ein Knie bildet, gelaſſen iſt. Die etwas behauenen Wurzeln halten die Seitenplanken zuſammen, die Stücke des Stammes geben dem Boden des Schiffs Haltung. Das Ganze bildet ein ungemein unförmliches und roh gearbeitetes Gebäude. Ueber die im Raume liegenden Waaren wird aus jungen Birkenbäumen, denen zu beſſerem Halt und zu gegenſeitiger Verflechtung die kleinen Zweige zum Theil bleiben, ein hohes Dach errichtet, das mit Segeltuch überſpannt wird. Gewöhnlich iſt ſowohl hinten als vorn ein Steuerruder angebracht, und um das Dach läuft eine Galerie, auf welcher die Schiffer rund um's Boot herum gehen können. In der Mitte des Schiffs iſt für den Schiffspatron ein breternes Zimmerchen errichtet, welches nach ruſſiſcher Weiſe mit den bunteſten Papiertapeten beklebt iſt und in jeder Wand nach allen Himmelsgegenden ein Loch für das inſpicirende Auge des Befehlshabers hat. Unter dieſer Cajüte hängen zu beiden Seiten große Schaufeln zum Ausſchöpfen des eingedrungenen Waſſers. Dieſe Schaufeln werden leicht in Schwung geſetzt und führen, indem ſie dicht über den Boden hinſchleifen, bei jedem Schwunge eine tüchtige Portion Waſſer über Bord. Solcher „Stru-

*) Einige dieſer Flußſchiffe von geringerer Größe haben auch andere Namen.

sen" kommen nun alle Frühjahre mit dem hohen Wasser etwa 500 bis 700 angetrieben, beladen mit den obengenannten Producten des Oberlandes. Diese Boote legen oberhalb der Dünabrücke an und laden bei den sogenannten „Ambarren" (großen Waarenmagazinen) aus. Viele Seeschiffe kommen, wie wir schon oben bemerkten, ebenfalls zu diesen Ambarren heran, um ihre Ladung hier einzunehmen, namentlich die Hanf- und Flachsschiffe.

Von allen den Arbeiten, die Hanf und Flachs, bevor wir uns mit ihnen als schöner, weißer Leinwand schmücken können, veranlassen, ist keine der geringsten das Verpacken dieser Artikel in den Schiffen. Ich weiß nicht, ob die Art und Weise, wie man in Riga dabei verfährt, etwas Besonderes und Eigenthümliches hat. Gewiß aber ist es, daß dieses Hanfverpacken eine Manipulation ist, die der Reisende nirgends so häufig als in Riga vornehmen sieht, und die auch sonst wohl nicht an jedem Handelsplatze bekannt ist, weßhalb es nicht unschicklich sein möchte, einen Augenblick dabei zu verweilen.

Man nennt dieß Geschäft in Riga das „Stauen" des Hanfes, und die Packleute heißen „Stauer." Diese Stauer bilden eine eigene geschlossene Zunft mit Gesellen, Jung- und Altmeistern. Die Meister sind in der Regel Deutsche oder auch verdeutschte Letten. Die Knechte sind Letten und zuweilen auch Russen.

Die Ballen von Hanf oder Flachs, wie sie die Düna auf den „Strusen" herunterkommen, sind gewöhnlich nur sehr lose zusammengeschnürt, entweder in halben oder ganzen Quartballen, weil bei den Flußschiffen natürlich

auf Raumersparniß nicht so viel Rücksicht zu nehmen ist als bei den Seeschiffen, wo jeder unbenutzte Kublkfuß Schiffsraums die Fahrt in bedeutenderem Verhältnisse vertheuert. Es werden diese losen Ballen nun in den Schiffsraum geworfen, wobei man die ersten so gut, als es sich mit den Händen thun läßt, vorn in die Spitze des Schiffes hineinstopft. Bei den folgenden Ballen würde aber die bloße unbewaffnete menschliche Kraft nicht mehr hinreichen, die ganze elastische Masse der kleinen Fädchen zusammenzudrücken. Die Stauer nehmen daher starke eiserne Schrauben zu Hülfe, deren jede von vier Mann gedreht wird und mit denen die Hanfballen auf einen drei- bis viermal kleineren Raum zusammengeschraubt werden. Solcher Schrauben werden je nach der Größe des Schiffes 3 bis 5 angesetzt, und die Hauptgeschicklichkeit des Stauers besteht nun eben darin, diese Schrauben, die doch immer nur an Balken und Theilen des Schiffes ihren Stützpunct finden können und dabei, wenn sie von 12 bis 20 Mann auf einmal in Wirksamkeit gesetzt werden, einen großen Druck auf die Balken und Wände des Schiffes ausüben, in allen den hier möglicher Weise vorkommenden Fällen richtig und passend zu setzen. Sie müssen daher genau zu beurtheilen wissen, wie viel das Schiff und wie viel jeder Schiffstheil auszuhalten im Stande sei. Die Stauer setzen alle zwanzig zugleich mit ihren Schrauben an, die sie ruckweise und nach dem Tacte drehen. Sowie sie ansetzen, erheben sie auch einen Gesang, der ihnen den Tact zum Schrauben angiebt und so lange dauert, bis der angelegte Ballen gehörig eingepreßt ist und ein neuer vorge-

schoben werden kann. Zuweilen staut eine ganze Reihe von Hanfschiffen zu gleicher Zeit, und es gewährt dann nicht wenig Interesse, von Verdeck zu Verdeck zu klettern und jene oft ganz allerliebsten lettischen, polnischen und russischen Gesänge, die aus den dunklen Schiffsräumen aufsteigen, anzuhören.

So vorsichtig auch das Stauen des Hanfes und Flachses vorgenommen werden mag, so bleibt es doch immer sehr angreifend für das Schiff, und die Kapitäns verladen daher diese Waare nicht gern, besonders den Hanf, der noch weit mehr gepreßt werden muß als der Flachs, dessen feine seidenartige Fäden sich von selbst leichter zusammenlegen. Die Schiffe, welche häufig Hanf laden, laboriren bald an allerlei Fehlern und verkürzen dadurch ihre Lebensdauer bedeutend, besonders da es mit dem Zusammenpressen des Hanfes allein noch nicht gethan ist, und selbst während der ganzen Fahrt die gepreßte Masse noch fortwährend einen schädlichen Druck gegen die Wände übt. Sehr häufig ist eine solche Hanfladung, die man einem nicht mehr ganz soliden Schiffe anvertraute, die Ursache seines Unterganges gewesen.

Die Hanfstrusen Rigas mit ihrem brennbaren Stoffe haben schon manches Brandunglück in der Stadt herbeigeführt, besonders da die Russen gewöhnlich so unvorsichtig mit dem Feuer umgehen. Gar nicht selten kommen brennende Hanfstrusen den Fluß herunter geschwommen und erregen dann natürlich im Hafen Furcht und Schrecken.

Ein Rigaischer Freund erzählte mir, wie er einmal Zeuge eines seltenen Vorfalls bei einer solchen Gelegenheit gewesen sei. An einem Abende entstand plötzlich Brandlärm in der Stadt und im Hafen. Vier Hanfstrusen kamen brennend den Fluß herunter geschwommen und nahmen ihre Richtung gerade auf die hölzerne Brücke zu, an der ungefähr 400 bis 500 Schiffe lagen. Alles war in Alarm. Man riß die Zugbrücke auf, um wenigstens noch einige Schiffe durchzulassen. Die Matrosen suchten die am meisten bedrohten Schiffe vom Anker zu bringen; doch kamen die vier Brander zu schnell heran, als daß etwas Besonderes in's Werk gesetzt werden konnte, und das größte Unglück schien unvermeidlich zu sein, als auf einmal die vier brennenden Strusen langsamer herabglitten, stillstanden und endlich gar, wie von unsichtbarer rettender Hand geleitet, stromaufwärts zurückgingen und so auf eine Sandbank getrieben wurden, wo sie festsitzend ruhig ausbrannten. Das Volk schrie Wunder, und einige Russen wollten die Engel gesehen haben, die vom Himmel herab geschwebt seien, um die Schiffe zurückzulenken. Die Sache aber war die, daß die brennenden Barken auf ihrem Wege die Luft hinter sich erwärmten, wodurch ein Zuströmen der kalten Luft von allen Seiten veranlaßt wurde. Nach hinten zu vermischte sich die warme Luft allmählig mit der kalten, nach vorn aber traten der größte Grad der Wärme und der größte Grad der Kälte schroff gegeneinander. Im Augenblicke des stärksten Brandes mußte also von vorn her der Wind am stärksten wehen und so die Barken zurücktreiben.

9) Geselligkeit, Bürgersinn, Volksfeste u. s. w.

Das ganze gesellige Leben in den deutschen Ostseeprovinzen, sowohl das des Adels auf dem Lande, als das der Bürger in den Städten, hat eine ganz eigenthümliche, äußerst wohlgefällige Färbung, die jeden Reisenden sehr angenehm berührt. Man ist gesellig, gefällig, höflich und gastfrei und hat für jeden Fremden immer gleich von vorn herein ein gutes Vorurtheil. Dabei scheinen alle Leute so gutherzig, so liebreich, so voll Dienstfertigkeit und Selbstaufopferung zu sein, daß schon mancher an diese Küsten Verschlagene sein gutes Glück gepriesen hat. Zu dem Allen gesellen sich nun noch ein feiner Ton des Umganges, eine fast durchweg gute Erziehung und ein Streben nach Bildung, welches Alles die Gesellschaft ungemein anmuthig würzt.

Auch auf Riga und seine Bewohner läßt sich dieß zum Theil anwenden. Freilich wollen Viele behaupten, daß Riga in dieser Beziehung schon längst nicht mehr mit Dem verglichen werden könne, was es vor 30 bis 40 Jahren war. Die Leute seien nicht mehr so mildthätig, die Gastfreiheit sei im Abnehmen, das Vertrauen, das sonst alle Bürger umschlungen, schwinde, das Deutschthum weiche dem Russenthume, und was dergleichen mehr.

Allerdings ist gewiß viel Wahres an diesen Klagen, besonders an der letzten. Allein alte, seit Jahrhunderten begründete Gewohnheiten weichen doch nur langsam, und man kann sich denken, daß der Geist einer compacten Stadtbevölkerung von 30,000 Seelen, wie Riga sie bietet, die

durch vielfache Familienbande verbunden ist und innerhalb der Gränzen einer alten gothischen Stadt dicht zusammenhält und zusammenklebt, nicht so bald sich verändern, und daß man in Riga noch lange vieles schöne ächt Deutsche, Ostseeische und Altrigaische zu loben finden wird.

Die Rigenser zeihen die Bewohner unserer deutschen Handelsstädte des Aristokratismus und finden in den Gesellschaften derselben etwas eigen Preciöses, Gezwungenes, zu viel Ceremonie, zu viel Auswahl, zu viel Rücksichten und allerlei Bedenklichkeiten. Auch meinen sie, daß der Geldstolz, den man den Kaufleuten oft vorwerfe, sich bei ihnen nicht in dem Grade zeige als bei uns, und was dergleichen Dinge mehr sind.

Vergleiche bei Seite gestellt, so ist so viel gewiß, daß man in Riga lebt und leben läßt, daß die Reichen sich ihres Glückes freuen, ohne deßhalb Andere zu verachten, und daß der Charakter, den man bei uns einen „armen T....." nennt, in Riga weit weniger verächtlich ist als wohl anderswo. Daß Einem keine irdischen Güter zu Theil geworden sind, ist für Keinen — wenn er nur sonst ein genießender und genießbarer Mensch ist — in Riga ein Hinderniß, an den beßten Gesellschaften Theil zu nehmen. Die Stände und Ränge scheiden sich weit weniger scharf als bei uns, und nach Herkunft, Empfehlung und Vaterland fragt man selten oder nie. Man sieht nur die Person an, und ist diese erträglich, so kann sie überall mitlaufen.

Doch gilt dieß Alles natürlich nur von den Kreisen der gebildeten ächt deutschen Kaufleute. Ein sehr wenig cultivirtes, aber leider sehr bedeutend hervortretendes Element der Rigaischen Bewohnerschaft bilden die sogenannten „Bauernhändler," Halbdeutsche, Letten, Esthen, Russen, die durch ihren Handel mit den Landbewohnern reich wurden.

Unter den Volksfesten, an denen in Riga alle Klassen der Gesellschaft Theil nehmen, sind die berühmtesten das „Blumenfest" zu Johanni und der sogenannte „Hungerkummer."

Das Blumenfest.

„Kehre dich um, von diesen Höhen
„Nach der Stadt zurückzusehen,
„Aus dem hohlen, finstern Thor
„Dringt ein buntes Gewimmel hervor."

Das Rigaische Blumenfest zu Johanni ist wohl eines der hübschesten Feste, die man überhaupt sehen kann. Es leitet seinen Ursprung aus den ältesten vorchristlichen Zeiten her und hat sich dann erst später mit dem Feste jenes christlichen Heiligen vereinigt. Die alten heidnischen Letten hatten eine Göttin der Freude, des Frühlings und der Blumen, die sie „Ligho" nannten, und der zu Ehren sie im Frühlinge ein Fest feierten. Gewöhnlich kamen sie dazu, mit Blumen geschmückt, an Seeen, Flüssen, Quellen u. s. w. zusammen, opferten der Göttin einige Kostbarkeiten, die sie gewöhnlich nur einfach in's Wasser warfen, führten ihr zu Ehren Tänze mit Gesang auf und jubel-

ten und zechten die ganze dem Festtag folgende Nacht hindurch. Im Grunde genommen ist dieß Alles nun noch bis auf den heutigen Tag so, nur mit dem Unterschiede, daß, da das Johannisfest auf den der Ligho gewidmeten Tag fiel, jetzt der christliche Gottesdienst und die Erinnerung an Johannes hinzukamen, und in den Gesängen der Name „Jane" (Johannes) sich mit dem der „Ligho" verflocht.

Weil der Refrain dieser Frühlingsgesänge immer „Ligho" ist, so nennt man sie auch „Ligho-Gesänge." Jetzt lautet der Refrain vollständig: „Ligho! Jane! Ligho!" (Freude! Johannes! Freude!) Man erinnert sich bei diesen Gesängen der Ausrufungen der griechischen Bacchantinnen: Evoe! u. s. w. Noch jetzt ist der Johannistag bei allen Letten der größte Jubel- und Freudentag des Jahres. Den ganzen Tag singen, tanzen, trinken und schmücken sie sich und ihre Wohnungen mit Blumen und Zweigen, und in der dem Tage folgenden, fast ebenfalls taghellen Nacht hört man den Ligho-Gesang unaufhörlich auf allen Feldern und aus allen Wäldern hervortönen. In den Zimmern werden zerhackte Tannenzweige umhergestreut und die Dächer der Häuser mit Laub umsteckt. In der Mitte ihrer Gehöfte errichten sie junge Birkenbäume, von denen jeder das Gehöfte betretende Johann sich ein Zweiglein abpflücken kann, wofür er aber auch, wenn es kein Bettel-Johann ist, sich freigebig erweisen muß.

In Riga kommen an diesem Tage aus der ganzen Umgegend, aus der Nähe und Ferne, die Bauern mit Blumen und Kränzen herangefahren und beginnen auf einem freien Platze neben der Stadt, so wie auf der großen

Dünabrücke, einen der anmuthigsten Märkte. Es giebt hier zu Lande viele Pflanzen auf den Wiesen und in den Wäldern, die sich lange halten, verschiedene Arten sogenannter Immortellen. Diese schlingen sie zu Kränzen zusammen, die dann noch lange nachher die Zimmer der Rigaischen Bürger zieren. Besonders groß ist die Fülle der Rosen, die gerade um diese Zeit in Blüthe stehen. Ohne Zweifel war diese Blume — wenn die alten Letten sie schon kannten — der Ligho, wie der griechischen Venus, gewidmet. Manche Handelsgärtner Rigas verkaufen an diesem einen Tage 3000 bis 4000 abgeschnittene Rosenblüthen und Rosenknospen. — Conditoreien, Restaurationen, Zelte und Schau- und Krambuden fehlen natürlich auch nicht auf dem Markte, und am Abend wird Alles auf's Hübscheste illuminirt. Die ganze Stadt, Schönes und Häßliches, Armes und Reiches, Kleines und Großes spaziert und scherzt, singt und musicirt bis spät in die Nacht unter den Blumen, oder an den Ufern der Düna, oder auf dem Flusse selbst in mit Blumen geschmückten und bezweigten Gondeln. Johannes geht im Ganzen ziemlich leer bei dem Feste aus. Er muß sich allein mit den nächtlichen Feuern begnügen, die ihm zu Ehren hier eben so auflodern wie in allen anderen christlichen Landen.

Der Hungerkummer.

„Ihr guten Herren, ihr schönen Frauen,
„So wohlgeputzt und backenroth,
„Belieb' es euch, mich anzuschauen,
„Und seht und mildert meine Noth.
„Ein Tag, den alle Menschen feiern,
„Er sei für mich ein Erntetag."

Das zweite Fest im August, „der Hungerkummer", ist nicht weniger freundlich, obgleich nicht so alten Ursprungs wie das Blumenfest. Die Veranlassung dazu soll eine harte Belagerung gegeben haben, welche die Stadt, ich habe nicht recht erfahren können, in welchem Kriege, erdulden mußte, und wobei sie unsägliche Noth und Hunger erlitt. Zum Andenken an die glückliche Ueberstehung dieser Belagerung und Hungersnoth werden nun an dem Jahrestage der Befreiung noch jährlich alle Die, welche Hunger und Kummer leiden, auf Kosten der Stadt gespeist und beschenkt. Es wird auf einem freien Platze in der Nähe der Stadt eine Tafel gedeckt, wo Jeder zulangen kann, der Appetit fühlt.

Für Diejenigen, welche nicht blos Hunger, sondern auch Geld haben, sind dann auch wieder Speisehäuser und Zelte anderer Art errichtet. Die Bürger und Bürgerinnen wallfahrten nun ebenfalls hinaus, erinnern sich ihrer alten tapferen Vorfahren, freuen sich des wohlhabenden Friedens der gegenwärtigen Zeiten, genießen von den vielen dargebotenen schönen Gaben und üben Werke der Wohlthätigkeit im Spenden an die Bettler und Dürftigen.

Die Feier wird um so lebhafter, da zufällig mit ihr auch ein russisches Kirchenfest zusammenfällt, nämlich das der Obstweihe. Diese Obstweihe hat immer am 6. August alten Styls statt, am Tage der Verklärung Christi (Preobrashenije Gospodne) und eben auch an dem Tage des Hungerkummers. Die Feste der Pomona müssen dieser russischen Obstweihe ähnlich gewesen sein. Alle Obstsorten, die zu der Zeit schon reifen, frühzeitige Aepfel, Pflaumen, Birnen u. s. w., werden in großen Massen zusammengeschleppt, und in langen Reihen sitzen die Obstverkäufer auf den Märkten und um die Kirchen herum. Vor diesem Tage halten die Russen es für schädlich, das Obst zu essen (ausgenommen Beeren, Kirschen u. s. w.), und wenn es auch noch so reif wäre; nachher aber glauben sie, es essen zu dürfen, und wenn es auch noch so unreif ist.

Alles schleppt sich mit Aepfeln und Birnen, welche sie in Tüchern und Säcken zu den Kirchen herantragen. Hier wird ein Gottesdienst gehalten, nach dessen Beendigung die Leute ihr Obst in und vor der Kirche auf Tellern und Tüchern auskramen, indem sie davon zwei lange Spaliere bilden, zwischen denen ein freier Gang bleibt. Die Priester gehen nun, singend und Alles mit dem segensreichen Naß besprengend, zwischen diesen Reihen herum. Nachdem das Obst die Weihe empfangen, beißen Alle fröhlich ein und gruppiren sich um die Kirchen und auf den Straßen herum, Aepfel, Pflaumen, Honig und Milch speisend. Alle Kinder können nun so viel Obst essen, als sie wollen, denn als etwas Geweihtes kann es ihnen

nicht schaden. Selbst den Säuglingen giebt man dicke Birnen zum Benaschen, und Aepfel speisend gehen die Leute zu den offenen Tempelthüren ein und aus. Die armen Bettler bekommen ganze Säcke voll Birnen, Pflaumen und anderen Victualien geschenkt, und Alles ist froh im Genusse der schönen Gaben der Pomona. Man sieht, daß diese russische Obstweihe sich ganz gut mit dem Hungerkummer verträgt, insofern sich beide mit Mahlzeiten verbinden. Im Laufe der Zeiten wird sich aber mit dem steigenden Anschwellen der russischen Bevölkerung die Bedeutung des Hungerkummers verändern, und beide werden zu einem und demselben Feste verschmelzen.

Der Wohlthätigkeitssinn der Rigenser spricht sich bei diesem Feste, wie freilich auch sonst bei allen anderen Gelegenheiten, auf sehr löbliche Weise aus. Besonders viele Beispiele erzählt man sich davon aus der alten guten Zeit der „Albertsthaler.“ (Jetzt giebt es mehr Silberrubel in Riga. Allein in Albertsthalern, so behauptet man, wurde weit mehr wohlgethan als in diesen Rubeln.) Nur eine von diesen vielen Geschichten, die das Rigaische Leben zugleich in gewisser Hinsicht charakterisirt, ist mir jetzt gerade gegenwärtig. Eines Wintertages begegneten sich drei Freunde, in Pelze wohlverhüllt, an der Ecke einer Straße. Es waren 25 Grad Kälte, und schon seit einigen Tagen stand das Thermometer so. Die wohlgeschützten Freunde sprechen von der anhaltenden Kälte, gedenken dabei der Unbekleideten und Armen und erinnern sich, was wohl die dadurch leiden möchten. Jeder weiß etwas von ihrer Noth, und sie entschließen sich auf der Stelle,

etwas zusammenzuschießen und gleich auch alle ihre Freunde zu einem außerordentlichen Almosen der drei kalten Tage wegen in Contribution zu setzen. Sie vertheilen sich sofort in der Stadt, empfangen hier 20, dort 50 Albertsthaler und bringen am Abende auf der Rigaischen „Muße" nicht weniger als 8000 an einem Tage gesammelte Albertsthaler zusammen, indem sie sich gegenseitig dabei ihrer Freunde und deren Art, zu spenden, rühmen. Am meisten hatte der geizige B..... gegeben, den man in Riga gewöhnlich den „armen B....." nannte, zum Unterschiede von seinem Bruder B....., den man den „reichen B....." hieß. Dem armen B..... fehlten indeß nur wenige tausend Thaler, um eben so viele Millionen zu besitzen wie sein Bruder. Zu diesem „armen B....." kam nun einer jener drei Freunde und sagte, er habe Absichten auf seine Geldkiste, und als er ihm Alles erzählt und die große Kälte lebhaft geschildert hatte, sagte ihm der Geizige, er wolle ihm etwas zuschicken, und fragte, als der für die Armen Bittende meinte, ein paar Thaler in der Tasche seien ihm lieber als viele versprochene, ob er denn einen Schlitten habe, und ließ dann, als dieser sich vorfand, einen Sack mit 1000 Albertsthalern hineinlegen.

Altes und neues Riga.

„Was wir hatten, wo ist's hin?
„Und was ist's denn, was wir haben?"

Wir setzten oben den Gegensatz zwischen dem alten und neuen, zwischen dem deutschen und russischen Riga, zwischen dem inneren Kern-Riga und dem äußeren Vorstadt-Riga auseinander. Da dieß dasjenige Verhältniß ist, welches deutsche Leser vorzugsweise interessiren muß, so kommen wir hier, wo wir von der Stadt Abschied nehmen, noch einmal darauf zurück und schließen anhangsweise einen Aufsatz bei, der jene Ueberschrift: „Altes und neues Riga", führt.

Die Umstände, welche diesen Aufsatz veranlaßten, waren folgende. Die Kaiserin Katharina hatte ihre berühmte Statthalterschaftsverfassung, welche für die neuen russischen Städte geschrieben war, auch in Riga einzuführen befohlen und dadurch die alte deutsche Verfassung dieser Stadt umgestürzt. Der Kaiser Paul stellte nach dem Tode seiner Mutter zur Freude der meisten Rigenser und zur Betrübniß einiger wenigen, deren Vortheile bereits mit der neuen Verfassung verflochten waren, und die daher, als Alexander zur Regierung kam, auf Retablirung der neuen Katharinischen Verfassung, d. h. auf Umsturz der alten deutschen Privilegien der Stadt, antrugen, die deutsche Verfassung wieder her. Auf diesen Antrag war dieser Aufsatz gleichsam eine Protestation, welche anfangs nur handschriftlich in Livland verbreitet, später aber auch gedruckt wurde. Da

noch bis heutiges Tages, wie wir oben zeigten, dieser Streit zwischen den deutschen alten Institutionen und den russischen Neuerungen nicht entschieden, und die Frage noch eben so liegt und schwebt wie zu Anfang von Alexander's Regierung, die Russen auf russische Verfassung und Gleichmachung antragend, die Deutschen protestirend und die deutsche Verfassung vertheidigend, so hat der Aufsatz noch heutiges Tages praktisches Interesse und wird dem deutschen Leser zugleich als ein Document dienen, aus dem er ersehen kann, wie die Rigenser diese sie so nahe betreffende Angelegenheit beurtheilen. Der Verfasser des sehr gut geschriebenen Aufsatzes war ein Rigaischer Advocat.

„Sechs Jahrhunderte erhielt die Stadt Riga ihre nach dem Muster blühender Handelsstädte gebildete Verfassung, ungeachtet der Stürme, welche sie bedrohten. Ehrwürdig stand sie da und blieb auch unter Rußlands Beherrschern ehrwürdig durch ihr Alter, wie durch ihre Grundsätze. Sie beruhte auf Sittlichkeit."

„Der Bürger Rigas mußte nach den Verordnungen dieser alten Verfassung Beweise seiner Rechtlichkeit, seiner guten Geburt, seiner sittlichen Aufführung und seines Fleißes darbringen, und nur die fortdauernde Anhänglichkeit an die Tugenden eines tüchtigen Mannes und Bürgers bahnte ihm den Weg zu den höchsten Ehrenstellen dieses kleinen Staates, deren Stufen kein Bescholtener erklimmen konnte."

„Geachtet und kraftvoll herrschte Rigas Obrigkeit nach alten Gesetzen und der Väter Gebräuchen. Gegen Willkür schützte gesetzliche Beschränkung der Machthaber, gegen Verschwendung des Staatsvermögens die Theilnahme der Bürger an der Verwaltung desselben. Mißbrauchte auch ein Einzelner die obrigkeitliche Gewalt, so war dieß nicht Folge der Fehlerhaftigkeit der Rigaischen Verfassung; es war dieß der allen Institutionen gemeine Uebelstand — Menschen verwalteten sie ja."

„Die Gerechtigkeitspflege mußte gut sein; denn alte, jedem Bürger bekannte Vortheile waren den Justizbeamten zugestanden, deren Fleiß und Kenntnisse dabei ein anständiges Auskommen und gebührenden Lohn fanden. Der Weg der Rechtlichkeit war auf diese Weise leichter *). Was konnte man Männern bieten, die auf dem geraden Wege Achtung und Lebensunterhalt fanden?"

„Die Constitution wachte sogar mit Strenge und Gewissenhaftigkeit über die Güte der in's Ausland versandten Waare **). Daher genossen die Bürger Rigas und die von ihnen dargebotenen Waaren im Auslande des beßten Credits."

„Allmählig arbeiteten indessen, besonders seit der Mitte

---

*) Leichter nämlich als bei der russischen Stadtverfassung, bei der die Beamten so schwach besoldet werden, daß sie auf anderweitige Hülfsmittel fast angewiesen sind.

**) Indem sie durch eine geprüfte Auswahl der Beamten bei den von uns auch schon oben erwähnten öffentlichen Brakanstalten und durch die strengste Aufsicht über solche die musterhaften Instructionen in voller Kraft erhielt.

des vorigen Jahrhunderts, kleinliche Leidenschaften*) an dem Ruin dieser guten Stadt. Rechtmäßiger Widerstand der Stadtobrigkeit gegen höhere despotische Befehle erbitterte die Oberen. Demagogen und Despoten, sonst immer uneins, vereinigten sich jetzt, um die Verfassung, die beiden auf gleiche Weise gehässige Fesseln anlegte, zu stürzen."

„Die ehrwürdigen Väter dieser Stadt, oft gedemüthigt von den Befehlshabern der Provinz, die mit der gewöhnlichen Eifersucht der Großen gegen eine nicht knechtisch gehorsame und auf ihre alte Cultur stolze, hier und da auch etwas eitle Stadt herabsahen, zuweilen sogar verkannt von ihren eigenen Mitbürgern, wurden von dem ungleichen Kampfe endlich ermüdet **)."

„Endlich beglückte eine Philosophin auf dem Throne ihr großes Reich mit einer menschenbildenden Verfassung. — — ***). Wir aber waren schon gebildet und mußten nun unsere mit Tugend und Fleiß erkauften Rechte mit Denen theilen, die nichts als ihre Gelder dem Staate darbrachten."

---

*) Welche von der sich seit jener Zeit mehrenden russischen Bevölkerung ausgingen, die aber allerdings eben so wie die Rigaischen Bürger pro patria kämpfte, weßhalb man ihre Leidenschaften eigentlich weniger als kleinlich, denn vielmehr als ganz natürlich, aber allerdings als unheilbringend bezeichnen kann.

**) Noch jetzt sind die Patres der Rigaischen Republik in beständiger Verzweiflung und Ermüdung in dem ungleichen Kampfe, den sie fortführen.

***) Statt der beiden Gedankenstriche sollte hier nun eigentlich die Geschichte des Umsturzes der Rigaischen Verfassung und der Einführung der russischen Stadtverfassung stehen.

„Der Büger von Riga ward nun allmählig dem Auslande verdächtig. Der Credit schwand. Die deutsche Ehrlichkeit ward überlistet von gewinnsüchtiger Schlauheit. Die alten Kaufleute waren unfähig, die neuen Formen anzunehmen, sie verließen die Börse. Das Gewühl ward freilich — da ein langer Friede, der mächtige Schutz des russischen Adlers und andere glückliche Nebenumstände günstig einwirkten, — um nichts geringer, allein der Geist und innere Gehalt des Ganzen verlor."

„Eigennutz verfälschte die Waaren. Die Obrigkeit besaß nicht mehr die Redlichkeit und Energie, um die Güte dieser Waaren zu verbürgen. Der gegenwärtigen Bürgerschaft lag nicht mehr die Ehre des Orts, die Dauer des Wohlstandes, sondern nur der Vortheil des Augenblicks am Herzen *)."

„Die Mauern Rigas erfuhren das Unerhörte, daß Sklaven Bürger, daß Bürger Criminalverbrecher wurden **)."

„Unwissende Richter mußten die Entscheidung von oft sehr verwickelten Rechtsfällen ihren Schreibern überlassen, die, schlecht besoldet, rechtmäßig nicht belohnt, den größten Beweis von Redlichkeit, dessen sie fähig waren, gaben, wenn sie sich nur die schnellere Betreibung der Ge-

*) Es wird damit die Denk- und Handlungsweise der nationalrussischen Kaufleute bezeichnet.

**) Viele russische Leibeigene wurden während des Bestehens der Stadtordnung Katharinens in den Genuß der Rechte Rigaischer Bürger gesetzt, und vom Jahre 1791 bis 1795 neun Rigaische Bürger, darunter vier Kaufleute, wegen Diebstahls criminaliter verurtheilt.

schäfte bezahlen ließen *). Und was halfen auch die Urtheilssprüche selbst, welche die Willkür wieder umzuwerfen vermochte?"

„Der große Haufe — nun so sehr vergrößert durch Gesindel aller Art, — unfähig, Scheinverdienst von wahrem Werthe zu unterscheiden, betrog sich oft in der Wahl seiner Oberhäupter. Unfähig, sein eigenes Interesse einzusehen, ungebildet, blind, gab er für den Vortheil des Augenblicks die Vortheile einer Generation, seiner eigenen Nachkommen, hin und ward also leicht das Spiel einiger Ehrgeizigen. Fremd diesem Orte, für Geld, oft sogar nur für angelogenes Vermögen Bürger dieses Ortes, war es ihm nur um Geld zu thun. Mochte der Ort zu Grunde gehen, seine von allen Fesseln guter Vorurtheile, rechtlicher Erziehung und Sittlichkeit freie Industrie sammelte und häufte ja das Metall **)."

„Viele innere Erwerbszweige wurden aus den Händen von Rigas Eingeborenen in die von Sklaven und freigelassenen Bauern gebracht. Nur fähig, zu kaufen und zu verkaufen, oft ohne Buchstabenkenntniß, genossen solche Leute nun gleiche Rechte mit dem deutschen Bürger, und dieser alte Staat würde nun gleich gemacht mit den unendlich jüngeren, unmündigen und ungestalteten Städten des Reichs."

---

*) Hinblick auf die Geschäftsbetreibung bei allen *national*-russischen Behörden.

**) Lauter durchaus treffende, aber zum Theil etwas harte Anspielungen auf die russischen Kaufleute.

„Endlich nach einem zehnjährigen, beklagenswerthen Interregnum gab uns freilich ein rascher Befehl*) die alten Vorrechte wieder. Allein er hielt mit sparender Hand die Seele der Verfassung zurück."

„Die Eintheilung der Stadtbevölkerung in drei Stände ward wiedergegeben. Aber die auf Geld beruhende Eintheilung in drei Kaufmannsgilden blieb auch. Die unverträgliche Verbindung zweier so verschiedener Verfassungen führte zu Collisionen, welche Unzufriedenheit und Haß erzeugten. Blind gegen die Schwierigkeiten aller Art, mit denen die wieder eingesetzte alte Obrigkeit, deren Lage um so schwieriger wurde, da man gleichzeitig mit der Rückgabe der alten Privilegien der Stadt andere unerträgliche Lasten aufbürdete, kämpfte, klagte man nicht die Umstände, sondern die alte Verfassung an und forderte die neue zurück."

„Die Machthaber der Provinz sahen sich nicht immer an Gesetze und Privilegien erinnert, und man beging öffentlich ein Staatsverbrechen, indem man die Verfassung, die man nun wieder besaß, antastete, und verrätherische Bürger fanden auf diese Weise oft Schutz und Lohn, wo sie Strafe verdient hätten."

„Sollen die Gründer dieser Stadt, der deutschen Colonie, nicht Fremdlinge in eigenen Mauern werden, so müssen die Pfeiler ihrer Verfassung — Sittlichkeit und Kenntnisse — wiederhergestellt, so müssen die Schranken gegen Rohheit wieder erneuert werden. Sonst werden jene

*) Die Verordnung Paul's, der alle Anordnungen seiner Mutter wieder umstürzte.

eigenthümlichen Vorzüge, welche wohlerworbener Wohlstand und Anhänglichkeit an's Vaterland uns gaben, sich völlig verlieren. Aber Riga hat jetzt der Bürger, denen jeder Versuch, die sittliche und bürgerliche Ordnung herzustellen, nur eine Kränkung ist, zu viel und verfassungsmäßige Bürger leider zu wenig. Die Mehrheit einer solchen Versammlung kann nur nach Fäusten, nicht nach Köpfen berechnet werden, und sie ist unfähig, auch nur die Männer zu wählen, deren Geschäft es sein könnte, auf den Trümmern beider Verfassungen eine neue dritte zu gründen."

„Nur von oben herab kann das dauernde Glück dieser guten Stadt gegründet werden. Gern werden Rigas gute Bürger, wenn sie aus Alexander's wohlthätiger Hand das Paladium ihres Wohlstandes wiedererhalten, dem Schatze des Staates ersetzen, was die Anhänglichkeit an jene alten Grundsätze ihm etwa entziehen könnte."

So weit dieser Aufsatz, der noch jetzt — wir wiederholen es — in allen Stücken seine Gültigkeit behält. Wir gaben ihn fast ganz so, wie er im Jahre 1804 in Petersburg gedruckt wurde, indem wir nur hier und da etwas mehr Folgerichtigkeit hineinzubringen suchten und einige Stellen, welche bloße Schmeicheleien für das Gouvernement enthalten und mit denen man sich wahrscheinlich stillschweigends die Erlaubniß, so etwas drucken zu dürfen, erkaufen mußte, wegließen.

Der Verfasser des Aufsatzes fügt am Schlusse noch hinzu: „Der Zeichner dieses Gemäldes nahm die Farben

dazu aus seiner eigenen Erfahrung. Die Erinnerungen seiner Jugend lebten in seiner Brust, die Beobachtungen seines männlichen Alters machten ihm diese Erinnerungen werth, und mit klopfendem Herzen weiht er diese Betrachtungen und Darstellungen, zu denen sich die Belege in den Archiven und in dem Herzen eines jeden rechtlichen Rigaischen Bürgers befinden, dem Genius seiner Stadt."

Die Rigaischen Höfchen.

„Viele Gäste wünsch' ich heut'
„Mir zu meinem Tische!
„Speisen sind genug bereit,
„Vögel, Wild und Fische!
„Eingeladen sind sie ja,
„Haben's angenommen.
„Häuschen, geh' und sieh dich um!
„Sieh' mir, ob sie kommen."

Sand, Haide und Sumpf sind die wichtigsten Dinge in der Umgegend von Riga, und namentlich verleidet im Sommer der unerträgliche Staub, den die Sandpartieen der nächsten Umgebung der Stadt erzeugen, allen Naturgenuß. Schon oft sind Wünsche laut geworden, und man hat Vorschläge gemacht, die Sandberge wenigstens durch äußere Bekleidung verschwinden zu machen und die unfruchtbare Haide zu culturfähigem Lande umzugestalten. Allein bei der Ausführung haben sich stets unübersteigliche Hindernisse in den Weg gestellt. Das alte Urbette des

Stroms jenseits der Düna ist freilich nach und nach bebaut und bepflanzt worden. Die Dünenkette aber zieht sich noch kahl, nackt und wild, wie sie aus den Fluthen und Stürmen hervorging, von der Kholmer Aa aus weit in's Land hinein, und diesseits des Stromes bieten nur wenige Puncte dem Auge einen freundlichen Anblick dar.

Die Umgegend von Riga ist eben so trostlos wie die von Mitau, wenigstens für einen Reisenden, der nur durchpassirt, Totaleindrücke empfängt und sich nicht damit abgiebt, die heimlichen Nester, welche sich die Menschen hier zwischen Wäldern, Seen und Sümpfen gebaut haben, näher zu untersuchen, auch nicht in den Fall kommt, die angenehme Gastlichkeit ihrer Bewohner in Anspruch zu nehmen.

Die Rigaischen Kaufleute haben alle trockenen Stellen in dem Dünadelta aufgesucht und mit jenen kleinen, gewöhnlich sehr bescheidenen, aber nichtsdestoweniger reizenden Landhäuschen besetzt. Sie nennen hier „Höfchen," was man in Italien Villa heißt, und solcher „Höfchen" giebt es nun rund umher unzählige. Jeder Kaufmann, der einigermaßen wohlhabend ist, hat einen solchen Seesitz, wo er in Ausübung der anmuthigsten und liberalsten Gastfreiheit mit seiner Familie und seinen Freunden den Sommer verbringt. Die Namen der meisten Höfchen endigen sich auf „holm," so Bauenholm, Schlumpholm, Steenholm. Einige Namen erinnern noch an die alten Hansestädte, so Lübeckholm, Vegesackholm.

Von den Orten, welche mit Riga in lebhaftem Verkehre stehen, ist natürlich die nahe Schwesterstadt Mitau die wichtigste. Durch ihre Vermittelung kommt der größte Theil der Producte des östlichen Kurlands nach Riga zur überseeischen Ausfuhr. Die Producte der nördlichen Gebiete Kurlands kommen auf einem anderen Wege über Schlock herbei. Für die livländischen Waaren sind die Hauptstraßen die von Wolmar und dann die Küstenstraße, welche sich von Pernau her am Rigaischen Meerbusen heranzieht. Die Straßen aus dem Inneren Polens und Rußlands gehen zu beiden Seiten der Düna herab.

Könnte man im Winter bei guter Schlittenbahn von einem erhöhten Standpuncte aus alle diese Straßenzüge übersehen, so müßten sie einen merkwürdigen Anblick gewähren. Ganze Karawanen von kleinen einspännigen Schlitten, die, in lange Fäden zusammengereiht, hinter einander hertrotten, ziehen sich dann in lebhafter Bewegung auf diesen Wegen hin, um die Magazine der reichen Handelsstadt zu füllen und sie für die Befriedigung der Aufträge aus England und Holland in Stand zu setzen. Graue Letten führen Roggen und Weizen herbei. Schwarze Esthen und Liven, welche mit ihren kleinen Pferdchen Baumstämme heranzerren und herzuschleppen, kommen an der Küste herab. Weiße Litthauer und Wallachen führen Flachs, Hanf und Leinsaat in lauter kleinen Päckchen auf lauter kleinen Schlittchen mit lauter kleinen Rößchen herbei. Auch Russen, Groß- und Weißrussen bringen die Producte entfernterer Provinzen. Die lettischen Karawanen erscheinen mit ihren Waggern, die

eſthniſchen mit ihren Kubbjas, die Pälen mit ihren Schlachtizen und Boſſeſſoren, die Ruſſen mit ihren Perekaſchtſchiks an der Spitze. Zwiſchendurch ſchlüpfen die eleganten Schlitten der Gutsverwalter und Oekonomen der livländiſchen Herren, welche mit Silberrubeln, und die der polniſchen Edelleute, welche mit Ducaten beladen zu den Ihrigen heimkehren und den Preis der unſäglichen Mühe und des heißen Schweißes ihrer Bauern im brauſenden Viergeſpann entführen.

Die Düna abwärts ſind nur noch unmittelbar an der Mündung des Fluſſes die beiden Orte Dünamünde und Bolder-Aa wichtig. Die Düna aufwärts aber giebt es noch drei mit Riga in enger Verbindung ſtehende und mit ihm an demſelben Fluſſe thätige deutſche Städte: Friedrichſtadt, Jacobsſtadt und Dünaburg, Friedrichſtadt ungefähr 9 Meilen von Riga, Jacobsſtadt 9 Meilen von Friedrichſtadt und Dünaburg 9 Meilen von Jacobsſtadt entfernt.

Da ſich die Deutſchen natürlich zuerſt der Mündung der Düna bemächtigten und dann ſich auch weiter aufwärts am Fluſſe befeſtigten, auf beiden Ufern das Land für ſich nehmend, ſo ſind ſie natürlich mit deutſchen Anſiedelungen und deutſchem Leben auch nirgends tiefer in die ſarmatiſchen Länder eingedrungen als mittels des Fluſſes, an dem ſich Rußland mit ſeinem ſchmalen weſtlichen Schnurſe wie eine Rebe an einem Stabe hinaufrankt. Eben ſo natürlich ſchlug deutſche Herrſchaft an der Mündung ſelber die mächtigſten Wurzeln und konnte das Land von dieſem feſten Punkte aus weit und breit umher am beſten bewältigen. Je weiter aber nach innen,

desto mehr wurden die von hier ausgehenden Ausläufinge schwächer und schwächer. Daher die von Riga aus die Düna aufwärts constant zunehmende Schmälerung der Breite Kurlands, das Anfangs 12, dann 6, endlich 3, 2 und 1 Meile breit ist und zuletzt in einer Entfernung von 40 Meilen von der Mündung bei Druja in ein ganz schmales spitzes Zipfelchen ausgeht.

Der Landkarte nach könnte es scheinen, als wenn auf der anderen Seite der Düna nichts Aehnliches stattgefunden hätte, weil hier die deutsche Provinz Livland schon 20 Meilen oberhalb der Mündung aufhört, und die politische Abgränzung von Weißrußland beginnt. Doch ist dieß nur scheinbar. In der That walten auf dieser Seite der Düna dieselben Verhältnisse ob. Früher gingen hier die Gränzen Livlands wirklich weiter. Dieser obere, jetzt dem Gouvernement Wilna einverleibte Theil Livlands wurde das polnische Livland genannt, und noch jetzt sind eben so weit aufwärts wie auf der linken Seite deutsche Familien die Besitzer des Grundes und Bodens, wie auch schon die deutschen Namen der Städte und Edelhöfe andeuten: Kreuzburg, Lieven-hof, Treuen-hof, Dünaburg.

Von den genannten kleinen Städten an der Düna gilt Dasselbe, was wir von den übrigen kleinen Orten dieser Provinzen bemerkten. Sie sind alle von Deutschen bewohnt, mehr oder weniger mit Letten gemischt. Jacobsstadt wird, wie gesagt, in unseren geographischen Büchern als hohe Schule der kurischen Bärenführer aufgeführt. Es wird aber nicht dabei gesagt, wie manches

schöne deutsche Mädchen auch hier noch erblühte, wie mancher angenehme deutsche Familienkreis auch hier noch wohnt. Dünaburg ist in neueren Zeit der berühmteste dieser Orte geworden, da es zu einem der hauptsächlichsten Waffenplätze und Festungen Rußlands erhoben worden ist.

Alle diese kleinen östlichen Städte Kurlands haben in den Kriegen zwischen den Schweden, Polen und Russen eben so viele unsägliche Noth leiden müssen wie die livländischen, und in ihren Chroniken und Archiven stehen noch jetzt die vielen Leiden, Trüb- und Drangsale verzeichnet, die sie bald von Sarmaten, bald von Normännern, bald von Tataren, Kosaken und Kalmücken erlitten. In dem einen Jahre nahm der König von Polen sie unter seine Protection und seinen Schutz, dann erklärten die Russen sie für gute Prise, im anderen Jahre wieder machten die Schweden ihre vermeintlichen Rechte darauf geltend. Zuweilen wurden sie in einem Jahre von 3 bis 4 verschiedenen Parteien und Völkern gebrandschatzt und ruinirt, und das ging ungefähr ein Jahrhundert lang so fort.

Von den Schlössern und Höfen, welche von Riga aus an der Düna hinauf liegen, sind die bedeutendsten folgende:

Uexküll, ehemaliges Schloß und Festung der Schwertritter, von dem die bekannte Familie Uexküll ihren Namen hat. Weiter hinauf Jungfernhof und noch weiter Kokenhusen und Stockmannshof, die freundlichen Wohnsitze der reichen und ausgezeichneten Familie Löwenstern. Von dem Dichter Schlippenbach und auch von Kotzebue

wurden beide Güter beschrieben und besungen. Dann Kreuzburg, ein altes Besitzthum der edlen Familie Korff, und noch weiter nach oben die Güter der Familie Plater-Syberg.

Von diesen Gütern erfährt man gewöhnlich in unseren allgemeinen Geographieen nichts, und doch haben mehre von ihnen nicht nur für den Landeseingeborenen durch die große Macht und den Einfluß ihrer Besitzer und durch die glänzenden Gesellschaften, zu deren Vereinigung sie immer Anlaß geben, sondern auch für den Statistiker und Nationalökonomen durch ihren Einfluß auf Handel und Verkehr ein weit größeres Interesse und Gewicht als manche Stadt.

Von der Herrschaft Kreuzburg z. B. hängen allein über 8000 männliche Seelen, d. h. also ungefähr 18,000 Unterthanen, ab, während die Bürgermeister der genannten drei Städte zusammen kaum so viele Seelen beherrschen. Auch wird von diesem Gute aus auf Rechnung seines Besitzers mehr Getreide, Holz, Flachs u. s. w. auf der Düna zur Belebung des Rigaischen Handels verschifft, als von den Bürgern der drei genannten Städte zusammengenommen. Auch in den Archiven auf diesen dem deutschen Vaterlande so entfernten, mitten im Slavenlande liegenden Besitzlichkeiten sind die alten Papiere in plattdeutscher Sprache abgefaßt.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Die Insel Runoe.

„Νῆσος ἔπειτα λάχεια παρὲκ λιμένος τετάνυσται
„Γαίης Κυκλώπων, οὔτε σχεδὸν, οὔτ' ἀποτηλοῦ."

Zwölf Meilen von der Mündung der Düna, sechs Meilen von den östlichen Küsten Kurlands und eben so weit von der westlichen Küste Livlands entfernt liegt mitten im Rigaischen Meerbusen, von keiner Nachbarinsel begleitet, ganz einsam und allein im Ocean schiffend, die Insel Runoe. Es ist ein unbedeutend kleines Stückchen Land von kaum einer halben Meile Länge und etwas mehr als einer halben Stunde Breite. Doch schon der Name des Eilands: „Runeninsel", scheint besondere Erwartungen anzuregen, und in seiner germanischen Bildung wenigstens darauf hinzudeuten, daß die Insel ganz anderen Lebenskreisen anheimfiel als die esthnischen, livischen und lettischen Küsten, welche es rund umher umringen.

In der That waren es germanische Skandinavier, welche diese Insel so tauften und in politischer und moralischer Hinsicht eben so aus dem Verbande mit den um-

liegenden Völkerschaften herausrissen, wie die Wellen sie physisch von den benachbarten Ländern trennten. Freilich haben wir in den gewöhnlichen Historien oder Statistiken nicht gefunden, wann es den Schweden gelungen sei, die Insel Runoe zu besetzen, denn die Geschichtsschreiber und Nationalökonomen, die so viele gewichtige Zahlen, so viele gewaltige Ereignisse und folgenreiche Dinge zu behandeln haben, behalten gewöhnlich nicht Zeit, sich um die Geschichte und den Zustand eines im Meere verlorenen Eilandes zu bekümmern. Ein solches Inselchen an's Tageslicht zu ziehen, kann nur das Geschäft eines neugierigen Reisenden sein, dem es erlaubt ist, unsystematisch Größtes wie Kleinstes zu erwägen.

Es ist uns also unbekannt, wann die Schweden Runoe besetzten, zu welchem Zwecke und unter welchen Umständen sie dieß thaten, ob sie daraus einen Waffenplatz zur Beherrschung des Rigaischen Meerbusens machten, ob sie hier bereits Einwohner und welche sie vorfanden. Genug, es wohnt dort jetzt ein Völkchen schwedischen Ursprunges, das aber nichts mehr von seinem früheren Mutterlande sich erinnert, kein Heimweh mehr für dasselbe empfindet und überhaupt keinen Patriotismus weiter hat als den für sein niedriges Sandland. Seit Menschen-Gedenken, seit Groß- und Urgroßvaters Zeiten sind sie hier, behauen ihren Sandacker, fangen Robben, schiffen zwischen Kurland, Livland und Oesel hin und her und wissen nicht zu sagen, ob dieß je anders gewesen sei.

Wahrscheinlich aber ist es wohl, daß die Insel in

alten Zeiten von Esthen, die, bevor die germanischen Dänen, Schweden und Deutschen sie unterjochten, ein großes Schiffervolk waren und auch noch jetzt ringsumher alle Küsten des Rigaischen Meerbusens innehaben, indem sie die Letten in's Innere des Landes zurückdrängten, bevölkert war. Schon früh mochten auch Normannen die Insel temporär besetzt haben, und esthnische und skandinavische Elemente sich so in der Bevölkerung frühzeitig mischen. Als die Schweden während der Zeit ihres Uebergewichts im Norden ganz Livland beherrschten; wurden mehre Colonieen nach verschiedenen Inseln dieses Landes übergeführt, und damals mochte auch eine nach Runoe kommen, und seitdem mag hier das Uebergewicht schwedischer Elemente entschieden geblieben sein.

Was zunächst die physikalische Beschaffenheit von Runoe betrifft, so ist die Insel durchweg niedrig, ohne Berge und Felsen, ein völlig ebenes Land, wie Oesel, wie Esth-, Liv- und Kurland. Sie giebt daher, wenn man zu ihr hinanfährt, keinerlei pittoresken Anblick. Im Ganzen ist auch ihre Küste eben so regelmäßig gestaltet, wie ihr Inneres einförmig, keine Zerreißung, keine schroffen Ufer, keine jähen Vorsprünge besitzend. Nur hier und da gehen kleine Buchten hinein, welche die Eingeborenen als Landungsplätze benutzen, und wo einige kleine Anstalten zum Bergen der Schiffe getroffen sind. Im Ganzen ist die Insel sehr sandig, und Flüsse und Bäche giebt es nicht. Sie ist daher eben auch nicht sehr fruchtbar, und obgleich die Insulaner etwas Getreide bauen, so reicht der Ertrag doch bei Weitem nicht für ihren Be-

darf hin, und sie müssen sich jährlich von dem kornreichen Festlande Brod zukaufen.

Früher mag die Insel mit Wald bedeckt gewesen sein, doch haben seitdem die Runoer so manches Boot vom Stapel laufen lassen und schon so manchen Winter sich davon gewärmt, daß nun das Ganze ziemlich gelichtet ist. Nur einzelne Eichen, wenige Birken, Tannen und viel Gebüsch sind jetzt noch die schwachen Ueberbleibsel des ehemaligen Holzreichthums.

Wie der Wind und die Wellen die Tannenzapfen, die Eicheln und den geflügelten Birkensamen an die Küsten brachten, so führten auch die Menschen allmählig allerlei Gethier herbei, Rinder, Pferde, Schafe, die sie nun in ihren Stallungen hegen. Das Runoe'sche Schaf ist Oesel'scher Race, die durch ihre reichliche langhaarige Wolle in diesen Gegenden sehr berühmt ist. Die Rinder und Pferde sind von derselben kleinen Zucht, wie man sie überall in diesen nördlichen Ländern verbreitet findet. Wilde Thiere giebt es sonst keine. Nur selten, d. h. alle zehn oder zwanzig Jahre, verirrt sich im Winter einmal ein Wolf oder Fuchs auf dem Eise des Rigaischen Meerbusens zu den Küsten heran, dem dann aber gar bald von den guten Schützen das Garaus gemacht wird.

So klein und unfruchtbar die Insel selbst ist, so groß und reich an Producten ist das Meer, welches sie umgiebt, reich an Fischen, Butten, Dorschen, Stören und Seehunden, sowie an Bernstein. Der eigentliche Acker der Leute, ihr Bergwerk, ihre Heerstraße, der Schauplatz ihres Wandelns, Thuns und Treibens ist daher auch das

Meer, ihre Hauptbeschäftigung der Fischfang und der Robbenschlag, jener vorzugsweise im Sommer, dieser im Winter. Die Fische, die sie hier fangen, sind die Butte, der Dorsch und der Strömling. Sie bringen ganze Schiffsladungen dieser Fische nach Riga, Pernau und den übrigen kleinen Hafenorten Habsal, Arensburg, zuweilen auch an die kurischen Küsten, mit denen sie aber im Ganzen den unbedeutendsten Verkehr haben. In allen genannten Häfen kennt man die kühnen Runoer Fischer sehr wohl und nimmt ihre Waare gern.

Im Norden, im Süden und Osten von Runoe, ungefähr in einer Entfernung von einer bis zwei Meilen, liegen Sandbänke unter der Meeresfläche, im Osten der „Sandgrund", im Süden der „Gretagrund", im Norden ein dritter Grund. Vielleicht sind es ehemalige Schwesterinseln von Runoe, die das Meer verschlang, oder es sind noch nicht zur Reife gekommene Geburten des Oceans, die sich vielleicht dermaleinst so erhöhen werden, daß sie an's Tageslicht hervortreten und dann, mit Runoe in Bund tretend und von ihm aus bevölkert und beherrscht, ein gemeinsames kleines Inselreich mit ihm bilden. Einstweilen aber sind es, wie gesagt, nur noch vom Meere bedeckte Sandbänke, die noch kein Schwede, Esthe oder Runoer betrat (es sei denn mit einem Fuße, der im Wasser das Gehen verlernte) und deren Oberfläche nur den nomadischen Herden des Proteus als Weide dient.

Auf diesen untiefen Sandbänken fangen die Runoer die meisten ihrer Fische, mit denen sie den Rigaischen Köchinnen dienen. Doch ist der Ertrag des Fischfanges nicht

bedeutend, verhilft nur ihren Weibern etwa zu Nadelgeld und giebt allenfalls Zucker, Kaffee und sonstige kleine Bedürfnisse. Ihr eigentliches Brod aber giebt ihnen der Robbenschlag, den sie im Winter betreiben.

Der Rigaische Meerbusen wird durch Eis jeden Winter mehr oder weniger unschiffbar gemacht. Zuweilen werden alle seine Inseln untereinander und mit den umliegenden Festländern durch feste Eisoberfläche in ein einziges rigides Continent verwandelt. Zuweilen belegen sich nur die weniger tiefen und von niedrigem Wellenschlage bewegten Küstengewässer der Inseln, der Festlandküsten, Sandbänke und Meerengen mit Eis, das stellenweise eine oder mehre Meilen weit in's Meer hinausragt.

Besonders weit geht in allen Wintern die Eisbildung in der Nähe der Spitze von Kurland, des Vorgebirges Domesnäs, wo es sich in ungeheueren Massen anlegt, nach Norden hin in's Meer hinaus. Selbst aber in den harten Wintern, in denen der Rigaische Meerbusen in ein großes wüstes Eisfeld verwandelt wird, tritt doch das feste Eisland nicht weiter nach Westen vor als bis zu einer Linie, die man ungefähr zwischen der äußersten Spitze Kurlands, Domesnäs, und der südlichsten Spitze von Oesel ziehen kann. Hier beginnt der große mächtige Körper der Ostsee, und hier bleiben die Wogen selbst in den kältesten Wintern flüssig. An diesen Gränzen nun des Eises und Wassers haben die Seehunde ihre Sammelplätze, besonders gegen die Zeit, wo der Frühling naht und die Sonne schon etwas Wärme ausstrahlt. Dann machen sich die Rumer je nach Umständen mit Schlitten oder

Booten auf zu diesen Felsern, um die Seehunde in den Eishöhlen, wo sie sich sonnen, aufzusuchen und zu erlegen.

Ihre Schiffe, in denen sie auf den Robbenschlag ausgehen, sind klein, ohne Verdeck und nur mit einem Segel überspannt, und in einem solchen zerbrechlichen Gebäude trotzen sie oft Monate lang den Wellen, den Stürmen, den Eisschollen und allen Unbilden eines nordischen Winters zur See. Sie verproviantiren sich gewöhnlich auf zwei Monate und nehmen von ihren Frauen auf Leben und Sterben Abschied. Auf dem Hintertheile des Schiffes haben sie einen eisernen „Grapen" als Herd aufgestellt. In ihm wird beständig ein Feuer unterhalten, und darüber hängt an einer Kette ein anderer „Grapen", in welchem sie ihre Suppe, ihren Grütze und ihre Fische kochen. Diese Grapen sind große runde Kessel aus Gußeisen von der Gestalt einer halben Bombe.

Sie erlegen die Seehunde gewöhnlich mit Büchsen; je nach Umständen aber, wenn sie sich den schlafenden genugsam nähern können, erschlagen sie dieselben auch mit Keulen oder ersuchen sie mit Harpunen. Sie verfertigen sich alle diese ihnen dabei nöthigen Werkzeuge selbst, sogar die Büchsen, die sie damasciren, indem sie, wie unsere Büchsenmacher, Eisendraht spiralförmig winden und dann zusammenschweißen. Das Pulver kaufen sie in Riga. Da nun Jeder seine Minte von ihrer ersten Bildung im Feuer an so gut kennt wie sein Kind, das er aufgezogen hat, so fehlen sie nie damit, und ihre Jagd giebt daher

immer eine gesegnete Ausbeute. Da sie auch in der Regel sich heil und gesund aus den Eisschollen und Stürmen herauszuretten wissen, so kehren sie dann gewöhnlich mit vollen Schiffen zu ihrer Insel zurück, wo ihre Frauen, wenn sie endlich die langersehnte Flotte am Horizonte gewahren, sie mit Freudenfeuern und Flintenschüssen empfangen und mit einem gemeinsamen Festmahle bewirthen. Das Fell wird den Seehunden gleich auf dem Eise abgezogen und getrocknet, der Speck in große dicke Quadern gehauen und dann, in Tonnen verpackt, zu den Häfen gebracht.

Wie die Jagd ein gemeinsames Unternehmen Aller war, so ist auch der Ertrag gemeinschaftlich, und wenn sie in Riga oder Pernau ihre Waare an den Mann brachten, so wird das Geld zu gleichen Portionen unter Alle vertheilt. — Alle Ankäufe für die Insel, sowohl die des Getreides, als die des Zuckers, Kaffees, Thees und anderer Dinge, geschehen eben so gemeinschaftlich, und Jeder bekommt, je nachdem er mit Schiffen, Waffen und Kräften zu den Robben-Expeditionen beitrug, seinen größeren oder geringeren Antheil. Eben so steuern sie auch ihre Abgaben an die russische Regierung gemeinschaftlich, und Einer steht dabei für den Anderen ein.

Alle Runoer sind gleich von Stande, keiner dünkt sich von besserem Blute als der andere; alle sind freie Land- und Meerbesitzer. Sie haben nie Edelleute unter sich gehabt; nie besaß ein russischer Herr den geringsten Flecken Landes auf der Insel, die daher auch nie

Selbstständigkeit kannte*). Das wilde Meer, das oft in langen Perioden des Jahres die Insel von dem ganzen umliegenden Festlande und von der ganzen civilisirten Welt in so hohem Grade trennt, als läge sie am äußersten Nordpole, schützte sie davor. Sie haben ihre alten Privilegien, die auch der mächtige Kaiser von Rußland respectirt, wofür sie seinem Gouverneur in Riga pünctlich die Abgaben entrichten. Zu den wichtigsten jener Privilegien gehört dieses, daß sie keine Recruten für den russischen Militärdienst zu stellen nöthig haben.

Mit Abgaben sind sie sehr gelinde belastet; sie bringen alle Jahre nur etwa 1000 bis 1040 Rubel Silber für den Staatsschatz des russischen Reiches auf. Auf jede Seele kommt durchschnittlich etwa ein Rubel Silber. Alle Verordnungen und die ihnen gemachten Zugeständnisse über diese Privilegien und Rechte, sowie über das Maß ihrer Pflichten, sind verbrieft, versiegelt und auf Pergament geschrieben. Sie nennen diese Papiere ihren „eisernen Brief" **).

Auch die Russen betreten ihre Insel nie. Der einzige

*) Anders ist es auf den anderen Inseln des Rigaischen Meerbusens, auf Oesel, Dagöe u. s. w., wo überall der Boden in große Herrschaften vertheilt ist. Selbst auf dem kleinen Moon giebt es gutsbesitzende und gebietende Heeren.

**) Dieser Ausdruck ist überhaupt in ganz Livland für die Papiere über alle Berechtigungen der Unterthanen gebräuchlich. Es haben nicht nur mehre Inseln an der esthnischen Küste, sondern auch mehre Gemeinden im Innern des Landes solche „eiserne Briefe", die dann entweder von dem Gutsherrn oder von der Staatsobrigkeit ausgestellt und unterschrieben sind, je nachdem sie Zugeständnisse von dieser oder jenem bestätigen.

unterste und oberste Beamte, den sie haben, ist ihr „Hakenrichter", der immer ein Deutscher ist, und dann ihr lutherischer Pastor.

Dieser Runoesche Pastor, der mit seiner Familie und dem Hakenrichter die ganze civilisirte Gesellschaft der Insel ausmacht, der einzige Mann, der Bücher studirt, Zeitungen liest und dafür sorgt, daß die Insulaner mit dem Geiste der Zeit fortschreiten, ist der berühmteste Pastor in den ganzen Ostseeprovinzen. Alle Welt kennt in Kur- und Livland den Pastor auf Runoe, der diesen großen Namen der absonderlichen Lage seines meerumspülten Pastorats und Kirchspiels zu verdanken hat. Man erzählt sich in Riga wie in Kurland, in Arensburg und Esthland viel Komisches von seiner Lebensweise. Manches mag Uebertreibung und Lüge sein; ganz gewiß soll aber das Verfahren, das dieser Mann bei der Lectüre der Zeitungen bei sich eingeführt hat, folgendes sein: Im Frühlinge, wenn nach sechs- oder siebenmonatlicher Isolirung Runoes das Eis aufgegangen und die Schifffahrt wieder hergestellt ist, läßt er sich den ganzen vorigen Jahrgang der Zeitungen kommen und fängt nun mit dem Lesen der Ereignisse des letzten Frühlings an, und zwar so, daß er am 1. Juni dieses Jahres nur Das liest, was am 1. Juni des vergangenen Jahres berichtet wurde, am 2. Juni Das, was am 2. Juni zu lesen war, und so fort. Er ist darin ganz gewissenhaft und rührt am 3. Juni in keinem Falle die Zeitung vom 4. an, damit er sich und seiner Frau nicht den Spaß verderbe und damit er gleichen Schritts mit den Ereignissen vorgehen oder vielmehr in

gleicher Entfernung ein Jahr lang hinter ihnen herhinken könnte. Alle Morgen fragt er seine Frau: „Nun, Liebe, was sagen denn die Zeitungen Neues?“ und dann holt ihm diese aus dem schönen inhaltsreichen Paket ein frisches Blatt hervor und legt es ihm zum Kaffee hin, als käme es so eben aus der Druckerei. Der Pastor blickt nun neugierig hinter den dichten Schleier, mit dem das Schicksal — hier eigentlich der Pastor selbst — die Zukunft bedeckt hat, und übersieht die Falten und Eselsohren, welche die Rigenser schon vor einem Jahre in diese durch- und zerlesenen Blätter machten. Freilich könnte Se. Wohlehrwürden im Laufe des Sommers, wo es nicht selten Gelegenheit nach Riga giebt, wohl häufiger zu Zeitungen gelangen; allein dabei ist zu erwägen, daß die Revenuen jenes guten Seelenhirten auch nicht sehr groß sind und daß er sich das Blatt nicht allein halten kann. Da er nun doch ohnedieß im Winter, selbst wenn er auch gekrönter Kaiser von Runde wäre, sieben Monate lang nothgedrungen fasten müßte, so zieht er es denn aus allen diesen Gründen vor, ganze Jahrgänge, wenn sie bei den Maculaturhändlern in Riga billig zu haben sind, auf einmal zu kaufen und dann streng auf das Datum zu halten.

Dieser gute Pastor, der dem Gesagten zufolge jetzt noch in nichts durch den Zwiespalt Frankreichs mit den verbündeten vier Mächten, der ganz Europa und daher auch die sieben Meilen entfernte kurische Küste beschäftigt, beunruhigt wird, und der in diesem Augenblicke wahrscheinlich die frischen Neuigkeiten von der Schlacht von Nisibi verschlingt,

ist übrigens ein Ehrenmann wie einer und die hochgeachtetste Person auf dem ganzen Eilande.

Im ganzen ersten Drittel des laufenden Jahrhunderts war der Predigerstuhl von Runoe durch einen Priester mit einem sehr eigenthümlichen Namen besetzt. Er hieß Elephant, und — o! des wunderbaren und unerklärlichen Einflusses des Namens auf das Muskel- und Nervensystem, der Herr Pastor Elephant war in der That so wohlbeleibt, daß die Schiffer, als er einmal nach Arensburg übersetzen wollte, das Fährgeld eines gewöhnlichen Menschen von ihm nicht annehmen wollten, sondern durchaus verlangten, daß er sich als Pastor Elephant nach seinem Nomen et Omen taxiren lassen solle. Auch pflegten die Runoer, die unbeschadet der dem frommen Manne gebührenden Ehrfurcht sich zuweilen über ihn lustig machten, wohl zu sagen: „Ach Gott, wenn alle unsere Robben so dick wären wie unser Pastor Elephant, wie wasserdicht wollten wir dann mit unserem Thran alle Stiefeln in Livland machen, und wie gute Kunden wären wir dann für die Rigaischen Brod-, Zucker- und Butterhändler!“ Dieser würdige Mann ist seitdem auf Runoe schlafen gegangen, und von dem, der ihm in seinen gewaltigen Fußstapfen nachgefolgt ist, habe ich nichts in Erfahrung gebracht.

Eins der Hauptprivilegien der Runoer ist auch dieses, daß sie ihre eigene Gerichtsbarkeit über sich ausüben. Privatrechtsstreitigkeiten machen sie ganz unter sich in gemeinsamer Versammlung der Aeltesten oder im Nothfalle mit Hülfe ihres Pastors und Hakenrichters aus. Große

Verbrechen sind in ihrem Sand- und Wasserparadiese unbekannt. Sollte sich aber ein solches ereignen, wo Todesstrafe, Verbannung nach Sibirien oder dergleichen eintreten müßte, da wird der Verbrecher den Rigaischen Behörden überantwortet, die dann nach Reichsgesetzen mit ihm verfahren. Die Strafe, welche die Insulaner selber zuerkennen, ist diejenige, die von allen den vielen in unseren Criminalgesetzbüchern enthaltenen Strafen die einzige, von Gottes- und Rechtswegen begründete sein möchte: Ausschluß aus der Gesellschaft und Verbannung von der Insel.

Wenn die Runoer bemerken, daß Jemand unter ihnen sei, der einen schlechten Lebenswandel führt, ein Mädchen von ausgelassenen Sitten, ein liederlicher Trunkenbold, der lässig und unaufmerksam bei'm Robbenfange ist, ein Tagedieb oder Schelm, so ermahnen sie ihn Anfangs. Die Verwandten, der Pastor und der Hakenrichter nehmen ihn vor. Bessert er sich, so ist es gut, und die Familie hat Freude. Helfen die Ermahnungen aber nichts und bleibt er ein Taugenichts, so kommen die Häupter der Insel zusammen und sprechen ein Verbannungsurtheil über ihn aus. Der Delinquent wird in ein Schiff gepackt, und die Expedition segelt mit ihm zum großen Festlande hin, wo es viele Taugenichtse giebt, und wo er sehen mag, wie er sich mit seinen Talenten, die auf der Insel nichts gelten, durchhilft. Nach Runoe darf er aber dann nie zurückkehren.

Die Leute hängen fest an diesem ihrem alten Vorrechte und halten streng auf Zucht und Ordnung in ihrem Reiche. Vor einigen Jahren ereignete es sich, daß

sie auch einen liederlichen Gesellen zur Aufrechthaltung guter Sitten von ihrer Insel verbannt hatten. Dieser Mensch wünschte dahin zurückzukehren und beschwerte sich bei'm Gouverneure von Riga, daß man ihm in seinem Vaterlande Runoe die Erlaubniß verweigere, von seinen Heimathsrechten Gebrauch zu machen. Der Gouverneur befahl den Runoern, auf der Stelle ihren Landsmann wieder aufzunehmen, da Jeder, der nicht durch ein Gericht zu Deportation oder Gefängniß verdammt worden sei, ein Recht habe, an seinem Geburtsorte zu wohnen.

Allein die Runoer weigerten sich, dieses Ansinnen zu erfüllen, und richteten sich mit einer Protestation an den kaiserlichen Generalgouverneur der Ostseeprovinzen. Jedoch auch dieser bestätigte den Bescheid des Gouverneurs und gab den Insulanern zu verstehen, daß nach allgemeinen Reichsgesetzen dem Manne der Aufenthalt in Runoe zustehe, und sie solche absonderliche Grillen von eigenthümlichen Sitten, Privilegien u. s. w. sich ausreden lassen möchten. Da sandten sie eine Deputation nach Petersburg an den Kaiser selber, worin sie dem über das Recht und das Wohl aller seiner Unterthanen waltenden Willen vorstellten, daß durch seine Gouverneure und Beamten ihren alten Privilegien Abbruch geschehe, und daß sie Se. Majestät allerunterthänigst ersuchten, zu befehlen, daß man sie bei ihren hergebrachten Rechten und bei ihrer von den Vätern ererbten Sitteneinfalt lassen solle. Sie hätten viele gute und redliche Kerle unter sich, aber Einer wäre als ein Scheim befunden worden, und diesen, den sie nicht für würdig hielten, auf Runoe zu wandeln und

zu leben, und den sie daher verbannt hätten, wollte man ihnen nun wieder aufdringen, wodurch offenbar der Sittenreinheit und Moralität in ihrer Gemeinde geschadet würde. Sie bäten Se. Majestät, daß sich Allerhöchstdieselbe seiner getreuen und guten Unterthanen annehmen und nicht dulden möge, daß man sie mit den Unreinen, Schlechten und Nichtsnützigen vermische. Der Kaiser willfahrte natürlich solchen loyalen Bitten, ließ die Befehle seiner Gouvernene zurücknehmen, und der Trunkenbold blieb in der That für immer von Runoe verbannt.

In früheren Zeiten sollen sie mit den Verurtheilten noch kürzeren Proceß gemacht und sie geradezu in die See zu den Robben gesellt haben. Auch noch jetzt ist es eine gewöhnliche Drohung bei ihnen, die einem Verbannungsurtheil vorangeht: „wenn der Kerl sich nicht bessert, so werden wir ihn in die See werfen.“ Auch einen ihrer früheren Pastoren wollten sie in die See werfen, weil er einen schlechten Lebenswandel führte und ein gar zu großer Liebhaber des Branntweins war. Sie hatten sich schon mehre Male über ihn beim hohen Consistorium in Riga beschwert und dasselbe gebeten, ihnen einen anderen Seelenhirten zu schicken. Da sie aber immer mit ihrer Bitte kein Gehör fanden, so schickten sie einmal eine Deputation mit der kurzen Erklärung nach Riga, daß, wenn man ihnen nun nicht sogleich ihren Pastor abhole und ihnen einen neuen schicke, sie ihn binnen 14 Tagen in die See werfen würden, wo der Saufaus nach Belieben seinen Durst löschen, oder zu ihnen nach Riga hinüberschwimmen könne. Das hohe Consistorium

bekam nun Furcht und pensionirte den unwürdigen Pastor auf der Stelle.

Gepredigt wird den Leuten natürlich in schwedischer Sprache, so wie auch der Hakenrichter seine Verhandlungen in derselben Sprache, die wie gesagt ihre Muttersprache ist, verhandelt. In Riga, Pernau, Arensburg u. s. w. sprechen sie aber deutsch, das sie eben auch von diesen Orten aus gelernt haben mögen. Es ist ein Plattdeutsch, wie es auch die Lootsen und Hafenarbeiter in Riga, Libau u. s. w. sprechen, und das dem Plattdeutschen von Danzig und Königsberg sehr ähnelt. Mit den Esthen, welche die benachbarten Inseln bewohnen und zum Theil ebenfalls sehr kühne Schiffer sind, treffen sie auf der See häufig zusammen; daher haben sie sich auch dieses Volkes Sprache angeeignet.

Von Körperbau sind die Insulaner von Runoe durchweg starke, stämmige Kerle. Sie gleichen ganz den schwedischen Bauern. Die Gesichtsfarbe des weiblichen Geschlechts ist besonders hell und blühend, wie bei den Dänen und Schweden. Alle sind durchweg blond von Haar, und es giebt auf der ganzen Insel durchaus keine Brünetten.

Auch ihre Kleidung scheint ganz schwedisch zu sein. Die Männer tragen durchweg Stiefel, welche die Esthen und Letten, ihre Nachbarn, nur dann kennen lernen, wenn sie sich als Gutsbeamte u. s. w. zu den Deutschen erheben. Ihre Frauen weben ihnen ein hellgraues Gewand, aus dem sie sich kurze, bis an's Knie reichende Röcke schneidern. In der Mitte werden diese Röcke durch

einen breiten ledernen Gurt zusammengehalten, in dem zur Seite gewöhnlich ein großes Brodmesser als Dolch steckt. Vorn vor der Brust haben sie eine lederne Tasche herabhängen, und ein breitkrämpiger Hut krönt das Ganze.

Ihre Häuser sind fast sämmtlich aus Stein. Holz wird freilich sonst hier im Norden überall vorgezogen. Allein es ist dieß auf Runoe, wie überhaupt auf allen benachbarten Inseln, ein rarer Artikel. Daher sind auch auf Oesel, Dagoe u. s. w. fast alle Häuser aus Stein. Die Wohnungen sind recht reinlich und ordentlich gehalten und zweckmäßig eingerichtet. Auch fehlt bei keiner der Schornstein, dessen die esthnischen Häuser durchweg entbehren.

Die Runoer rühmen sich nicht nur einer großen Rechtlichkeit und Sittenreinheit, sondern auch, obgleich sie an den politischen Händeln der Welt keinen Antheil nehmen, eines aufgeklärten Geistes und hellen Verstandes. Sie haben auch Schulen auf ihrer Insel, in denen ihre Kinder schwedisch lesen und schreiben lernen.

Von Riga bis Dorpat.

„Da hat er gar nicht übel dran gethan,
„Drum erzähl' Er nur weiter, Herr Urian!"

Endlich kam in dem Strome der beständig sich haschenden Stunden auch der Tag an die Reihe, an welchem diejenigen Postpferde an die Rigaische Diligence gespannt wurden, welche bestimmt waren, uns nach Norden weiter zu befördern. Der Hausknecht aus der Stadt London, dem guten Wirthshause, das uns gastlich aufgenommen, war die einzige treue Seele, die mich um 6 Uhr Morgens bis an den Kutschenschlag begleitete und mir für ein Trinkgeld von 4 Fünfern warm, dankbar und Abschied nehmend die Hand drückte. Die 4 Pferde reckten bald darauf ihre langen, noch äußerst schläfrigen Beine aus, und die Postkutsche setzte sich mit ihren 8 schlaftrunkenen Passagieren in langsame Bewegung durch die engen dämmerigen Straßen Rigas.

Die Räder stiegen jeden Stein des holprigen Straßenpflasters klappernd hinan und polterten jede Vertiefung

wieder knarrend hinab. Wir wandten uns mit unserem langen Viergespann vorsichtig durch die eckigen und vielgekrümmten Häuserreihen. Das Klatschen der 16 Pferdehufe hallte zwischen den hohen Steinmassen der Gebäude wie in Felsenschluchten wieder.

Die Häuser der Stadt standen alle ganz stumm, ruhig und in tiefen Schlaf versunken da, mit geschlossenen Fenstern (ihren Augen) und mit verrammten Thüren, (ihrem Munde). Aus keinem Schornsteine noch flog der lebendige Odem (der Rauch des Morgenfeuers). Nur hier und da hatte eines die Fenstervorhänge (seine Augenwimpern) aufgezogen, oder zum ersten Gähnen die Thürflügel (seine Lippen) geöffnet, aus denen dann der Besitzer (seine Seele) wach und redend hervorblickte.

Theilnahmlos ließen wir Fremdlinge an unseren gleichgültigen Augen alle die Häuser, die heimlichen Nester so vielen hier ausgebrüteten Menschenlebens, die geliebten Spielplätze so vieler hier regsamen Menschenkinder, die Häuser der Väter und Mütter so vieler jetzt erwachsenen Knaben und Mädchen, an uns vorüberziehen.

Wie manche gute Leutchen mochte es geben, die sich glücklich schätzen würden, wenn es ihnen, wie uns, möglich gewesen wäre, diese oder jene Thürschwelle dort zu überschreiten. Wie manche dieser Häuser mochten der Gegenstand der Traumbilder und der täglichen Gedanken in der Ferne reisender Männer sein, die an ihr geliebtes Weib, an ihre theuere Mutter in der Heimath zurückdachten. Wie viele Geschichten, Histörchen und Anekdoten von in dem Leben dieses oder jenes Individuums unver-

geistlichen, lächerlichen, traurigen, komischen, hochwichtigen und entscheidenden Ereignissen mochten bei diesen oder jener Ecke, bei allen diesen hundertjährigen Fensterbrüstungen, Balken, Thürpfosten, Hauserkern erzählt werden.

„Mein seliger Vater hatte an seinem Hause in Riga zwei hohe Schornsteine. Den einen nach der Straße, den anderen nach dem Gehöfte hinaus. Wir tolle Jungen kletterten mit den Katzen auf dem Dache herum. Eines schönen Tages nun" — Oder: „Vor unserem väterlichen Hause in Riga war eine alte eichene Thüre, deren steinerne Thürpfosten sich in gothischer Bogenform über der Schwelle wölbten. Ueber der Thür in der Spitze des Bogens hing eine massive eiserne Laterne in der Mauer befestigt. Unser alter Hausknecht Jane — Gott hab' den Guten selig — mußte sie im Winter alle Abende anzünden. Eines Abends nun" — Oder: „Hinter dem Hause meines Onkels in Riga war ein enges Gehöft, an dem ein Hinterhaus, das zum Waschen, zur Aufbewahrung von allerlei Vorräthen und zu anderen Zwecken diente, stand. An diesem Hinterhause rankte sich ein Aprikosenbaum in die Höhe, den mein Onkel seit zwanzig Jahren sorgsam gepflegt hatte. Meine Cousins hatten hier eine Zucht von Meerschweinchen, Kaninchen und anderen Thieren, auch machte mein Onkel hier gewöhnlich seine Kapaunen fett. Wir, ich, mein Bruder Johann, mein Vetter Heinrich und Fritz, der jetzige General, waren hier gewöhnlich des Sonntags beisammen, um uns mit dem lieben Gethier zu beschäftigen. Eines Sonntags

nun, als wir gerade etwas an dem defecten Kaninchenbauer zimmerten, da" — Oder: „Mein Haus, das ich 800 Meilen von hier, in Europa, in Rußland, in der Stadt Riga, die nicht weit von Petersburg liegt, besitze, ist eins der größten des Orts. Es steht auf der Ecke am Markte, wenn man die Ritterstraße herab fährt. Mein seliger Großvater hat es von seinem Onkel ererbt. Es ist solid und gut. Meine liebe Frau schreibt mir, daß sie es jetzt neu anstreichen und ausmalen lasse, und daß, wenn ich zurückkomme, ich ein ganz schönes, neues, wohnliches Haus finden solle. Sie läßt jetzt auch durch die Wand des Nachbarhauses eine Thür machen, um einen Theil desselben zu dem unsrigen zu ziehen. Auch mein Großvater fand eigentlich das Haus für uns zu enge und hegte schon immer den Plan, den Nachbar zum Durchbruch jener Thüre und zur Abtretung einiger Zimmer zu bewegen. Allein er starb darüber hin. Er vererbte uns das Haus und mit ihm diesen Lieblingsplan unserer Familie, der mancher Umstände halber nun aber erst jetzt zur Ausführung kommen konnte. Auch schreibt mir meine liebe Louise, daß sie jetzt" — ꝛc. — Ich gedachte aller der Erzählungen, die etwa so oder ähnlich anfangen, die wohl tausendmal wiederholt worden sein mochten, und die Reihe der Häuser von Riga, die an unserem schaukelnden Postwagen wie eine Heerde Schafe eines nach dem anderen vorüberhüpften, gewann so einen unendlichen Reiz für mich.

Wir hatten uns endlich aus dem altfränkischen, inhaltreichen, schmackhaften, compacten, deutschen Kerne der

Stadt langsam hervorgearbeitet und trabten nun etwas rascher in der neuen, buntfarbigen, schmucken, lockeren, weitläufigen Schale der Vorstädte, welche die Russen der alten, finsteren, gothischen Stadt wie einen mit unächtem Golde gestickten Mantel umgelegt haben. Das Pflaster wurde besser, die Pferde lebendiger, und es dauerte denn auch nicht lange, so rollten wir munter und flink zur letzten Sastawa der Rigaischen Vorstadt hinaus, in die russischen Kohlgärten, die sich weithin dehnten, hinein und endlich mitten auf das flache Feld. Ich blickte noch einige Male auf das alte Riga zurück, das allmählig mehr und mehr aus unserem Horizonte verschwand. Die Häuser verloren sich zuerst in dem dichten Nebel, der die Stadt überzog. Nur die goldenen Kuppeln der St. Peterskirche und dann der hohe Thurm des Doms ragten noch darüber hervor und bezeichneten den Wohnort der 50,000 Rigenser. Endlich verschlang auch diese hohen Riesen ein niedriges Gebüsch, in das wir einbogen. Wir fuhren lange darin hin, und als wir wieder daraus hervortauchten, war auch die letzte Spur von Riga verwischt, und wir befanden uns in einer dem Anscheine nach völlig öden Wüstenei.

Ich ließ fahren, was ich nicht halten konnte, und sah mir meine Reisegesellschaft an. Sie bestand aus einigen Dorpater Studenten, ein paar Petersburgern und zwei Kaufleuten aus Willmannsstrand in Finnland, die von einer Reise in Deutschland zurückkamen. Die Petersburger beobachteten auf unserer ganzen Fahrt ein tiefes Stillschweigen. Die Studenten waren lustig und hei-

ter wie Burschen aus Jena und Heidelberg. Die Willmansstrander aber, ebenfalls Deutsche, erzählten mir viel von dem Leben der Deutschen in jenen nördlichsten Radienspitzen deutscher Lebenskreise, in Wiborg, Willmansstrand, Helsingfors, Nystadt. Sie waren aber von ihrer Reise in Deutschland gar nicht sehr erbaut und sprachen von den Herrlichkeiten dieses Landes wie Enttäuschte. Es geht jenen unter so hohen Breitengraden Wohnenden mit unserem Vaterlande fast eben so wie uns Deutschen mit Italien. Sie sind gewöhnlich durchaus nicht mit Dem zufrieden, was sie auf ihren Reisen bei uns finden. Doch ist es nur zum Theil die Schuld Deutschlands und mehr die ihrer eigenen übertriebenen Vorstellungen von diesem Lande. Da sie die Rauhigkeit, die Dürftigkeit der Natur ihres eigenen Landes alle Tage empfinden und viel von dem reizenden warmen Süden gehört haben, so malen sie sich schon in Deutschland das lieblichste Klima, die mildeste Luft aus. Weil bei ihnen die Cultur wirklich noch bedeutend zurück ist, weil die Leute zum Theil vom Pfluge der Schulen und der Civilisation noch wenig berührt worden sind, weil dann von der Blüthe des Ackerbaues, der Gartenkunst, der Wissenschaften, des Unterrichtswesens in Deutschland viel Rühmens gemacht wird, so malt ihre Phantasie ihnen nun die vollkommensten Zustände von der Welt vor. Viele in ihre nordischen Phantasieen Eingesponnene denken nun, die Rosen müßten in Deutschland in allen Winkeln blühen und jedes Haus von Weinreben und pittoresken Baumgruppen umrankt und umschattet werden, alle Leute

müßten seini, artig, klug, geschent, gebildet und geschult, alle Aecker vollkommen bestellt, alle Wälder im Normalzustande, alle Häuser von den schönsten Gärten umgeben sein. Finden sie nun auch häßliche Gegenden, schlecht gehaltene Aecker und Gärten, borniirte Leute und Dummköpfe bei uns, ja bemerken sie, daß sogar wir gründlichen Deutschen nicht blos in unseren Manieren, sondern auch in unserem Fassungsvermögen eine gewisse Langsamkeit und Schwerfälligkeit haben, die den Russen und anderen Völkern nicht eigen ist, so geht es nachher etwas über uns her.

„Ja sehen Sie," sagte mir einmal ein Russe, der noch nicht in Deutschland gewesen war, „bei uns ist das anders wie in Ihrem Vaterlande, wo die Tochter jedes Handwerkers das Clavier spielt, wo fast jeder Bauer, ich möchte sagen, eine gelehrte Bildung empfängt und wo man mit dem geringsten Manne über Politik, Geschichte und Staatsangelegenheiten frei reden kann."

„Ach bei uns," sagte mir ein Anderer, „bekommt man keine Gerechtigkeit. Bei Ihnen, ja da möchte ich frei leben, wo Jedem Das wird, was ihm gebührt, wo die Leute unbestechlich wie die Felsen sind und wo kein Höherer den Niederen unterdrückt."

Kommen nun solche Idealisten nach Deutschland, so sind sie wie aus den Wolken gefallen, wenn ihnen nicht jede Bäckerstochter gleich mit Symphonieen von Mozart und Beethoven aufwarten kann, wenn nicht jeder Dorfschulmeister gleich lateinisch versteht und jeder Secundaner

von Metternich's, Talleyrand's oder Alexander's des Großen Carrière Rede und Antwort zu geben weiß; oder wenn sie bemerken, daß auch bei uns um die Festungen der Gesetze vielfache Umwege und Breschen führen, und daß nicht jede deutsche Tugend und Rechtlichkeit so sattelfest ist wie die des Römers Fabricius. Dann wird man unzufrieden, launig und spricht: „faule Fische mit der deutschen Redlichkeit! Possen und Flausen mit dieser gelobten deutschen Biederkeit und Treue!" und während man früher uns zu viel Ehre anthat, wenn man sich Alles vollkommen und paradiesisch dachte, giebt man dann unserem Vaterlande ungerechten und verdoppelten Spott zurück.

Wer nach einem Apfel, den er kostete, auch gleich in's Holz beißen wollte, in der Einbildung, daß dieß nun eben so saftig schmecken müßte, würde dann eine eben solche Klage über die Garstigkeit des Apfelbaumes erheben, wie viele Nordländer es über Deutschland thun, wo sie eben so wenig, wie unsere Auswanderer in Brasilien das gute gediegene Gold auf dem Acker fanden, obgleich das Gold nichtsbestoweniger sicherlich im Boden steckt, freilich oft nur in vielen kleinen, feinen und nicht sogleich erkennbaren Körnchen. Alle Jahre kehren viele enttäuschte Nordländer aus Deutschland zurück. Die Vorstellung von der Schönheit dieses Landes bleibt aber doch im Lande herrschend, weil die meisten nicht hinauskommen, und weil am Ende mit der Zeit das liebliche Trugbild auch selbst in den Gereisten mit alter Frische wieder hervortaucht. Es leiden diese Bemerkungen nicht nur auf die Liv-, Esth- und Finnländer, sondern auch zum Theil

auf die Russen, Dänen, Schweden und Norweger ihre Anwendung.

Ich kam nicht ganz auf's Reine mit meinen Willmanstrandern, und auf dem ganzen Wege von Riga bis Dorpat gab es alle Augenblicke Gelegenheit zu kleinen Meinungs-Verschiedenheiten zwischen uns. In meiner Behauptung aber, daß diese Straße eine der langweiligsten und trostlosesten von der Welt sei, gaben sie mir allerdings Recht. Ich muß gestehen, daß sogar in Lithauen, Polen und im Innern von Rußland mir die meisten der von mir befahrenen Straßen anmuthiger vorkamen.

Sand und wieder Sand, Haide, Sumpf und Wald waren die einzigen einförmigen und stets wiederkehrenden Abwechselungen, die sich unseren Augen zum Genusse darboten, und so waren wir denn hier sehr geneigt, derjenigen von den verschiedenen etymologischen Ableitungen des Namens Livland den Vorzug zu geben, welche denselben als „Sandland" interpretirt, und wir protestirten mit Eifer gegen die Meinung Derjenigen, welche der alte livländische Chronist citirt, wenn er sagt: „Einige glauben, daß der Name Livland vom niedersächsischen „Blief", d. h. „bleibe", herkomme. Denn weil Livland, sagen sie, seiner Fruchtbarkeit halber den Fremdlingen, so hineinkommen, so wohl gefallen, daß wenige Lust gehabt, wieder wegzuziehen, sei es gleich anfangs von den Deutschen „Bliefland" genannt worden. Andere aber sagen, daß Livland so viel sei als „Lewesland", d. i. „liebes Land", da dieß schöne, fruchtbare und gastfreie Land sich eine

besonders Liebe bei dem hierher Verschlagenen erwerbe" *). Es ist, als wenn sich dieser Weg gerade das ungenießbarste Stück von ganz Livland ausgesucht hätte. Die zum Theil hübschen Ufer der Düna hat er im Rücken, das prächtige und überall interessante Meer läßt er zur Linken, und an dem livländischen Paradiese, der sogenannten livländischen Schweiz, führt er zur Rechten vorüber.

Was diese letztere Gegend betrifft, so nennt man so die Ufer und Anlande der Aa in der Mitte ihres Laufes, die Umgegend der Stadt Wenden und der Rittergüter Kremon, Treiden und Segewolde. Was uns die Dorpater Studenten von dieser Gegend erzählten, klang lieblich. Die Aa-Landschaft ist hier von Hügeln umgeben, die zum Theil mit Birken, zum Theil mit alten Eichen geschmückt sind. Die freundliche Stadt Wenden liegt in einer Weitung des Thales wie ein lächelndes Kind in der Wiege. Der kleine Fluß Aa zieht sich wie ein silbernes Band am Saume der Hügel hin.

Bei Wenden sieht man auch noch heutiges Tages die Ruinen des alten berühmten Ordensschlosses, welches so lange, als der Schwertritterorden existirte, der Hauptsitz desselben und die Residenz seines Meisters war, wie Marienburg in Preußen als Residenz des deutschen Hochmeisters. Dasselbe für den deutschen Orden vorstellte. Schon im Jahre 1207, kurze Zeit nachdem der Rigaische Bischof Albert „einigen Brüdern des Krieges Christi" ein Drittel

*) Andere haben den Namen von einem alten livländischen Fürsten Libo hergeleitet, wie auch den Namen Kurland von einem gewissen, nur in ihrer Einbildung existirenden Könige Kuro.

von Livland verliehen hatte, hieß Wenden, von den Letten „Zehs" genannt, das Hauptschloß des Ordens, dessen erste Meister Winhold von Rohrbach und Volquin waren, „das Haus der heiligen Marie und ihrer Ordensbrüderschaft." Das Schloß war groß und in seiner Einrichtung dem von Marienburg ähnlich. Es kamen hier die Gebietiger und Comthure des Schwertritterordens zusammen, verhandelten alle wichtigen Angelegenheiten ihrer Gesellschaften und wählten ihre Meister oder entsetzten sie. Wie simpel es bei solchen Wahlen und Entsetzungen zuging, erzählt Kelch auf sehr einfache Weise bei Gelegenheit der Entsetzung des Meisters Bernhard von der Borg und der Wahl seines Nachfolgers. Nachdem die Comthure übereingekommen waren, den Meister Bernhard von seinem Amte loszuzählen, erhob sich der Senior derselben und sprach, sich an den Meister wendend: „Herr und Bruder Bernhard! Die sämmtlichen Comthure zählen Euch von Euerer Verwaltung und dem Hochmeisteramte ledig und los, weichet derowegen und gebet einem Anderen Raum und Platz." Zu Johann Freitag von Loringhof aber sagte obgedachter Senior, nachdem Meister Bernhard sich seines Platzes begeben hatte: „Herr und Bruder Johannes, stehet Ihr auf. Die heilige Jungfrau befiehlt Euch hinwiederum das Heermeisteramt und heißet Euch, ihres Ordens Befehlshaber und Vorgesetzten, an diesem Orte niedersitzen." Der „berühmteste und glückseligste" aller hier residirenden Heermeister, von den livländischen Geschichtsschreibern der Große genannt, der die Ordensprovinzen 40 Jahre lang weise regierte und tapfer beschützte, ein

deutscher Held, der die Russen zu wiederholten Malen schlug und dem Lande eine lange segensreiche Ruhe verschaffte, Walther von Plettenberg, erbaute diejenigen großen Thürme und Monumente, die wir bei Wenden noch heutiges Tages in Trümmern liegen sehen.

Nach Plettenberg's Tode 1535 brach jene betrübte, in Livland so viele Trümmer schaffende Periode über das Land herein. Unzählige Male zogen die Russen mit großen Heerhaufen in's Land, zerstörten die Schlösser und Städte und verwüsteten die Gegend weit und breit im Jahre 1576 so schrecklich, daß man, wie die livländischen Chronisten sagen, auf dem ganzen Striche von Pernau bis Riga weder einen Hund bellen, noch einen Hahn krähen hörte.

Für Schloß und Stadt Wenden war das Jahr 1577, in welchem der russische Zaar Iwan Wassiliewitsch II. beides zerstörte, das betrübteste in ihrer Geschichte. Der Bericht dieser Zerstörung und vorgängigen Belagerung von Wenden ist so tragisch und interessant wie alle Erzählungen von dem Untergange der livländischen Schlösser. Die Russen lagen mit einem großen Heere vor dem Schlosse, in welchem nur ein kleines Häuflein Deutscher versammelt war, das aber immer mehr und mehr zusammenschmolz, bei dem lange fortgesetzten Bombardement der Russen eine Schutzwehr nach der anderen verlor und sich endlich, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen, dazu entschloß, sich mit sammt dem Schlosse in die Luft zu sprengen. Dieser Entschluß wurde fast einmüthiglich gefaßt, und selbst die Geistlichen, welche gegenwärtig waren, widersprachen nicht, sondern ertheilten vielmehr ihren

Segen dazu, und 309 Personen beiderlei Geschlechts, darunter auch viele auf das Schloß geflüchtete Greise und Kinder, nahmen das Abendmahl und begaben sich, als die Russen abermals zu einem entscheidenden Sturme auf die von vielen Breschen durchlöcherten Schloßmauern heranrückten, in einen Thurm, dessen Souterrains mit Pulver gefüllt waren. Man hatte die Waffen, die unnütz geworden waren, bei Seite gelegt, und Alles lag betend auf den Knieen, als die Russen hereindrangen. In diesem Momente zündete Heinrich Boismann, ein Rittmeister, durch ein Fenster des Thurmes das Pulver an, worauf Alles mit Jungfrauen, Kindern, Rittern und Greisen in die Luft flog. Der Einzige, der nachher noch lebendig gefunden wurde, war eben jener Rittmeister Boismann. Man brachte ihn noch lebend vor den russischen Zaar, der ihn zu sehen wünschte und vor dessen Augen er verschied. Sein Leichnam wurde gespießt. Wie das Pulver jener Helden damals die Mauern zerrissen, so liegen sie noch in diesem Augenblicke zerstreut.

Ganz auf dieselbe Weise wie Wenden wurde später auch Marienburg *), in die Luft gesprengt. Bei der glorreichen Vertheidigung dieses inmitten eines kleinen Sees gelegenen Schlosses gegen Scheremetiew, den Feldherrn Peter's des Großen, waren am Ende nur noch der Commandeur des Schlosses, ein von Vietinghoff, und zwei andere Ritter übrig geblieben. Diese drei, als sie keine

*) Nicht zu verwechseln mit dem preußischen Marienburg.

Rettung mehr sahen, gegen den Tod der russischen Gefangenschaft vor und sprengten sich mit sammt den anstürmenden Russen in die Luft. Die Stadt Marienburg wurde bei dieser Gelegenheit so radikal von den Russen verwüstet, daß sie seitdem nicht wieder aus der Asche erstanden ist. Auch das ruinirte Schloß liegt noch in demselben Zustande, in welchen es das ehrenwerthe Pulver jener drei Ritter versetzte. Das Ende und der Verfall der meisten livländischen Schlösser war eine solche Protestation des Deutschthums gegen das Russenthum, und man muß dem Lande, nachdem man seine Geschichte gelesen, das Zeugniß geben, daß fast kein Quadratschuh desselben, Kurland ausgenommen, sich auf eine feige und verächtliche Weise den Russen unterworfen hat.

Viele Gutshöfe, die freundlichen und gastfreien Sitze alter reicher Familien, sind häufig in der Wenden'schen Landschaft zerstreut, und nicht minder gesellige Pastoratshöfe sieht man hier und da ihnen Kirchthürmen zur Seite liegen.

Die Dorpater Studenten, deren gelobtes Land die Wenden'sche Gegend ist, machen des Sommers häufige Fußreisen hierher, wie die Göttinger auf den Harz, wie die Heidelberger in den Odenwald, wie die Breslauer zu den Karpathen. Ich fragte, ob die Wohnungen der Menschen in jenen Gegenden wie bei uns weiß und roth angestrichen wären, und als ich hörte, daß dieß nicht so wäre, sondern daß sie eben so wie alle übrigen dieses Landes aus hölzernen Baumstämmen gebaut wären und grau und finster aussähen, verschwand in meiner Einbildung ein großer Theil der Züge der livländischen Schweiz.

Denn man kann nicht läugnen, daß graue und räucherige Häuser, die in nichts sich von der Farbe des Bodens unterscheiden, in einer Landschaft unleidlich sind. Die heimlichen Gefühle, welche die aus der Ferne blinkenden Fenster und die freundliche schimmernde Farbe einer menschlichen Behausung in einer Landschaft erregen, dienen nicht wenig dazu, die Anklänge der wilden Natur zu mildern und das Grün der Auen und Wälder anmuthig zu nuancieren. Fehlen sie, so ist es, als wenn man aus einem Wiesenteppich die Blumen herausgerissen hätte.

Uns zur Seite führte ein kleiner Nebenweg, der nach Kremon, Treiden und Segewolde, welche drei Güter alle in freundlicher Nachbarschaft beieinander liegen, ab. Ich sah den Weg mit hundert alten und frischen Wagenspuren sich über die Wiese hinschlängeln und dann in einiger Entfernung um einen Hügel herumbiegen, wo er verschwand. Wie gern wäre ich auch hier links abgebogen und hätte in leichter Kalesche den alten Spuren noch eine neue hinzugefügt. Denn solche Wege führen in Livland allemal zu hübschen Gärten, zu schönen Schlössern, zu reichbesetzten Tafeln, zu lustigen Tänzen, zu huldreichen Damen, zu gastfreien und liebenswürdigen Leuten und zu feinen, gebildeten Kreisen. Wir hätten ein paar Tage oder Wochen angenehm da verbringen können. Allein unser Postconducteur erklärte sich dagegen und dirigirte unseren Lauf an den Wüsteneien zur Rechten der Aa weiter auf Roop und dann auf Stolben, Lenzenhof und Papendorf, wo uns auf jeder Station nur 5 oder 10 Minuten bewilligt wurden. Bei Roop passirten wir das

Flüßchen Brüssel. Der Name gab zu mancherlei Witzspielen in unserem Wagen Anlaß; noch mehr aber war dieß mit den Namen einiger Güter in dieser Gegend der Fall, die Einer von uns auf der Karte fand: Aegypten, Nachtigallen, Portugal, Urbs, Kaulbarsch, Salesbury (oder doch Salisburg).

Gegen Abend erreichten wir Wolmar, außer Walk das einzige Städtchen, das man auf der (30 Meilen langen) Straße von Riga nach Dorpat findet. Außer den beiden genannten Städten und außer Riga, Dorpat und Pernau giebt es in Livland nur noch die Städte Lemsal, Wenden, Fellin und Werro, in der ganzen Provinz also (auf 850 Quadratmeilen) nur 9 Städte, d. h. auf etwa 100 Quadratmeilen eine Stadt. Es ist dieß ein so geringes Verhältniß der Anzahl der Städte zu der Ausdehnung des Landes, wie es kaum in einem civilisirten Lande Europas mehr vorkommt. Selbst die Nachbarprovinz Kurland hat bei einer kaum halb so großen Ausdehnung doch 12 Städte. Ja sogar das noch nördlichere und noch weit weniger bewohnte Finnland zählt mehr Städte als Livland, Polen unvergleichlich viel mehr. Deutschland zählt auf demselben Raume, wo Livland eine Stadt hat, deren 20. In solchem Grade ist hier Alles auf dem Lande in einzelnen Gehöften, auf Schlössern und isolirten Rittergütern zerstreut.

Wir kamen in Wolmar erst gegen Abend an. Das Städtchen war jetzt freundlich und friedlich anzuschauen. Die Straßen waren gerade und breit, die Häuser reinlich und schmuck. Aus allen Fenstern schimmerte der Schein

geselliger Flämmchen. Seit 130 Jahren etwa, seitdem die Stadt eben so wie ganz Livland russisch wurde, ging es hier ohne Ausnahme alle Abende so friedlich her. Von allen den vielen Feuersbrünsten, welche Europa seit der Zeit ergriffen, kam in diese entlegenen Gegenden auch nicht ein einziger selbst der am weitesten geflogenen Feuerbrände. Der siebenjährige Krieg, der ganz Mitteleuropa beschäftigte, tobte seine 7 blutigen Jahre hindurch und durchfurchte manche schöne Gegend und Stadt. Wolmar aber und die anderen livländischen Städtchen lagen ruhig hinter der dicken Ländermasse, die Rußland wie eine schützende Wand vor ihnen angeballt. Die polnische Frage wurde vielfach blutig entschieden. In Wolmar, dem weit entfernten, und überhaupt in ganz Livland stellte sie nichts in Frage und brachte auch nichts zur Entscheidung. Das schwarze, gigantische Ungewitter, das mit seinen zündenden Blitzen und seinem fruchtbaren Regen sich über ganz Mittel-, Süd-, Nord-, Ost- und Westeuropa, über Afrika und Asien ausbreitete, das die Welt aus ihren Angeln zu heben drohte und das die Namen französische Revolution und Napoleon bezeichnen, verschlang, versengte und eroberte seine tausend Städte, vernichtete ein Dutzend Reiche, stürzte und baute Staatsverfassungen, wühlte der ganzen Jungfrau Europa in allen Adern und Gebeinen. Aber das Städtchen Wolmar und seine livländischen Schwesterstädte ließ es unberührt. Sie saßen alle miteinander ruhig, von den Fittigen des russischen Adlers bedeckt, in einer Falte des Kleides der Jungfrau, und nicht eine einzige verlaufende Woge spülte aus jenem

schäumenden Meere zu diesen Städtchen heran. Und in der That mochte Livland eine so tiefe Ruhe wohl Noth thun.

Denn man schlage nur einmal die Chroniken jener kleinen livländischen Orte auf und sehe, welche Unruhe vor dieser Epoche friedlichen russischen Waltens auch hier einst herrschte, welche Kämpfe, welche unsäglichen Ströme von Blut hier vergossen wurden. Bei den verwüstenden Einfällen, welche die Lithauer und Russen, deren Oberhoheit die Provinz von den Schwertrittern entzogen worden war, dann später während der Kriege, welche die Polen, Schweden und Moskowiter um Livland führten, und in denen die ganze Provinz oft in Fetzen zerrissen wurde wie ein Stück Papier, insbesondere bei den furchtbaren Angriffen, welche die schrecklichen Iwan-Wassiliewitsche auf Livland machten, wobei die Kosaken, Tataren und andere Barbaren auf die Provinz losließen, ja noch selbst bei dem letzten Eroberungskriege Peter's des Großen, der das ganze Land als eine von nun an nie mehr ausgelieferte Beute dem Moskowitischen Schatze zuführte, fielen hier unzählige Schlachten, Belagerungen und Vertheidigungen von Städten und Schlössern vor, welche durch die dabei verübten Brand- und Blutscenen, Unmenschlichkeiten, Heldenthaten und Aufopferungen wohl im Stande wären, die Bewunderung und das Erstaunen der Welt zu erregen, wenn einmal eine gute Feder es der Mühe werth finden sollte, sich der Schilderung dieser Dinge zu widmen*).

*) Vielleicht muß die Sache noch etwas älter werden, um mehr Interesse zu haben. Wenn die Reibungen zwischen Rus-

Die kleinen livländischen Städte hatten damals ihre festen Mauern, ihre eigenen Privilegien, ihre städtischen Verfassungen, ihre Bürgerverbindungen, Schützenbrüderschaften und Schwarzen-Häupter-Gesellschaften wie Riga. Die Bürger zogen wie die Reichsstädter von Deutschland selber in den Kampf und stritten wie die Ordensritter mit dem tapfersten und wärmsten Patriotismus gegen den in Massen heranandringenden Feind aus Osten. Die Russen kamen gewöhnlich mit zahllosen Heeren, und mindestens waren es kleine Schaaren von Deutschen, die hinter ihren Stadt- oder Schloßmauern ihren Heeren gegenüberstanden. Häufig schlugen sie die Russen und ihre Verbündeten aus dem Felde, eben so häufig aber unterlagen sie auch ihrer Uebermacht. Jede dieser kleinen livländischen Städte wurde im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts ein halbes Dutzend Mal erobert, verbrannt, ja mit Stumpf und Stiel ausgerottet und ihrer Bürger mit sammt deren Weibern und Kindern, welche als Gefangene in's Innere von Rußland abgeführt wurden, beraubt. (Noch Peter der Große versetzte die Bürgerschaften mehrer livländischen Städte nach Moskowien.) Die livländischen Chronikschreiber bemerken, wenn sich so etwas ereignete, dann nur kurz: „und die Bür-

---

land und Deutschland einmal zu einem weiteren Ziele gediehen sein werden, dann werden die Geschichtschreiber vielleicht die topographischen Notizen des alten Hupel und die Nachrichten des Reichshistoriographen Müller theuer bezahlen, um die Geschichte des großen Riesenkampfs zwischen Deutschland und Rußland bis zu seinen ersten Anfängen zu verfolgen.

gerschaft wurde mit Weib und Kind nach Moskau abgeführet." Keine Stimme der Klage ist aber von da zurückgekommen, die uns meldete, was diese armen Leute unterweges wohl zu leiden haben mochten. In der That, wenn man diese Verwüstungen Livlands durch die Moskau'schen Zaaren und ihre Scheremetiews, die Turennes dieser Provinzen, deren die Pfalz nur einen, Livland aber eine ganze Menge zählt, liest, so begreift man kaum, daß überhaupt noch etwas von diesem deutschen Lande auf die Nachwelt gekommen ist, und daß nicht Alles spurlos verschwand, wie die Insel Atlantis unter den anstürmenden Wogen des Oceans. Freilich berichten die Geschichtschreiber stets nur von den blutigen und Eclat machenden Ereignissen und sagen nicht, wie mittlerweile immer wieder gebaut und gesäet wurde, und man muß das zwischen den Zeilen der historischen Bücher lesen, wie stets wieder das Getreide und die Mauern wuchsen und die Städte mit neuen Bürgern besetzt wurden, deren Kinder sich wieder mitten im Sturme und Unwetter mehrten und erstarkten.

Livland war endlich mit seinem starken Ritter- und Bürgerthume am Ende. Diese Lebensform hatte sich abgenutzt, und das Land legte sich dann nach seinen letzten Anstrengungen gegen Peter den Großen ruhig an den Busen Ruthenias schlafen.

Die Kämpfe der deutschen Ritter mit den Eingebornen des Landes, welche diesen Kämpfen der Slaven mit den Deutschen vorangegangen, waren eben so blutig, dauernd und hartnäckig. Da die Letten und Esthen keine

einzige organisirte Staatsgemeinde mit großen Heeren und bedeutenden Massen bildeten, sondern unter einer Menge kleiner Oberhäupter in viele Stämme zerstückelt waren, und weil daher das Schicksal des Ganzen sich nicht in einzelnen großen Schlachten entscheiden konnte, so mußte das Land Stück für Stück, Dorf für Dorf, Haus für Haus erobert werden, und das Volk wurde Mann für Mann in Banden geschlagen. Unter welchen unsäglichen Gräuelthaten und Blutvergießen auf diese Weise die Deutschen ihre Schlösser gründeten und den Samen ihrer Städte pflanzten, sieht man nur ein, wenn man die Geschichte dieses fünfzigjährigen Eroberungskrieges in ihren schrecklichen Details kennt.

Wie die wilde Freiheit der Esthen und Letten von den deutschen Rittern und Bürgern um's Leben gebracht wurde, und diese Völker in Ketten geschmiedet wurden, welche sie jetzt mit ziemlich stiller Ergebenheit tragen, so wurde das deutsche Ritter- und Bürgerthum seiner Seits wiederum von den Russen zu Grabe getragen, und deutsche Edel- und Bürgersleute leben hier nun, die Gegenwart genießend und ihres materiellen Wohlseins sich freuend.

Alles, Alles ist, wie auch in anderen Ländern, vor den zerstörenden Schlägen der Neuzeit, deren egalisirender Chorführer hier Rußland war, verschwunden. Die kleinen Städte haben sich unter russischem Schutze auf den Trümmern ihrer alten Schlösser und auf ihrem siebenmal unter umgestürzten Häusern und Mauern verschütteten

Straßenpflaster in veränderter Form aus ihrer Asche hervorgehoben. Ihre ehemals krummen, winkeligen Gäßchen sind jetzt weit, lang und breit, und wenn früher keine Maus ohne Erlaubniß des Bürgermeisters passiren konnte, so müssen sie nun Allem, was ein- und auspassiren will, freien Durchgang gestatten. Ihre Stimme und ihr Gewicht in den Angelegenheiten des Staats und des Gemeinwohls ist zu so großer Unbedeutenheit herabgesunken, daß sie im Vergleich mit der Stimme, welche sonst wohl die Bürgermeister von Wolmar, Walk ꝛc. erhoben, eine Rohrflöte gegen eine Trompete zu sein scheint, was man, nebenher gesagt, für keine rebuttische Uebertreibung, sondern buchstäblich nehmen muß, da in der That jene Bürgermeister ehemals ihre eigenen Stadttrompeter in Sold hatten.

Die Namen der meisten Städte in Liv- und Esthland beginnen mit dem Buchstaben W., so z. B. W— enden, W— olmar, W— alk, W— erro *), W— eisenstein, W—, esemberg ꝛc. Man nennt sie daher auch, ihren jetzigen armseligen Zustand bespöttelnd, „die livländischen Wehstädte, die keine Geschichte und kein Schicksal haben.“ In einigen Theilen Deutschlands schreit man bei Gelegenheit eines Schmerzes statt mit „Weh!“ auch

*) Diese livländische Wehstadt, trat auf Veranlassung der russischen Regierung in's Leben. Sie wurde von Katharinen gegründet. Allein ihre geographische Position wurde sehr schlecht gewählt und in ihren Straßen und Häusern wollte sich von keine große Bevölkerung ansammeln. Daher wurde auch ein großer Theil ihrer leer stehenden Häuser nach einiger Zeit wieder verauctionirt und von den umwohnenden Gutsbesitzern der brauchbaren Balken wegen aufgekauft.

wohl mit der Interjection „Au!“ auf. Da nun in Kurland die meisten Städte, wie z. B. Wind—au, Kand—au, Lib—au, Mit—au, mit „au“ endigen, wie die meisten in Livland mit „Weh“ beginnen, und da die kleinen kurischen Städte im Ganzen nichts mehr zu bedeuten haben als die livländischen, so könnten wir hier, wo wir immer alle Bemerkungen, welche sämmtliche drei Provinzen gleicher Weise treffen, hervorheben, den Namen Wehstädte noch erweitern und von den kurisch-livländischen Au- und Wehstädten reden.

Man hat in dem Vorigen gesehen, wie dieses Wehe in doppelter Beziehung von jenen Städten gilt, nämlich in Beziehung auf das Wehe und den Schmerz, welche ihnen Russen, Lithauer, Polen und Schweden brachten, die sie aber mit geistiger Energie und in muthigem Kampfe erduldeten, und dann in Beziehung auf das Ach und Wehe der völligen Bedeutungs- und Schicksallosigkeit, die sie jetzt in dem Genusse eines beschränkten materiellen Wohlseins ertragen. Die livländischen Orte sind nicht auf dieselbe Weise wie unsere Städte, die sich in dem fortwälzenden Strome der Zeit, ihr altes Gewand abstreifend, der neueren Elemente und Materialien, die dieser Strom herbeiführte, bemächtigten, sich ein neues Haus zimmerten und ein anderes Gewicht gaben, herabgekommen. Sie sind vielmehr in völliges Nichts versunken, ohne die Industrie, die geistige Rührigkeit, die Schulbildung dieses 19. Jahrhunderts an die Stelle der Bürgerkörnigkeit des Mittelalters zu setzen. Es läßt sich fast kein Zweig der Fabrikation, Manufactur oder sonst in

gend einer Industrie nennen, in welchem irgend eine dieser Städte excellirte.

Auch ihre literarische Thätigkeit ist eben so nichtig. Vor einiger Zeit, ließen es sich einige jener Wehstädte einfallen, eine Wochenschrift gründen zu wollen, und in der That gelang es ihnen auch, mehre höchst interessante und wichtige Aufsätze zusammenzubringen, welche sie sofort als erste Probe- und Einladungsnummer ihres Blattes publicirten. In der zweiten Woche sollte ein neues Blatt erscheinen. Doch hatte man schon den gesammelten Stoff für die erste Nummer verbraucht. Um das Ganze also nicht in Stocken gerathen zu lassen, druckte man diese noch einmal ab und gab sie den Abonnenten als eine neue, verbesserte und vermehrte Auflage. Bei der dritten Woche gerieth man völlig in Verzweiflung, denn trotz aller Mühe, die man sich gab, konnte man keinen neuen Stoff mehr finden, und um den Abonnenten nicht abermals dieselbe gewärmte Suppe zu geben, erklärte man sich lieber banquerott, und das ganze Unternehmen flog aus Mangel an Stoff in die Luft. Die Explosion war nicht groß und hatte keine weiteren Folgen als Gelächter.

Die ganze Gegend hat nur ein einziges ausgezeichnetes Product, für welches sie aber auch in der ganzen, Hemden und Strümpfe tragenden Welt berühmt ist. Das ist der Flachs und der Leinsamen. Es ist für den Agronomen noch ein Räthsel, was die Ursache der vorzüglichen Güte des livländischen Flachses sei, ob das Erdreich, in dem er wächst, oder das Wasser, in dem er gebrakt

wird, oder die Behandlung, die man ihm angedeihen läßt, oder ob gleich ursprünglich aus dem Paradiese ein vorzüglich gutes, kräftiges und vollkommenes Körnlein nach Livland gesandt wurde, dessen Sprößlinge hier dann im Lande weiter wucherten. Genug, so viel ist ausgemacht, daß in ganz Europa kein Weber und Ackersmann an der entschiedenen Vorzüglichkeit des livländischen Flachses und Leinsamens zweifelt. In fast ganz Deutschland bedient man sich, wenn auch nicht überall des livländischen Flachses, doch wo nur irgend möglich des livländischen Leinsamens. Ja selbst in den entferntesten Gegenden des Schwarzwaldes und der rauhen Alp säet man noch diesen Samen, den im hohen Norden die Hände der Letten ärnteten. Aller livländischer Flachs ist vorzüglich und der erste in Europa. Unter dem besten der beste ist aber der, welcher bei Marienburg, dem Geburtsorte der Kaiserin Katharina I., wächst. Er ist elenlang, fein wie Haar, von der gesundesten Farbe und so glänzend wie Seide. Es soll ein Vergnügen sein, die hochbeladenen Flachswagen auf dem Markte von Marienburg zu sehen. Man glaubt, lauter Ladungen glänzender Seide vor sich zu haben.

Von Wolmar aus gab es ganze 7 Meilen hindurch für uns nichts als Nacht und Finsterniß, denn wir trafen auf dieser ganzen Strecke keine Sonne, keinen Mond und keine Sterne, ein unglückseliges stockdunkles Land, das von uns daher auch nicht in Augenschein genommen werden konnte. Erst am folgenden Morgen zum Frühstück kamen wir wieder in Gegenden, wo Sonne schien, und

gend einer Industrie nennen, in welchem irgend eine dieser Städte excellirte.

Auch ihre literarische Thätigkeit ist eben so nichtig. Vor einiger Zeit, ließen es sich einige jener Wehstädte einfallen, eine Wochenschrift gründen zu wollen, und in der That gelang es ihnen auch, mehre höchst interessante und wichtige Aufsätze zusammenzubringen, welche sie sofort als erste Probe- und Einladungsnummer ihres Blattes publicirten. In der zweiten Woche sollte ein neues Blatt erscheinen. Doch hatte man schon den gesammelten Stoff für die erste Nummer verbraucht. Um das Ganze also nicht in Stocken gerathen zu lassen, druckte man diese noch einmal ab und gab sie den Abonnenten als eine neue, verbesserte und vermehrte Auflage. Bei der dritten Woche gerieth man völlig in Verzweiflung, denn trotz aller Mühe, die man sich gab, konnte man keinen neuen Stoff mehr finden, und um den Abonnenten nicht abermals dieselbe gewärmte Suppe zu geben, erklärte man sich lieber banquerott, und das ganze Unternehmen flog aus Mangel an Stoff in die Luft. Die Explosion war nicht groß und hatte keine weiteren Folgen als Gelächter.

Die ganze Gegend hat nur ein einziges ausgezeichnetes Product, für welches sie aber auch in der ganzen, Hemden und Strümpfe tragenden Welt berühmt ist. Das ist der Flachs und der Leinsamen. Es ist für den Agronomen noch ein Räthsel, was die Ursache der vorzüglichen Güte des livländischen Flachses sei, ob das Erdreich, in dem er wächst, oder das Wasser, in dem er gebrakt

wird, oder die Behandlung, die man ihm angedeihen läßt, oder ob gleich ursprünglich aus dem Paradiese ein vorzüglich gutes, kräftiges und vollkommenes Körnlein nach Livland gesandt wurde, dessen Sprößlinge hier dann im Lande weiter wucherten. Genug, so viel ist ausgemacht, daß in ganz Europa kein Weber und Ackersmann an der entschiedenen Vorzüglichkeit des livländischen Flachses und Leinsamens zweifelt. In fast ganz Deutschland bedient man sich, wenn auch nicht überall des livländischen Flachses, doch wo nur irgend möglich des livländischen Leinsamens. Ja selbst in den entferntesten Gegenden des Schwarzwaldes und der rauhen Alp säet man noch diesen Samen, den im hohen Norden die Hände der Letten ärnteten. Aller livländischer Flachs ist vorzüglich und der erste in Europa. Unter dem besten der beste ist aber der, welcher bei Marienburg, dem Geburtsorte der Kaiserin Katharina I., wächst. Er ist elenlang, fein wie Haar, von der gesundesten Farbe und so glänzend wie Seide. Es soll ein Vergnügen sein, die hochbeladenen Flachswagen auf dem Markte von Marienburg zu sehen. Man glaubt, lauter Ladungen glänzender Seide vor sich zu haben.

Von Wolmar aus gab es ganze 7 Meilen hindurch für uns nichts als Nacht und Finsterniß, denn wir trafen auf dieser ganzen Strecke keine Sonne, keinen Mond und keine Sterne, ein unglückseliges stockdunkles Land, das von uns daher auch nicht in Augenschein genommen werden konnte. Erst am folgenden Morgen zum Frühstück kamen wir wieder in Gegenden, wo Sonne schien, und

zwar meldete sich zum Kasser wieder ein kleines Wehstädtchen an, mit Namen Walk.

Sonst war diese Stadt in Livland als Nebenbuhlerin von Wolmar berühmt, jetzt ist sie dafür bekannt, daß in ihren Straßen Gras wächst. Es soll sich zuweilen sogar ereignen, daß die kleinen Viehmädchen des Orts das Gras der Straßen hoch genug finden, um es zu schneiden und den Kühen vorzuwerfen, — in der That, eine weit getriebene Ackerbau-Industrie, die man in einem Lande, wo noch so manche Quadratmeile unbeackert und von Schilf und Gras übermuchert daliegt, zu finden schwerlich vermuthen konnte.

In Walk wird noch lettisch gesprochen. Dicht hinter der Stadt aber ist ein Flüßchen, jenseits dessen die Wohnsitze der Esthen beginnen. In Lettland endigen sich die Namen der meisten Dörfer oder Bauerhöfe auf „—zeem, —galn, —au, z. B. Dauſezeem, Juzeem, Plönzeem, Ruckezeem, Petnigaln, Sallugaln, Walgaln, Sirgaln, im Esthenlande aber die meisten auf —ſaar, —pä und —küla (Dorf), z. B. Kärſaar, Urriſaar, Majaſaar, Korkül, Irkül, Waggenküll, Serpenküll, Mellenküll, Odempä, Kirempä, Kemmenepä ꝛc. Wenn man in Lettland auch einige Küls findet, so rührt dieß eben daher, daß auch hier ehemals esthniſche Stämme wohnten, welche die Letten vertrieben.

Ueberall sondern sich die Letten und Esthen scharf vom einander. Sie haben sich nirgends mit einander vermiſcht, wie wohl hier und da die Letten und Lithauer, oder die Polen und Russen. Die beiden Nationalitäten

haben sich von jeher sehr schroff von einander abgestoßen. Sie hassen sich wie die Dänen und Schweden, wie die Welschen und Deutschen, wie alle Nachbarvölker. Wo ein Lette unter Esthen erscheint, da kann er sicher erwarten, daß ihm etwas am Zeuge geflickt werde, und eben so kommt selten ein einzelner Esthe aus Lettland mit heiler Haut heraus. Sie heirathen fast nie unter einander. Daher haben sie auch an der ganzen Gränze ihrer beiden Länder hin nirgends ein Uebergangs- oder Mischlingsvolks gebildet, und selbst die kleinen Enclaven und versprengten Massen der Esthen, welche sich hier und da mitten zwischen Letten finden, halten sich sehr gesondert von ihnen. Hier erscheint der hellgraue Rock des Letten und dort ein paar hundert Schritte weiter der schwarze des Esthen. Nur insofern scheint eine gegenseitige Einwirkung beider Stämme auf einander stattgefunden zu haben, als auch hier, wie in allen Gränzländern, behauptet wird, daß die die Gränze bewohnenden Esthen und Letten ein vielfach verdorbenes Volk seien, und daß die beßten Letten weiter im Süden hin wohnten, so wie die beßten Esthen weiter nach Norden zu. Die Esthenfreunde weisen den Fremden nach Rewal hin und sagen, da sei der Esthe tüchtig, da wohne er gemächlicher und reinlicher, da sei er ehrlicher und kräftiger. Die Lettenliebhaber aber deuten auf die Düna, oder vielmehr noch bestimmter auf die Pebalg'sche Gegend, die ungefähr in dem Centrum des livländischen Lettlands liegt. Sie behaupten, in dieser Gegend sei der Lette ein großer, thätiger, kräftiger Mann und habe liebliche und schöne Töchter,

und überhaupt seien hier alle guten und trefflichen Eigenschaften, deren der lettische Stamm fähig, zur schönsten Entwickelung und Blüthe gelangt.

Letzteres den Pebalg'schen Letten gezollte Lob ist zugleich ein sehr vortheilhaftes Zeugniß für die russische Familie der Scheremetiews, die seit langer Zeit, wahrscheinlich seit Peter dem Großen, die Pebalg'schen Güter besitzt. In der That sollen diese ausnahmsweise einem Russen und nicht einem Deutschen angehörigen Bauern von jeher durch die Scheremetiews sehr mild regiert worden sein, obgleich jene Familie nie hier residirte, sondern in der Regel nur durch einen ihrer russischen Leibeigenen diese ihre livländischen Besitzungen verwalten ließ. Der jetzige Verwalter dieser Güter, ebenfalls ein Scheremetiew'scher Leibeigener, dabei aber ein sehr reicher und gebildeter Mann, heirathete vor kurzer Zeit ein livländisches deutsches Fräulein. Die deutschen Verwandten derselben gaben sich bei dieser Gelegenheit viele Mühe, den Bräutigam aus seinem so niedrigen politischen Zustande zu erheben und ihm durch Geld und Fürsprache die Freiheit von seinen Herren zu erwirken. Allein es gelang ihnen nicht.

Das letzte lettische Dorf hinter Walk heißt Lettikülla (Lettendorf), ihm gegenüber zur Linken des Weges liegt Estikülla (Esthendorf), eben so wie in Deutschland die Frankenfurt den Sachsenhausen, wie nach Italien zu die Deutschingen den Welschingen, wie nach Polen hin die Deutschbrode den Polnischbrodys einander gegenüber liegen.

Eine Meile hinter Walk setzt man auf einer Fähre, hier „Pramen" geheißen, über einen kleinen Fluß, Emba genannt, welcher dem Peipussee zufließt. Auf diesem Flosse war es, wo wir zuerst mit esthnischen Leuten verkehrten, und wir vernahmen hier zum ersten Male diejenigen articulirten Töne, welche man die estnische Sprache nennt. Man dictirte uns hier als kleine Curiosität das esthnische Einmaleins in die Feder, das so lautet: Uex (1), Kaks (2), Kolm (3), Nellú (4), Wies (5), Kus (6), Seize (7), Kateſſa (8), Uteſſa (9), Kümmend (10), Uetteiskümmend (11), Kaxteiskümmend (12), Kolmteiskümmend (13), Kakskümmend (20), Kolmkümmend (30), Nellkümmend (40). Auf dem ganzen Wege vom Cap Vincent in Portugal bis hierher an die Emba, wenn diese Reise etwa einmal Einer machen sollte, findet man kein so absonderliches, so von allen übrigen Sprachen abweichendes Einmaleins, das natürlich ein eben so absonderliches Volk verkündet. In der That tritt man hier, obgleich noch immer die Herrschaft der Deutschen fortdauert, ja obgleich man sogar beständig in derselben Provinz bleibt, in vielfacher ethnographischer Beziehung in eine neue Welt, und zwar in eine Welt, welche von der Emba an, wo sie ihre südwestlichsten Gebiete vorschiebt, bis in's nördliche Sibirien, bis an das Eismeer und zum Nordcap hin sich fortsetzt, denn so weit herrschen überall finnische Sprachen, von denen die esthnische nur ein Dialekt ist.

Die Emba, an deren Ufern sich dieß neue Völkerleben zuerst zeigt, fällt zunächst in den Wirz-jerw, nach dem

Peipus den größten See Livlands, und eilt dann, aus dem Wirz-jerw hervortretend, bei Dorpat vorüber dem Peipus zu. Wir ließen die südlichste Spitze des Wirzjerw in nicht weiter Entfernung zur Linken und eilten auf directeren Wegen als die Emba nach Dorpat.

Das Einzige, was bis dahin unsere Reisegefährten noch unserer Aufmerksamkeit empfahlen, war das Schloß Ringen, ehemals eine der größten und berühmtesten Burgen Livlands, jetzt eine nicht eben sehr pittoreske Ruine. Doch sind diese Ruinen von Ringen nicht wie die von Wenden ein Monument der Tapferkeit der deutschen Ritter, sondern ein Denkmal der Rachsucht, des Hasses und des Haders zwischen zwei benachbarten Edelleuten, zwischen dem Besitzer von Ringen und seinem Nachbar, dem Besitzer auf Odempä. Diese beiden Herren haßten sich seit Langem. Es war ein alter Familienhaß, den persönliche Beleidigungen noch erhöht hatten. Sie neckten sich beständig unter einander und legten sich Fallen und Schlingen, wo sie konnten, obgleich sie nichtsdestoweniger sich zuweilen besuchten, wenn es ihr eigenes Interesse erforderte, oder wenn der Weltton es mit sich brachte.

Eines Tages lud der Ringen'sche Ritter den Odempä'schen wieder einmal zu einer Gasterei ein. Dieser kam, delectirte sich an der Tafel seines Wirthes und ließ sich besonders ein sehr fein zubereitetes Gericht wohlschmecken, das ihm sein Wirth vorzugsweise empfahl, dessen Zubereitungsweise er aber nicht erfahren konnte, weil letzterer geheim damit that. Erst auf dem Heimwege nach Odempä schickte ihm sein Nachbar einen Boten nach und ließ ihm

sagen, er möchte sich doch aus seinen Schuljahren erinnern, was der persische König Chxarxes seinem Diener Harpagus vorgesetzt habe, dann würde er auch wissen, was das delicate Gericht bei der Mittagstafel gewesen sei, das ihm so wohlgeschmeckt habe.

Entsetzt flog der Vater nach Hause und suchte seinen einzigen kleinen Sohn. Allein er fand ihn nicht. In der That hatte der von Ringen ihn zum Beßten gehabt und ihm zum Possen seines Sohnes Herz und Hirn vorsetzen lassen.

Dieser so furchtbar gereizte, so schmerzlich verwundete Vater, war es nun, der das Schloß Ringen in den betrübten Zustand brachte, in dem man es noch jetzt an der Chaussee liegen sieht. Er hatte es mit allen seinen Mannen noch dieselbe Nacht überfallen, und obgleich der Ringen'sche auf einen solchen Ueberfall gefaßt war, so gab doch seinen Feinden die Gerechtigkeit ihrer Sache und die übermenschliche Wuth des Vaters soviel Uebergewicht, daß sie das Schloß erstürmten und daselbst nur wenige Steine übereinander ließen, alle Herzen, Hirne und Gebeine aber ihren Hunden und den Raben zur Speise zerhackten.

Eine andere interessante Geschichte erzählt der alte, von uns oft citirte Chronist Kelch vom Schlosse Ringen, welches, wie er bemerkt, ehemals der Familie Derer von Tödwen, die jetzt ausgestorben ist, gehörte. „Einer dieser Tödwen, Herr Johann, hatte seiner Frau und seiner einzigen Tochter nebst vielen anderen Gütern das Familienschloß Ringen und so große Reichthümer hinterlassen, daß sie es an Pracht und Ueppigkeit allen Reichen

Die Universitätsstadt Dorpat.

„Als Fremdling bin ich eingezogen,
„Den Gast hießt Ihr willkommen,
„Als Freund gedenkt er stets daran."

Die meisten der kurischen Städte haben einen doppelten Namen, einen deutschen und einen lettischen. So heißt das deutsche Mitau auf lettisch Jelgawa, so Libau Leepaja, so Memel Klaipeda u. s. w. Bei vielen livländischen Städten kommt dann zu dem deutschen und lettischen Namen noch ein dritter russischer hinzu, weil Livland von jeher mit Rußland in weit lebhafteren Verbindungen stand als Kurland. So ist der alte russische Name für Wenden Keß, für Wolmar Wladimiretz. So heißt das deutsche Dorpat oder Derpt bei den Eingeborenen des Landes Tehrpata, bei den Russen Jurieff. Ja in Reval sogar haben wir eine Stadt mit einem vierfachen noch jetzt gebräuchlichen Namen, einem deutschen oder dänischen „Reval", einem russischen, „Kolywan", einem lettischen, „Danepills", und einem esthnischen, „Talline." Der officielle Name dieser Städte ist aber immer der deutsche, und so wird denn Dorpat auch in den Geographieen und öffentlichen Schriften

der Russen nicht mit dem alten russischen Namen Jurieff, sondern mit dem deutschen Derpt genannt.

Die Geschichte Dorpats ist, wie die Geschichte des Landes, in dem es liegt, eine der bewegtesten und stürmischesten, die man lesen kann. Die Kämpfe der von Osten eindringenden Russen und der von Westen her um sich greifenden Schwertritter, sowie die Streitigkeiten beider mit den umwohnenden eingeborenen Esthen, später die blutigen Kriege der Schweden, Polen und Russen haben die Stadt mehr als einmal in Asche gelegt, ja sie völlig vom Erdboden verschwinden lassen. Und noch täglich giebt in Dorpat, wo man bei jedem Häuserbau ein mehrfaches Straßenpflaster in einer zehn Fuß dicken Schichtung aufgräbt, die Bodenstructur von den traurigen Vorgängen auf der Oberfläche Kunde.

Der russische Fürst Jaroslaw soll um's Jahr 1000 der Begründer von Dorpat gewesen sein. Zweihundert Jahre später verloren die Russen ihre Colonie an die Schwertritter, welche alles Russische hier völlig ausrotteten und die Stadt in eine deutsche verwandelten. Im 14ten und 15ten Jahrhunderte hatte sie ihre größte Blüthezeit, zählte 40,000 Einwohner, gehörte zu den hanseatischen Städten und rivalisirte in Reichthum und Macht dann und wann gar mit Riga. Im 16ten und 17ten Jahrhunderte wurde Dorpat mehr als einmal rasirt und seine ganze Bevölkerung zuweilen in Gefangenschaft abgeführt, das letze Mal noch von Peter dem Großen. Dennoch erhob es sich immer wieder von Neuem zu frischer Blüthe und zu frischem Ansehen. Seit Peter's des Großen Zeit, besonders aber

erst seit Katharina II. und ganz neuerlich seit Alexander hat sich Dorpat bedeutend gehoben und zu einer entschieden hübschen, eleganten und fast ganz neuen Stadt ausgebildet. Es ist in Dorpat, mit fast einziger Ausnahme des alten Doms, kein Stumpf und Stiel von dem altgothischen Kerne, wie bei Riga, Reval und Narwa, übriggeblieben, sondern Alles von Grund aus neu geschaffen worden. Kaum verfolgt man noch hier und da in einigen Gehöften und Gärten die alten Stadtmauern.

Die nächste Veranlassung zur Anlage der Stadt gab offenbar die große Bequemlichkeit, welche hier die Art der Gestaltung des hohen Embach-Ufers für Befestigung darbot. Die Embach, ein bis Dorpat schiffbarer Fluß, der aus dem Inneren Livlands kommt und sich in den Peipussee ergießt, hat sich ein sehr tiefes Thal in das über der See erhabene Plateau Livlands eingeschnitten. Der rechte oder südliche Abhang dieses Thales ist höher (etwa 100 bis 130 Fuß hoch) als der nördliche und tritt gerade an diesem Puncte sehr markirt und von mehren Seiten abgetrennt hervor. Die Kunst hat die Herauslösung der schroffen Stelle mit tiefen Gräben vollendet und so einen festen Anhaltepunct für die Stadt gebildet. Der dadurch entstandene Berg trug früher die Citadelle der Stadt und die bedeutendsten und angesehensten Gebäude derselben, die Domkirche, des Bischofs Palast, Wohnhäuser des Adels, Klöster u. s. w.

Von diesem Allen ist nichts geblieben als die schöne Ruine des Doms. Sie, sowie der ganze Domberg, wurde später vom Kaiser Alexander an die Universität geschenkt,

und jetzt befinden sich auf letzterem die Bibliothek, die Sternwarte, das Clinicum, das anatomische Theater, mehre Cabinete und Wohnungen der Professoren. Der Berg ist oben sehr geräumig, und zwischen allen diesen Gebäuden bleiben große freie Plätze, die zu sehr anmuthigen Gartenanlagen benutzt sind.

Die Bibliothek hat wohl ein so eigenthümliches Local, wie man es selten findet. Es ist nämlich ein Theil des Doms für sie ausgebaut und die Büchersammlung darin in zwei über einander stehenden Sälen aufgestellt, während der größere Theil der alten Trümmer noch so zerstört und hohlaugig dasteht, wie der Krieg vor langen Jahren sie machte. Sie gehören offenbar zu den schönsten Kirchenruinen, die man sehen kann. Es war ein hohes und großes Kirchengebäude in gothischem Geschmacke. Die Thüren, durch welche die Frommen ein- und ausgingen, sind völlig zerstört, und nur noch die Thorwege in der Mauer erkennbar, die Fenster sind ausgebrannt, doch die gothischen Bogen noch deutlich zu erkennen, das Dach ist natürlich ebenfalls völlig ruinirt, und die Gewölbe sind theilweise eingestürzt, so daß Mond und Sterne in das Schiff der Kirche hinabblicken. Doch streben noch alle die Pfeiler hoch in die Luft, als wäre hier noch viel zu tragen. Die ganze Ruine liegt von allen Seiten frei und gewährt von überall her eine hübsche Ansicht. Auf der einen Seite fällt der Berg gleich schroff vor ihren Thüren ab. Die Mauern und Pfeiler sind so hoch, daß sie weit umher aus der Umgegend von Dorpat gesehen werden können und bis in große Entfernung zum Wahrzeichen dienen.

erst seit Katharina II. und ganz neuerlich seit Alexander hat sich Dorpat bedeutend gehoben und zu einer entschieden hübschen, eleganten und fast ganz neuen Stadt ausgebildet. Es ist in Dorpat, mit fast einziger Ausnahme des alten Doms, kein Stumpf und Stiel von dem altgothischen Kerne, wie bei Riga, Reval und Narwa, übriggeblieben, sondern Alles von Grund aus neu geschaffen worden. Kaum verfolgt man noch hier und da in einigen Gehöften und Gärten die alten Stadtmauern.

Die nächste Veranlassung zur Anlage der Stadt gab offenbar die große Bequemlichkeit, welche hier die Art der Gestaltung des hohen Embach-Ufers für Befestigung darbot. Die Embach, ein bis Dorpat schiffbarer Fluß, der aus dem Inneren Livlands kommt und sich in den Peipussee ergießt, hat sich ein sehr tiefes Thal in das über der See erhabene Plateau Livlands eingeschnitten. Der rechte oder südliche Abhang dieses Thales ist höher (etwa 100 bis 130 Fuß hoch) als der nördliche und tritt gerade an diesem Puncte sehr markirt und von mehren Seiten abgetrennt hervor. Die Kunst hat die Herauslösung der schroffen Stelle mit tiefen Gräben vollendet und so einen festen Anhaltepunct für die Stadt gebildet. Der dadurch entstandene Berg trug früher die Citadelle der Stadt und die bedeutendsten und angesehensten Gebäude derselben, die Domkirche, des Bischofs Palast, Wohnhäuser des Adels, Klöster u. s. w.

Von diesem Allen ist nichts geblieben als die schöne Ruine des Doms. Sie, sowie der ganze Domberg, wurde später vom Kaiser Alexander an die Universität geschenkt,

und jetzt befinden sich auf letzterem die Bibliothek, die Sternwarte, das Clinicum, das anatomische Theater, mehre Cabinete und Wohnungen der Professoren. Der Berg ist oben sehr geräumig, und zwischen allen diesen Gebäuden bleiben große freie Plätze, die zu sehr anmuthigen Gartenanlagen benutzt sind.

Die Bibliothek hat wohl ein so eigenthümliches Local, wie man es selten findet. Es ist nämlich ein Theil des Doms für sie ausgebaut und die Büchersammlung darin in zwei über einander stehenden Sälen aufgestellt, während der größere Theil der alten Trümmer noch so zerstört und hohlaugig dasteht, wie der Krieg vor langen Jahren sie machte. Sie gehören offenbar zu den schönsten Kirchenruinen, die man sehen kann. Es war ein hohes und großes Kirchengebäude in gothischem Geschmacke. Die Thüren, durch welche die Frommen ein- und ausgingen, sind völlig zerstört, und nur noch die Thorwege in der Mauer erkennbar, die Fenster sind ausgebrannt, doch die gothischen Bogen noch deutlich zu erkennen, das Dach ist natürlich ebenfalls völlig ruinirt, und die Gewölbe sind theilweise eingestürzt, so daß Mond und Sterne in das Schiff der Kirche hinabblicken. Doch stehen noch alle die Pfeiler hoch in die Luft, als wäre hier noch viel zu tragen. Die ganze Ruine liegt von allen Seiten frei und gewährt von überall her eine hübsche Ansicht. Auf der einen Seite fällt der Berg gleich schroff vor ihren Thüren ab. Die Mauern und Pfeiler sind so hoch, daß sie weit umher aus der Umgegend von Dorpat gesehen werden können und bis in große Entfernung zum Wahrzeichen dienen.

Auf der nördlichen Seite des Domberges hat man die Stadt zu seinen Füßen und übersieht sie von hier aus sehr bequem. Ganz unmittelbar in der Nähe des etwas hervortretenden Domberges — zwischen ihm und dem Flusse bleibt an der engsten Stelle eine Strecke von kaum 400 Schritt Breite — liegen die wichtigsten Gebäude der Stadt, die Universität, der Marktplatz, die Magistrats- und Gerichtshäuser, die hauptsächlichsten Kaufläden, der Gostennoi-Dwor (Basar) u. s. w. Zur Rechten und Linken, wo ein größerer Raum zwischen dem hohen Ufer und dem Flusse bleibt, entwickelt sich die Stadt mit einer Menge hübscher Privatwohnungen, Wirthshäusern u. s. w. in größerer Ausdehnung. Auch jenseits der Embach befindet sich noch ein nicht unbedeutender Theil der Stadt, doch liegt ihre Hauptmasse auf der rechten Seite des Flusses vereinigt. Das ganze hübsche Innere ist eingehüllt in ein weitläufiges Hakelwerk von nicht sehr freundlichen Vorstädten, die meistens von Russen und Esthen bewohnt sind.

Was von der Natur für die bedeutenden Handelsverbindungen, durch welche Dorpat in früheren Zeiten so bedeutend wurde und die auch noch jetzt die Eigenthümlichkeit und Lebhaftigkeit seines Handels bedingen, in der Umgegend vorbereitet wurde, besteht in folgenden Umständen. Die Embach kommt aus dem Inneren des Landes, geht von Westen nach Osten und steht durch einen See, der gegen die Regel einen doppelten verschieden gerichteten Ausfluß hat, mit der Pernau in Verbindung, an deren Mündung die Seehafenstadt Pernau liegt. Auf

diese Weise ist von Dorpat aus eine gerade, ununterbrochene Wasserstraße zum Meere eröffnet, welche wenigstens in früheren Zeiten benutzt wurde. Die Embach fließt, in hohem Grade schiffbar, gegen Osten in den Peipussee, aus dem vermöge des in ihn mündenden Flusses Dorpat sehr bequem die Producte des inneren Rußlands, besonders von Pskow auch bezieht und in seinen Magazinen aufbewahrt, sowie es im Norden durch die aus dem Peipussee austretende Narowa einen Canal zum Meere hin und an der Stadt Narwa noch einen Abnehmer seiner eigenen Producte gewann. Dorpats fast gleiche Entfernungen von Pskow, Narwa, Reval, Pernau und Riga mußten gewiß sehr vortheilhaft auf seinen Markt wirken und es zu einem natürlichen Stapelplatze und Vermittler zwischen allen diesen Orten machen. Es gab Zeiten, wo Dorpat denn dieß von der Natur ihm verliehene Stapelrecht auch mit solcher Strenge übte, daß durchaus alle Waaren aus dem Inneren Rußlands, die für Livland bestimmt waren, zunächst auf seinen Markt gebracht werden mußten, bevor sie ihren Weg zu den auf sie angewiesenen Consumenten fortsetzen konnten.

Auch jetzt noch ist der Binnenhandel von Dorpat durchaus nicht unbedeutend und eine seiner vornehmsten Nahrungsquellen. Doch ist ihre Universität jedenfalls eine weit berühmtere und der Aufenthalt des livländischen Adels eine eben so wirksame. Obgleich nämlich Riga die Hauptstadt Livlands ist, so ziehen doch die meisten adeligen Familien Livlands Dorpat zur Winterresidenz vor.

Die Universität von Dorpat hat eine eben so bewegte und bunte Geschichte wie die Stadt selbst. Gegründet wurde sie von Gustav Adolph im Jahre seines Todes 1632 und bestand 24 Jahre bis zum Jahre 1656, wo ein Einfall der Russen alle Professoren verjagte und die Stadt zerstörte. Hergestellt wurde sie im Jahre 1667, wanderte aber nach 32 Jahren im Jahre 1699 nach Pernau, wo sie nun während eines Zeitraums von 11 Jahren wirksam war, da sie 1710 vor dem nahenden Heere der Russen mit allen ihren Professoren, Sammlungen und Bibliotheken über's Meer nach Schweden entfloh. Darnach erlosch ihr Licht fast während eines völligen Jahrhunderts, denn erst 1802 stellte sie Alexander, wie es freilich sein Vater Paul schon beabsichtigt hatte, in Dorpat wieder her und wies ihr hinreichende Revenuen an, welche sie in den Stand setzen, ausländischen Gelehrten lockende Vortheile zu bieten, wissenschaftliche Reisen unternehmen zu lassen und scientifische Sammlungen zu begründen und zu unterhalten.

Die Zahl der Professoren beläuft sich auf nahe an 40, und die der Studenten ist seit 1802 von 100 auf 200 bis 400 und jetzt auf 600 gestiegen. Es befanden sich 1840 hier 573 Studirende, und zwar Livländer 243, Esthländer 68, Kurländer 107, Russen 128, Finnländer 4, Polen 12, Ausländer 11. Setzt man die Anzahl der liv-, esth- und kurländischen Studenten mit der Anzahl der Einwohner ihrer respectiven Provinzen in Vergleich, so ergiebt sich, daß aus Kurland einer von 5000, aus Esthland einer von 4000, aus Livland einer von 3000 in Dorpat studiren. Nichtsdestoweniger aber

studiren, im Ganzen genommen, aus Kurland die meisten, aus Esthland, wo der Adel gewöhnlich Militärdienste sucht, die wenigsten Männer. Daß die Kurländer in Dorpat so schwach repräsentirt sind, kommt daher, weil sie mehr als die Livländer das Ausland besuchen. Die Polen werden hierher geführt, weil es in ihrem Vaterlande jetzt immer schwerer wird, etwas Gescheites zu lernen. Die Ausländer, welche hier studiren, sind größtentheils solche, welche auf eine Anstellung in Rußland speculiren.

Die Professoren sind durchweg Deutsche, mit Ausnahme des Professors der russischen Literatur und eines jungen russischen Professors der Chirurgie.

Diese Deutschen werden gewöhnlich aus dem Auslande berufen; denn die Universität hat es bisher noch nicht verstanden, sich selbst neue Professoren zuzuziehen. Es liegt dieß hauptsächlich in dem Mangel an Concurrenz. Der jungen Privatdocenten, sowie der außerordentlichen Professoren sind wenige. Dabei haben diese keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, weil jedes wissenschaftliche Fach mit einem ordentlichen Professor besetzt ist, bei dem die Studenten dasselbe zu studiren genöthigt sind. Diese Einrichtung, sowie der Umstand, daß jedes Fach nur mit einem Professor besetzt ist, der durchaus nicht die Concurrenz eines Nebenbuhlers zu fürchten hat, muß natürlich die Thätigkeit der Universität lähmen. Und vergleicht man Das, was hier geschieht, mit Dem, was auf deutschen Universitäten zu Tage gefördert wird, namentlich in Bezug auf die schriftstellerischen Productionen, weniger in Bezug auf die Lehrthätigkeit, so möchten wohl die Dorpatischen Leistungen sehr

unbedeutend erscheinen. Ganz anders aber nimmt sich die Universität aus, wenn man sie von Osten her betrachtet. Sie ragt dann über Alles, was sich in Rußland noch sonst Universität nennt, bedeutend hervor, und ihre Wirksamkeit erscheint in Bezug auf Rußland so groß, daß es sich der Mühe lohnt, sie etwas näher in's Auge zu fassen.

Die Universität ist durchaus von deutschem Geiste beseelt, was sich von keiner der fünf übrigen russischen Universitäten, wenn gleich auch bei jeder von ihnen einige Deutsche angestellt sind, behaupten läßt. Es existiren unter den Professoren und Studirenden viele kleine Gesellschaften und Vereine zu wissenschaftlichen und literarischen Zwecken, nämlich ein naturhistorischer Verein, einige Lesecirkel, eine juristische Gesellschaft und ein sogenannter Professoren-Abend, eine Gesellschaft, an der alle Professoren Theil nehmen und in welcher sie sich durch Vorträge und Conversation das allgemein Interessante aus ihren Fächern mittheilen. Dergleichen Verbindungen existiren auf den eigentlich russischen Universitäten gar nicht, wo die Professoren höchstens in voller Uniform in ihren Conferenzen zur Abmachung von Geschäften zusammenkommen. Die naturforschende Gesellschaft in Moskau macht die einzige mir bekannte Ausnahme davon. Ja man könnte in gewisser Hinsicht sogar behaupten, daß in Dorpat mehr Gesellschaften zu Zwecken der Bildung üblich seien als auf deutschen Universitäten, was dem Orte theils zum Lobe, theils zum Tadel gereicht. Die Professoren leben dort in weit freundlicheren und friedlicheren collegialischen Verhältnissen, wodurch denn eben solche Verbindungen wie

jener Professoren-Abend — etwas Aehnliches, glaube ich, existirt auf keiner deutschen Universität — hervorgerufen werden. Dieser Frieden ist nun recht hübsch, doch ist nicht blos Friedensliebe, sondern auch der Mangel an wissenschaftlicher Reibung und kritischer Energie die Ursache davon. Auf deutschen Universitäten ist immer das Schwert heraus, und wenn der eine College mit dem anderen über wissenschaftliche Puncte nicht einig ist, so verdirbt dieß gewöhnlich auch ihre sonstigen freundschaftlichen Verhältnisse. In Dorpat hängt man die Waffen der Kritik, welche Unfrieden in die Gemeinde bringen, an die Wand, läßt fünf gerade sein und vor allen Dingen über allzuheftige Dispute — die Suppe nicht kalt werden.

Jener deutsche Geist, der auf der Dorpater Universität herrscht, macht es denn auch, daß sie in ganz Rußland einer ungemeinen Achtung genießt. Wenn Einer in Dorpat sein Examen gemacht hat, so ist gar kein Zweifel mehr, daß er ein grundgelehrter Mensch sei, und ein Dorpater Professor ist ein Ausbund alles Wissens. Die Universität nimmt natürlich an dem mächtigen Einflusse, den die deutschen Ostseeprovinzen überhaupt auf Rußland üben, bedeutenden Antheil. So wie der Adel des Landes den russischen Armeen seine Generale und Staatsmänner giebt, so wie die deutschen Seestädte Petersburg und andere russische Plätze mit Großhändlern und Speculanten versorgen, eben so liefert Dorpat die Gelehrten, Theoretiker wie Praktiker. Insbesondere werden hier jährlich viele junge Aerzte gebildet, die alsdann in allen Gegenden des großen Reiches sich als Militär- oder

Oekonomie-Aerzte vertheilen. Fast in jedem russischen Städtchen findet man einen Dörpatischen Arzt. Eben so gehen von Dorpat viele Lehrer und Erzieher aus, die dann im ganzen Reiche in Privathäusern und an den Schulen, zu deren Directoren sie sich gewöhnlich emporschwingen, oft bedeutende Wirkungskreise finden.

Aus dem Dorpatischen Professoren-Institute, einer Bildungsanstalt, die blos auf Bildung akademischer Lehrer russischer Nationalität berechnet ist, gehen jährlich mehre junge Professoren hervor, um die Stellen an den russischen Universitäten zu besetzen. Alle Prediger der vielen in ganz Rußland zerstreuten deutschen Gemeinden sind Ostseeprovinzianer, und nur an Rechtsgelehrten ist sein Absatz nicht so groß; denn Advocaten und Richter aus Dorpat kann Rußland nicht brauchen. Die Dorpatischen Examen sind gewöhnlich sehr streng, und besonders wird viel materielles und vielseitiges Wissen verlangt. Zum Doctor wird nicht so leicht Einer promovirt wie bei uns, weßhalb auch der deutsche Doctor in Dorpat sehr wenig angesehen ist, und Jeder, der sich dieses Titels bedienen will, muß sich dort noch einmal examiniren und promoviren lassen, wobei denn Mancher so schlecht besteht, daß er sich dieses Prädicats begeben muß.

Die Professoren stehen sich in Dorpat außerordentlich gut, sind doppelt so hoch besoldet als die unsrigen und haben nur halb so viel zu thun. Haben sie eine gewisse Reihe von Jahren gedient, so ziehen sie sich gewöhnlich als Gutsbesitzer auf's Land zurück oder verzehren ihre reichliche Pension im Auslande.

Man kann unter ihnen leicht verschiedene Coterieen erkennen, unter denen sich insbesondere die sogenannte sächsische oder ausländische und die inländische oder die der geborenen Livländer bemerklich machen, jene durch ihre größere Gelehrsamkeit, und diese durch ihre Anspruchslosigkeit und angenehme Geselligkeit.

Diese angenehme Geselligkeit aber, dieß freundliche, gefällige und heitere Thee-, Diner-, Ball- und Conversations-Leben, das in Dorpat, wie überhaupt in den ganzen Ostseeprovinzen, Alles in seinem lieblichen Strome mit fortreißt, ist eben hauptsächlich daran schuld, daß die literarische, d. h. die bücherschreibende literarische Thätigkeit, so außerordentlich unbedeutend ist.

„Was ziehst du mich in diese düstern Gänge,
„Ist nicht da drinnen Luft genug,
„Im dichten bunten Hofgedränge
„Gelegenheit zu Spaß und Trug?"

Es ereignet sich ungemein selten, daß von Dorpat oder überhaupt von den Ostseeprovinzen irgend ein tüchtiges und Aufsehen erregendes Buch ausgeht, trotz der außerordentlichen Masse gebildeter Kräfte, welche diese Provinzen in sich schließen. Man erwäge, daß es in Dorpat allein gegen 40 ordentliche und außerordentliche Professoren giebt, daß alle Ostseeprovinzen zusammen etwa 80 andere Professoren, Doctoren und Lehrer an Gymnasien enthalten. Man denke ferner an die vielen Hunderte von Predigern, Aerzten, Rechtsgelehrten und an die vielen adeligen Gutsbesitzer, welche studirt haben und sich als mehr oder weniger zum Dienste, wenn auch nur zum Di-

lettanten- und Handlangerdienste der Wissenschaften berufen ansehen können, so wird man leicht ein paar tausend Leute herausbringen, die immerhin neben ihren praktischen Geschäften noch Muße genug übrig behielten, ihre Ideen und Erfahrungen über diesen oder jenen Gegenstand zu ordnen und durch den Druck der Welt bekannt zu machen.

Alle diese Männer zusammengenommen ließen vom 1. Januar 1840 bis zum 1. October desselben Jahres, also in neun Monaten, in verschiedenen Sprachen nicht mehr als 120 Werke und Werkchen drucken. In lateinischer Sprache erschienen davon 7, in russischer ebenfalls nur 7, in esthnischer 6, in lettischer 18, in deutscher 84. Könnten wir diese Zahlen als allgemeine Verhältnißzahlen zum Grunde legen, so würden demnach in deutscher Sprache in den Ostseeprovinzen etwa zwölf Mal mehr Bücher geschrieben als in russischer, und für die Letten drei Mal mehr als für die Esthen. Die lateinischen Bücher waren fast durchweg Dissertationen Dorpater Doctoren, die lettischen und esthnischen meistens religiösen Inhalts, Gebetbücher, fromme Erzählungen, wie z. B. Nabbaga Jahseps (der arme Joseph), eine fromme Geschichte, oder: Auju gans Jahne (der Schafhirt Johann), eine wahre Erzählung, oder: Sweetdeenas darbi (Sonntagsarbeiten), oder Anweisung, wie man den Sonntag heiligen soll. Nur einige wenige waren zur wissenschaftlichen Belehrung bestimmt.

Unter den 84 deutschen Büchern waren sogar viele Gelegenheitsgedichte, oder Preiscourante für Blumen und

dergleichen, oder Gesänge der Rigaischen Liedertafeln, Adreßbücher, Einladungen zu Gymnasialprüfungen, Bibelgesellschaftsberichte, Musikstücke, Rechnungsabschlüsse von Sparkassen, Predigten und andere solche Sachen, die schwerlich je dem großen Weltbuchhandel einen bedeutenden Aufschwung geben werden, mitgerechnet. Vergebens strengte ich meine Aufmerksamkeit an, um das eine oder andere bedeutsamere wissenschaftliche Werk darunter zu finden.

An Tages- und Wochenblättern erscheinen in den ganzen Ostseeprovinzen etwa 20, ich habe ihrer wenigstens nicht mehr auffinden können, 6 politische (zu Rewal, Libau, Pernau, Mitau, Riga und Dorpat), 4 belletristische (Provinzialblätter für Kur-, Liv- und Esthland, das Magazin angenehmer Unterhaltung, der Zuschauer, der Refractor), 3 wissenschaftliche (das Inland, Journal der kurischen ökonomischen Gesellschaft, ein für russische Statistik und Völkerkunde begründetes Journal), einige für die Letten und Esthen bestimmte und dann noch mehre Amtsblätter.

Wie in allen Stücken alle literarischen und geistigen Bewegungen und Unternehmungen Deutschlands in diesen Provinzen ihr Echo finden, so zeigt sich dieß denn auch in dem in neuerer Zeit hier wie bei uns mehr erwachten Associationstriebe und in den vielen in neueren Zeiten zu verschiedenen Zwecken gestifteten Gesellschaften. Fast alle die verschiedenen Arten von Vereinen, die bei uns sich ausgebildet haben, kann man auch hier finden, so Frauenvereine mit jährlichen Lotterieen und Niederlagen der Frauenvereins-Arbeiten in Riga, Libau, Mitau und Dorpat, wie in unseren Städten. Gesang- und musikalische Vereine hat

man den unsrigen eben so rasch nachgebildet. Es ist erst 30 Jahre her, daß Zelter in Berlin die erste Liedertafel gründete, und schon jetzt besitzen auch die deutschen Ostseeprovinzen in Riga, Reval und Dorpat ganz ähnliche Liedertafeln. Wohlthätigkeitsvereine, Hülfsvereine, Vereine gegen Hagelschäden u. s. w., Alles wie bei uns. Von landwirthschaftlichen Gesellschaften sind allein im Jahre 1840 drei zusammengetreten, die kurische, Goldingen'sche und esthländische; die livländische ökonomische Societät ist aber die wichtigste und älteste unter dieser Klasse von Gesellschaften. Auch sind in neuerer Zeit mehre Gewerbvereine, sowie auch eine Dampfschifffahrtsgesellschaft, begründet worden. An wissenschaftlichen Gesellschaften giebt es folgende:

1) die kurische Gesellschaft für Literatur und Kunst,
2) die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen in Riga,
3) die lettisch-literarische Gesellschaft in Mitau,
4) die gelehrte esthnische Gesellschaft in Dorpat, und
5) die literarisch-praktische Bürgerverbindung in Riga.

Die ersten vier dieser genannten Gesellschaften stellen ihren Mitgliedern auch Diplome aus, creiren Ehrenmitglieder, lassen zuweilen auch einige hübsche Kleinigkeiten drucken und setzen Preise auf die Vollendung von Arbeiten aus, welche die Provinzen interessiren.

Die Sammlungen der Universität sind in keiner Hinsicht sehr beträchtlich. Die Bibliothek hat etwa 30,000 Bände, das zoologische und das mineralogische Cabinet sind sehr unbedeutend, doch sind beide sehr hübsch geordnet. Das rarste Stück, der Papst von Dorpat, ist bekanntlich in der Samm-

lung astronomischer Instrumente der große Riesenrefractor, der im Jahre 1825 vom Kaiser Alexander für Dorpat gekauft wurde. Die Fremden, welche Dorpat besuchen, kennen gewöhnlich von der ganzen Stadt nichts als diesen Refractor und halten sich nur so lange hier auf, als nöthig ist, um den Domberg zu erklimmen, auf dessen höchster Erhebung er steht. Wie dem großen Mammuthskelett in Petersburg, ist dem Refractor hier ein eigenes Zimmer angewiesen worden, in welchem er wie ein Kaiser thront, mit stets zum Himmel gewandtem Auge. Er ist fast 14 Fuß lang und schon das Aeußere seines Tubus ein Wunderwerk von Arbeit; denn die Röhre ist äußerst künstlich aus einer Menge von kleinen Stückchen harter und unelastischer Holzarten zusammengesetzt, die mit so richtiger Berechnung in einander gefügt sind, daß auch die größten Temperatur-Veränderungen keinen merklichen Einfluß darauf üben können und das Ganze bei der größten Hitze wie bei der größten Kälte unverschoben bleibt.

Von allen Sammlungen der Universität ist die der Pflanzen, der botanische Garten, die bedeutendste und vollständigste. Sie soll nicht weniger als 15,000 lebendige Gewächse enthalten, unter denen sich viele finden, die man in anderen botanischen Gärten Europas nicht sieht.

Der Buchhändler giebt es jetzt drei in Dorpat, freilich wenig genug. Doch ist dabei zu bemerken, daß die Professoren, die auf ihren Namen einführen können, was sie wollen, meistens Alles direct aus Deutschland beziehen. Vor nicht gar langer Zeit war nur eine Buchhandlung

da, die gewöhnlich in Auctionen oder bei anderen solchen Gelegenheiten ihr Lager vervollständigte, von welchem sie dann so lange ausverkaufte, bis nichts mehr davon übrig war und eine andere Auction wieder eine Acquisition wohlfeiler Bücher gestattete. Das geforderte Buch, welches nicht da war, wurde nicht verabfolgt, und auf Bestellungen von Büchern, die aus dem Auslande verschrieben werden mußten, ließ man sich nicht ein. Dieß ist jetzt, wie gesagt, anders, es wird den Studenten immer leichter, sich mit Büchern zu versehen, und die drei dortigen Buchladen lassen in Bezug auf Eleganz u. s. w. in der That nichts zu wünschen übrig. Auch geben sie jetzt auf jedes Buch Rabatt, während vor zehn Jahren noch nur bei einer Rechnung von hundert Thalern ein solcher bewilligt wurde.

Auch in Dorpat gab es unter den alten hanseatischen Bürgern der Stadt, deren Stamm aber jetzt, wie man schon aus dem Obigen schließen kann, völlig verwischt ist, — Dorpats jetzige Bürger sind als eine neue, aus Ausländern, Rigensern, Rewalensern u. s. w., zusammengesetzte Colonie zu betrachten — ähnliche Waffenverbrüderungen wie in Riga, die aber auch hier wie dort am Ende in Gesellschaften blos lustiger Trinkbrüder ausgeartet zu sein scheinen. Unter einer kleinen Sammlung von Geräthschaften, die sich noch aus ihrem Schatze herschreiben sollen und die sich fast alle auf's Weintrinken bezogen, fanden sich folgende Kuriositäten: Ein prächtiger gläserner Pokal mit allerlei Goldverzierung, zwei Fuß hoch. In dem Glase des Bechers waren ein Käfer, ein Colibri und ein Schmetterling eingeschliffen. Wer nur bis zum Käfer trinken

konnte, mußte zwei Flaschen zum Beßten geben, wer bis zum Colibri kommen konnte, kam mit einer weg, und wer bis auf den Schmetterling kam, flatterte frei davon. Ein großer Römer, in dessen hohlem Fuße ein silbernes, sehr bewegliches Glöckchen hing. Man mußte so trinken, daß das Glöckchen nicht antönte; wer das nicht verstand, war allerlei Strafen unterworfen. Ein großer silberner Becher oben mit einem kleinen goldenen Männlein, welches, wenn man es drückte, die Oeffnung des Glases völlig verschloß. Der Trinker, der nun während des Trinkens dieses Männlein mit der Nasenspitze so zu drücken verstand, daß es das Glas verschloß, brauchte nicht weiter zu trinken; wem dieß aber nicht glückte, der mußte den Becher oft bis auf den Boden ausleeren. Solche kleine rare Kuriositäten sollte man überall eben so sorgfältig aufbewahren wie die Werke der Kunst und Wissenschaft; denn sie sind uns redende Zeugen, wie gut man damals die Kunst zu lachen und heiter zu sein auch hier unter diesen Graden der nördlichen Breite verstand.

Die Stadt hat jetzt ihre 12,000 Einwohner, deren Anzahl aber immer noch in bedeutendem Steigen ist. Sie gehört also in den Ostseeprovinzen zu den Städten zweiten Ranges und steht mit Mitau und Rewal in einer Klasse. Ueberhaupt sind alle größeren liv-, kur- und esthländischen Städte in ungemein starkem Wachsthume begriffen, während die kleineren dagegen in eben so starkem Verhältnisse abnehmen. Es geht dieß Zuströmen zu den größeren Städten und dieß Kränkeln des Lebens der kleinen aus den Bevölkerungstabellen aller der letzten Jahre

unwiderleglich hervor. Die Ursachen dieser Erscheinung sind zu complicirt, um sie hier einer weiteren Erörterung unterwerfen zu können. Wir werden später noch Gelegenheit finden, einige Andeutungen darüber zu geben. Uebrigens möchte sich wohl auch im ganzen übrigen Europa ein rascheres Vorschreiten der großen Orte und, wo nicht ein Abnehmen, doch ein Zurückbleiben der kleineren ergeben und auch als sehr natürlich in allen unseren Zeitverhältnissen begründet nachweisen lassen.

Benachbarte Städte.

Pernau.

„An des Meeres Gestade hebt sich die thürmende Stadt.“

Ganz wie Kurlands zweiter Hafen, Windau, sich zum ersten, Libau, verhält, so verhält sich Livlands zweite Handelsstadt, Pernau, zur vornehmsten, Riga. Diese kleine freundliche Stadt mit etwa 6000 Einwohnern, die Seehandel treiben, sich gut kleiden, vorzüglich nähren, in nicht ungefälligen Häusern wohnen und deutscher Nationalität und Bildung sich rühmen, liegt an der Mündung des Flusses Pernau, der von Osten nach Westen strömt und in dieser Richtung mit dem Dorpatischen Flusse Embach zusammentrifft, der, sich an die Pernau anschließend, von Westen nach Osten in den Peipussee fließt.

Durch diese natürlichen Verhältnisse sind zugleich die Hauptbedingungen der Handelsverbindungen Pernaus gestellt. Dorpat und durch seine Vermittelung Pskow und der Peipussee sind Pernaus intimste Handelsfreunde.

In neuerer Zeit ist jene ehemals ununterbrochen fahrbare Wasserstraße zwischen beiden Städten durch Mühlenwerke und andere Umstände zum Theil unbrauchbar gemacht worden; doch ist man jetzt darauf bedacht, die Verbindung durch einen künstlichen Canal wieder herzustellen.

Die Stadt setzt das nördliche Livland mit dem Auslande in Verbindung und auch, mit Narwa rivalisirend, theilweise die Peipus-Landschaften. Es kommen und gehen hier jährlich etwa hundert Schiffe, die ein Capital von ungefähr vier Millionen Rubel beschäftigen. Doch finden sie wenig Bequemlichkeit am Orte, da die Mündung des Flusses sehr unzugänglich ist. Die Gegenstände der Ausfuhr sind vorzüglich Korn, Holz und Leinsamen, die der Einfuhr ausschließlich nur Häringe und Salz.

Die größten Merkwürdigkeiten Pernaus sind zwei Erscheinungen in seiner Geschichte, erstlich die Flucht einer ganzen Universität über See und zweitens der feindselige Hader, den diese Stadt mit einer anderen in derselben Gegend gelegenen führte.

Jene interessante Flucht hatte im Jahre **1710** statt, wo sämmtliche Professoren der **1699** hierher versetzten Universität, von panischem Schrecken vor der nahenden Armee Peter's des Großen ergriffen, mit allen ihren Büchern, Sammlungen und Manuscripten sich einschifften und nach Schweden hinüber retteten. Vielleicht hatte kein einzelnes Schiff je eine solche vollkommen und ausschließlich gelehrte Ladung.

Merkwürdiger aber noch ist der andere Punct aus der Geschichte Pernaus. Es existirten hier früher zwei

Städtchen auf demselben Erdflecke, von derselben geographischen Position vortheilend, die eine, Alt-Pernau, diesseits, die andere, Neu-Pernau, jenseits des Flusses, beide mit einer eigenen unabhängigen Verfassung, jede mit ihrem eigenen Bürgermeister an der Spitze. Beide Städte hätten sich zur Förderung ihres gemeinsamen Interesses brüderlich die Hand reichen und zu einem gemeinschaftlichen Regiment vereinen sollen. Statt dessen aber verfolgten sie sich mit dem unnatürlichsten Bruderhasse von der Welt und fügten sich gegenseitig in Kriegs- und Friedenszeiten den empfindlichsten Schaden zu, zerstörten sich ihre Schiffe, tödteten, wie zwei sich befehdende benachbarte Raubritter, gegenseitig ihre Bürger, ja schickten sich sogar mitten im Frieden gegenseitig verkappte Mordbrenner zu, welche mehr als einmal die gehaßte Nachbarin in Brand steckten. Das neue Pernau hatte die meiste Schuld; denn es hatte sich dem alten wie ein blutsaugender Vampyr an die Seite gelegt und verfolgte durch ein ganzes Jahrhundert hindurch seinen Plan, die alte Bürgerschaft völlig zu Grunde zu richten und allein als Siegerin auf dem Platze zu bleiben. Mit Hülfe der Könige von Schweden, die es für sich zu gewinnen wußte, gelang ihm denn dieß auch endlich. Nachdem es zum letzten Male die alte Nebenbuhlerin verbrannt und völlig zerstört hatte, wußte es einen Befehl der Könige von Schweden auszuwirken, demzufolge die Gemeinde Alt-Pernau völlig aufgehoben, ein Bannfluch auf den Bauplatz der Stadt gelegt und aller neue Anbau auf demselben verboten wurde. Die gefangenen Bürger der alten Stadt wurden gezwungen, sich in der

neuen anzusiedeln, die geflohenen wurden anderen Städten incorporirt, und sogar die Baureste der Kirchen u. s. w. wurden abgetragen und zu neuen Gebäuden in der siegenden Stadt verwendet.

Wie das Leben jedes einzelnen Menschen, so bietet auch die Geschichte jeder Stadt Erscheinungen und Vorfälle dar, die, wenn sie auch nicht Singularitäten sind, doch ganz in derselben Art und Weise nie wieder erscheinen.

Hapsal.

„Leider von mir ist gar nichts zu sagen, auch zu dem kleinsten
„Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muße nicht Stoff."

Hapsal ist ein kleiner Hafen Esthlands im Norden Pernaus und nur deßwegen zu nennen, weil er der kleinste zur See handelnde Ort ist, den die baltischen Provinzen aufweisen. Ein Postmeister, 2 Mauthcontroleurs, 10 Schiffe, 100 Häuser, 1000 Einwohner, darauf reduciren sich die statistischen Nachrichten, die man sich über dieses Miniatur-Seehandelsplätzchen notiren könnte, wobei denn doch auch wieder Das merkwürdig ist, daß man diese Zahlen fast immer in demselben Verhältnisse findet, man mag so hoch in die frühere Geschichte dieses alten Ortes hinaufgehen, als man will. Fast nie war Hapsal größer und nie kleiner, und es wird in allen Büchern und Chroniken ein „artiges Städtchen" genannt.

Rewal.

„Wie athmet rings Gefühl der Stille!
„Willkommen, süßer Dämmerschein!"

Dem Könige Kanut dem Heiligen, nachdem er verrätherischer Weise von den Jütländern erschlagen worden, folgte sein Bruder, Klaus IV., und da selbiger im Jahre 1095 sich selbst entleibte, so kam sein dritter Bruder, Ericus, zur Regierung.

Als dieser König Erich einsmals in seiner angenehmsten Ruhe lag, erschien ihm im Traume unser Heiland, so wie er vormals am Kreuze gehangen. Ueber dieses Gesicht erschrak der König und sagte bei sich selbst: „Ach, warum hast du, lieber Herr, dich jetzt zum anderen Male kreuzigen und martern lassen? und wer ist Derselbe, so dich auf's Neue an's Kreuz geheftet und so jämmerlich verwundet hat?"

Hierauf hörte der König die Antwort, daß seine eigenen Sünden solches gethan, und daß er nicht seiner Sünden Vergebung erlangen würde, ehe und bevor er auf einer Stätte, so Rewal hieße, eine Kirche und ein Kloster zu Ehren St. Michaels, des Erzengels, nach den Ordensregeln St. Benedicts gestiftet und erbaut haben würde.

Da nun aber der König eine Zeit lang in Zweifel stand, wohin er dieses Kloster bauen sollte, so wurde ihm abermals durch ein Gesicht kund gethan, daß er selbiges dahin bauen sollte, wo man zur völligen Sommerzeit

einen Bogenschuß lang und breit Schnee finden würde, der auch so tief wäre, daß er bis an die Kniee reichte, nach welcher Offenbarung König Erich gleich Leute ausschickte, die vorgeschriebene Stelle des Klosters zu suchen.

Als sie nun dieselbe in Esthland gefunden, wurde der König hoch erfreut, sandte auch alsobald Arbeitsleute und Baumeister hinüber und ließ an selbigem Orte, dem allmächtigen Gotte zu Ehren und das ewige Gute zu verdienen, eine Kirche und ein Jungfrauenkloster erbauen. Auch schenkte er dem Kloster 4000 Goldgulden, wofür man gewisse Landgüter zur Unterhaltung desselben kaufte.

Dieses so durch einen Traum in's Leben gerufene Kloster war die erste Ansiedelung an dem Platze, an welchem Erich's Nachfolger die Hauptstadt Esthlands, Rewal, gründeten.

Unser Wagen schwankte über die kaum erbaute und bereits wieder versandete Chaussee der Pernauischen Straße daher, und wir erreichten das Weichbild Rewals. Bedächtig bewegte sich mit und neben uns das elende Fuhrwerk esthnischer Bauern, von kümmerlichen Pferdchen gezogen.

Wir durcheilten die leeren Gassen der Vorstadt, und erst im Angesichte der malerisch vor uns hoch aufgethürmten Häusermasse des Doms erschienen unter der die Stadt umkränzenden Pappelallee einzelne Bewohner. Unser Fuhrwerk rollte über den verschütteten Wallgraben durch das dunkle Thor unter dem hohen Walle lärmend hinein.

Ein zweites, mit dem Stadtwappen geziertes Thor führte unter einem Thurme hindurch, der hier die mächtige Mauer unterbricht, und so von doppelter Schutzwehr umgeben, befanden wir uns inmitten der hohen Giebeldächer, die in grauem Ernste die Straßen überragen. Massive Eichenthüren und antike Giebelfenster schützen die weiten leeren Hausfluren, und ungehindert durchweht der Wind die über einander gesetzten, längst schon verödeten Kornböden. An den Kellerthüren sitzen alte Mütterchen bei ihren „Timpwecken" (einem Rewalischen Gebäcke), hier und da sieht man zwischen den hohen Häusermassen die geschmückten niedrigen Fenster der Uhrmacher und Goldschmiede, neugierig spähen unbeschäftigte Ladendiener auf die Straße nach den Fremdlingen hinaus, die niedliche Bewohnerin des zweiten oder dritten Stocks unterbricht das Gespräch mit der besuchenden Freundin, um durch die blanken Scheiben mit klarem Auge die Reisenden zu mustern. Alles athmet Ruhe, selbst die Hunde scheinen das Bellen verlernt zu haben und strecken sich gleichmüthig auf die wenig betretene steinerne Schwelle hin, während die Katze ihren reinlichen Pelz durch die Fenster zur Schau stellt. Die uns begegnenden sparsam beladenen Fuhrwagen bewegen sich eben so langsam fort wie der Handel der Stadt.

Indem unser Dreigespann die kaufende und verkaufende Menge des besetzten Marktes durchbrach, glaubten wir, da Alles stand und uns anschaute, den ganzen Handel von Rewal auf einige Minuten unterbrochen zu haben. Doch bald gewahrten wir unseren Irrthum; denn drei Viertel jener Menge bestanden aus Müssigen aller Klassen, wäh-

rend das letzte Viertel sich eben nicht in seinen Geschäften beeilen zu müssen glaubte. Wenn man scherzweise die Bucht von Reval mit dem Golf von Neapel verglichen hat, so fehlt es jedenfalls zur Vervollständigung jenes Bildes hier nicht an Lazaroni, die das dolce far niente eben so gut wie die Italiener zu würdigen wissen. Unbeschäftigt sitzen die Arbeiter vor der Wage, leer und verlassen steht die weite Börsenhalle da, während eine endlose Reihe geschwätziger Hökerweiber und Fuhrmannsdroschken den Hintergrund bildet.

Wir erreichten das Gasthaus. Doch auch hier umgab uns jene wohlthuende Reval'sche Ruhe. Jeder und Jede schienen gewiß zu sein, nicht zu spät zu kommen. Niemand kam, so zu sagen, aus seinen Falten. Wir wurden zutraulich und freundlich empfangen, als gehörten wir zur Familie, in einer halben Stunde saßen wir entstäubt und geglättet bei'm Frühstück und fühlten uns heimisch und wohl wie zu Hause.

Die ganze nördliche Küste Esthlands, die den südlichen Saum des finnischen Meerbusens abgiebt, ist ein ungefähr 150 bis 200 Fuß hohes Kalksteinplateau das oben verschiedentlich mit Lehm oder Sand gedeckt ist und gegen das Meer hin in einer langen, hohen und schroffen Felswand abfällt. Im Lande selbst wird diese Felsküste, die sich gegen Petersburg hin immer mehr erniedrigt und allmählig ganz in dem Mündungslande der Newa verflacht und verläuft, die „Klint" oder „Glint" genannt. Einige Theile dieser Klint sind durch frühere Revolutionen auf der Erdoberfläche abgetrennt und isolirt worden und liegen nun

als Inseln vor der Küste. Im Ganzen genommen, ist die Klint sehr einförmig und geradlinig gestaltet, und sie macht keine großen Biegungen und Ausweichungen. Im Einzelnen und Kleinen ist sie aber vielfach zerrissen. Sie ähnelt sehr der gegenüber liegenden südlichen Küste Finnlands, die aber noch weit ärger zerfetzt ist. Der Hauptunterschied zwischen beiden besteht aber darin, daß die esthnische Küste überall einen schmalen Saum niedrigen Vorlandes hat, welcher bei der finnischen glücklicher Weise nicht gefunden wird, daß diese demnach in allen ihren kleinen Baien und Buchten eine Menge tiefer und trefflicher Häfen bietet, während es jener daran fehlt, da das Meer fast überall nur sehr allmählig und in einiger Entfernung von der „Klint" bedeutend an Tiefe gewinnt.

Die beiden vorzüglichsten Baien sind hier die von Rewal und Baltischport. Letztere aber ist so entschieden die ausgezeichnetste, daß es unbegreiflich bleibt, warum der dänische König Waldemar II., als er im Jahre 1218 die Stadt Rewal gründete, sie nicht an die Bai von Baltischport versetzte, die doch ganz in der Nähe war. Wie unzählig viele Unbequemlichkeiten und Unglücksfälle, welche Rewal seit seiner sechshundertjährigen Existenz empfand, hätten dadurch vermieden werden können! Denn, wenn auch der Hafen von Rewal keineswegs zu den gefährlichen und unbequemen gehört, so bietet doch der von Baltischport alle Vortheile, die ein Hafen gewähren kann, in weit höherem Grade und ist tiefer, geschützter und auch im Frühlinge früher vom Eise frei.

Schon vor dem Klosterbaue, den jener dänische Kö-

nig hier unternahm, soll es menschliche Ansiedelungen an der Bai von Rewal gegeben haben. – Das erste dänische Schloß wurde auf dem Felsenriffe der Klint gebaut, und man leitet daher den Namen Rewal vom dänischen Worte „Reffeln" (mit dem deutschen „Riff" verwandt) her, weßhalb auch Einige „Reffel" oder „Rewel" schreiben. Der alte russische Name des Ortes (ohne Zweifel kannten die Novgoroder schon vor den Dänen den Hafen) ist „Kolywan." Die esthnischen Landeskinder nannten die Stadt in alten Zeiten „Lindanisse," jetzt heißt sie „Tallin" (auch „Talline," „Davalin," „Tami-lini" geschrieben), d. h. „Dänenstadt." Die Nachbarn der Esthen, die Letten, übersetzen dieß nur in ihre Sprache und nennen Rewal „Danepils" (Dahni-Pillis), d. h. ebenfalls Dänenstadt. Von ihren Gründern, den Dänen, kam die Stadt an den Orden der deutschen Herren und der Schwertritter, und von diesen noch einmal an die Dänen, darauf an die Schweden und dann an die Russen. Unter allen früheren Regierungen war sie blühend und ihr Handel bedeutend. Jetzt aber wird sie, wie alle die Häfen dieser Gegend, von dem bedeutenden Uebergewichte Petersburgs niedergehalten, dessen natürliche Lage, wie seine politische Stellung, so ungeheuere Vortheile bietet, daß kein Nachbar mit ihm concurriren kann, und daß im Laufe des letzten Jahrhunderts, wie von anderen Städten, so auch von Rewal aus beständige Uebersiedelungen von Handelsetablissements an die Newamündung stattfanden.

Der Handel Rewals ist jetzt kaum so lebhaft als der von Pernau und beschäftigt wie dieser ungefähr

100 Schiffe im Jahre. Doch erhält der Hafen mehr Leben durch die hier gewöhnlich stationirende Abtheilung der Kriegsflotte, und die Stadt hat mehr Bedeutung, weil sie Hauptstadt von Esthland, der Sitz der Provinzialbehörden und zugleich der gesellige Vereinigungspunct des esthnischen Adels ist.

Reval theilt sich in zwei Theile, in die obere und untere Stadt. Jene, auf dem hohen Saume der Felsenküste liegend, gewährt einen pittoresken Anblick und vereinigt in ihren engen altgothischen Straßen den Dom, das Schloß mit der Residenz des Gouverneurs, das Commandantenhaus, das Ritterschaftshaus, das adelige Gymnasium und etwa noch 100 andere steinerne Gebäude, von denen die meisten dem Adel angehören. Dieser ganze obere Theil der Stadt, der gleichsam die Akropolis oder den Kreml Revals vorstellt, wird auch wohl „der Dom" genannt. Der untere Theil ist weitläufiger, zieht sich mit breiten Straßen an dem niedrigen sandigen Ufer des Hafens hin und enthält außer den Wohnungen der Kaufleute und den Waarenmagazinen auch noch eine Menge öffentlicher Gebäude, sowohl der Stadtgemeinde als der Krone gehörig, die wir hier aufführen, weil sie in Kurzem einigermaßen das Leben und Sein der Stadt bezeichnen: ein Rathhaus, mehre Schulhäuser, das Gildehaus, das Haus der schwarzen Häupter, die Muße, eine Buchdruckerei, der Brakhof, die Wage, die Kasernen, ein Armen- und Zuchthaus, das Ingenieurhaus, das Bankhaus, das Kriegscommissariat, das Proviantcommissariathaus, das Posthaus, ein Pulvermagazin, das Admiralitätsmagazin, das Garnisonsschulge-

bäude, ein Theater, ein Casino, drei dem Publicum offenstehende Bibliotheken, die der schwarzen Häupter, die des Doms und die der Olaikirche. Die Stadt hat nach der neuesten Zählung nahe an 15,000 Einwohner und fast 2000 Häuser, fünf russische Kirchen, eine schwedische, eine dänische und vier deutsche (obgleich die Deutschen in unvergleichlich viel größerer Anzahl hier vorhanden sind als die Russen, so haben doch diese mehr Kirchen, weil sie deren überall mehr bedürfen als wir Protestanten).

Unser erster Spaziergang führte uns durch die belebtesten Straßen zum Domberge, dessen steile Abhänge die kühn aufgeführten palastähnlichen Gebäude dem Ankömmling zur Schau stellen. Wie der Domberg von Dorpat ist auch der von Rewal ein uralter Platz menschlicher Ansiedelung und menschlichen Verkehrs und daher ein heiliger Ort, an den sich mancherlei Sagen knüpfen. Die Esthen halten den ganzen Berg für den Grabstein des Kallewa, dessen Sohn Kallewipog als estnischer Hercules noch jetzt in alten Mährchen gefeiert wird.

Auch oben auf dem weiten Schloßplatze herrschte eine imposante Stille, weil die Besitzer dieser über der Stadt erhabenen Wohnungen nur zweimal jährlich ihre Landgüter verlassen, einmal in der Mitte des Winters, und das andere Mal in der Mitte des Sommers zur Seebadezeit, um alsdann den hier gegebenen Bällen und Concerten beizuwohnen. Die Aussicht auf die Stadt ist durch altes und neueres Mauerwerk verbaut, so daß der Blick vom Dome herab nur auf weiten, öden, unbenutzten Landstrecken wei-

len kann, die einerseits das Meer und den Kirchhof, andererseits die benachbarten Sandberge begränzen.

Nachdem wir vom Domberge herabgestiegen, schlugen wir den Weg links durch die engen Klostergäßchen ein. Hier, im Schutze der haushohen altergrauen Stadtmauer, deren verwitternde Thürme krächzende Dohlen und girrende Tauben umflattern, entwickelt die ungestörte Ruhe des Schullebens langsam, aber sicher die zarten Blüthen des Geistes und Herzens, und zutraulich hallt die Stimme des Lehrers über die kleinen friedlichen Klostergärten herüber.

Wie durch eine einsame Felsenschlucht führte dann der Weg längs der Mauer hin, bis wir endlich die hohen neugeputzten Hallen der kurz zuvor eingeweihten Olaikirche betraten. Diese schöne alte Kirche, eine der berühmtesten der Ostseeprovinzen, mit einem Thurme, welcher einer der höchsten der Christenheit war, wurde im Jahre 1820 durch eine Feuersbrunst zerstört, seitdem aber in 20 Jahren wieder hergestellt und im Sommer 1840 auf's Feierlichste von Neuem eingeweiht.

Auf unserer ferneren Pilgerschaft durch die Reval'schen Straßen traten wir gegen Abend in eine niedliche kleine Wohnung ein, die uns gastfreundlich aufnahm. Schon die Bauart dieser kleinen Gemächer der bürgerlichen Einwohner Revals ladet zum gemüthlichen Beisammensein zutraulich ein. Ueber Treppen und Galerieen gelangt man in niedrige Zimmer, deren unsymmetrische Bildung gegen die überall herrschende Ordnung und Reinlichkeit angenehm contrastirt. Fast nie sind zwei aneinander sto-

ßende Zimmer gleich hoch, und hinauf oder hinab führende Stufen lassen immer noch mehr verborgene Räume erwarten. Ueber niedrige Fensterbrüstungen fällt der Blick auf den engen Hof. Eine antike Uhr und ein mächtiger braun lackirter holländischer Schrank erinnern an den soliden Aufwand früherer Zeiten. Was Wunder, daß die Insassen jener versteckten Zimmerchen in ihrer alt hergebrachten Gemüthlichkeit sich nicht so leicht stören lassen. Der eintretende Gast ändert nichts, sondern nimmt stillsitzend nur Theil an dem Plaudern; denn dazu scheinen diese warmen, wohnlichen, zugfreien Stübchen recht eigentlich eingerichtet zu sein. Ich ließ mir die harmlose Moquerie recht wohl gefallen, die das Gespräch mit den liebenswürdigen Rewalenserinnen so pikant macht, während die geschäftige Nadel das flüchtige Wort begleitete.

Das erblühende Geschlecht theilt diese Neigung zum Nähen, Stricken und Sticken mit den Tanten und älteren Schwestern, und das kleinste Mädchen schon stickt und näht, statt den kurzen Sommer in frischer Luft zu genießen, und oft kostet ein Sonntagsstaat sechs fleißige Wochentage, und mancher erfrischende Spaziergang unterbleibt um der Vorbereitung zum Spazierengehen willen. Es scheint hier in der That ein entschiedener Hang und eine gewisse Leidenschaft am Sitzen entstanden zu sein, die durch eine Menge fleißig besuchter Mädchenschulen noch vermehrt wird. Wenigstens sahen wir Tags darauf schon früh um 8 Uhr unsere kleinen Nachbarinnen nebst ihren Gefährtinnen mit Rahmen und Büchern durch die Straßen trippeln, wie es schien, mit mehr Lust und Eifer

als das stärkere Geschlecht der Brüder. In der That schwebt ihnen auch kein geringeres Ziel vor als das, einst in der Qualität einer Gouvernante einen ganzen Kinderkreis beherrschen zu können, ein Ziel, dessen Erreichung den jungen Rewalenserinnen die Aussicht eröffnet, wohl bedient und befreit von der Hände Arbeit einst von den Brocken des Aufwandes einer vornehmen Principalin den eigenen Lebensunterhalt sich zusammenlesen zu können.

Es wandern jährlich viele junge Rewalenserinnen als Gouvernannten und Bonnen nach allen Theilen Rußlands aus, und man findet sie als solche jetzt sogar jenseits des Kaukasus. Nichtsdestoweniger bleiben aber doch immer noch so viele Damen in Rewal zurück, daß man ihnen hier überall in den verschiedensten Verhältnissen begegnet, während man die Männer nur sehr vereinzelt gewahr wird.

Es überraschte uns angenehm, als wir den ersten Versuch machten, uns in die kalte See zu tauchen, daß Damen die beliebtesten Badeanstalten und zwar mit nicht geringem Erfolge leiten. Noch höher aber stieg unsere Bewunderung der weiblichen Industrie, da wir bald darauf, durch die Vorstadt schlendernd, an allen Kneipen die Namen verwittweter Städterinnen als Besitzerinnen derselben fanden, die sich ihren Lebenscomfort in aller Stille aus dem Schmuze und dem Elende der ärmeren Klassen abdestillirten, jener Lazaroni, die theils als einquartirte dienende und ausgediente Matrosen und Soldaten, theils als ansässige Packknechte und Hauskerle, als thätige Gemüsegärtner und als träge Tagelöhner die Hauptmasse

der Bevölkerung, den Plebs des Trödelmarkts bilden. Andere Frauen haben in neuerer Zeit ein gefälligeres Gewerbe in den kleineren und größeren Milchwirthschaften ergriffen, die freilich nur wenig durch die weitläufigen mageren Weiden der Umgegend, mehr durch die reiche Zufuhr von Heu von den benachbarten Gütern unterstützt werden.

Eben so zeigt sich die Industrie der Reval'schen Frauen in den Speisewirthschaften, wie in dem Einmachen und dem Verkaufe der berühmten Killoströmlinge, in der Bereitung des Meths, wie endlich in dem Vermiethen von Winter- und Sommerquartieren. Diese Richtung der Industrie giebt den Frauen in Reval eine nicht unwichtige Stellung in der Gesellschaft und verleiht dieser selbst hauptsächlich eben jenen friedlichen Charakter, der so wohlthätig auf den Fremden wirkt, indem er es überall nur mit dem freundlichen schönen Geschlechte zu thun hat.

Wenn ich mich nach den Männern, den Brüdern, den Söhnen erkundigte, so erhielt ich von Dieser oder Jener zur Antwort, sie seien ferne, im Inneren Rußlands, oder in der Residenz, auf der Universität, oder in der Armee, kurz ausgewandert und zerstreut in der weiten Welt. Die zurückgebliebene Familie scheint allein durch den Besitz eines kleinen Grundstücks oder Hauses, dessen Preis oft selbst bis unter den Werth des Baumaterials gesunken ist, gefesselt zu werden. Wie überall sind es auch hier gerade die unternehmendsten Köpfe, die den Entschluß fassen, den heimathlichen Herd zu verlassen. Als ich mich näher nach der Ursache erkundigte, erklärte

mir ein junger, nach Petersburg ausgewanderter Kaufmann, es sei in Reval „nichts zu machen," während ein der Medicin Beflissener bemerkte, daß die Aerzte eigentlich nur in der Badezeit daselbst eine angemessene Beschäftigung fänden, sonst aber mehr Zeit übrig behielten als irgendwo in den Ostseeprovinzen.

Indem ich dem Petersburger entgegenstellte, daß sich wohl eigentlich überall etwas machen lasse, mithin auch gewiß in Reval, ließ sich derselbe über die Ursachen des völligen Verfalls des Handels weiter aus, wodurch mir jener gleichzeitige Mangel an Industrie erst recht begreiflich wurde.

Der Handel Revals blühte bis zur Erbauung Petersburgs theils durch die Verschiffung von Korn nach Schweden und Holland, theils durch den Transit nach dem Inneren Rußlands. Mit dem Jahre 1710 aber wurde jene alte Verbindung mit Schweden unterbrochen, während zu derselben Zeit Krieg, Hungersnoth und Pest das umliegende Land zu Grunde richteten. Nachdem die Verhältnisse der entvölkerten Provinz unter russischem Scepter wieder geordnet waren, fand sich Reval der übermächtigen Nebenbuhlerin an der Newa gegenüber. Vertrauend auf den früheren Erfolg und auf den alten Credit seiner Stadt, versuchte der Reval'sche Kaufmann durch neue Speculationen den sinkenden Handel sich zu erhalten. Aber das im Interesse der neuen Hauptstadt gegebene Verbot der freien Einfuhr in Reval hinderte den Erfolg dieser Versuche. Man schlug allmählig verbotene Wege ein, und der heimlich getriebene Schleichhan-

del wurde um so verführerischer, je höheren Gewinn er brachte. Während der frühere Handel alle Einwohner ernährt hatte, wurden jetzt nur die Wenigen, die Antheil an dem Schleichhandel nahmen, bereichert. Es entstand ein Abscheu gegen jedes, Ausdauer und Arbeit erfordernde Geschäft, und fast Jeder strebte nur darnach, durch kleinere oder größere Speculationen an dem ganzen gewinnsüchtigen Treiben Antheil zu nehmen.

Die energisch eingreifenden Maßregeln der Regierung machten im Jahre 1817 diesem Schmuggelwesen ein Ende, aber jener Geist der Speculation, jener Abscheu vor mühsamer Geschäftsthätigkeit ist in den höheren Klassen der Bürger wie bei den geringsten Arbeitern geblieben. Jeder will gewinnen, Niemand verdienen. Die Speculationen richten sich auf die verschiedenartigsten Unternehmungen, nur nicht auf industrielle. In der That haben einige alte Handelshäuser, die den Stürmen der Zeit trotzten, durch bedeutende Thätigkeit und Opfer immer einige Quellen des Handels in Fluß erhalten. Doch der Erfolg ihrer patriotischen Bemühungen steht nicht im Verhältniß zu ihrer Stellung und Anstrengung. Die alte Zeit Rewals ist dahin, und vergeblich wird jedes Bemühen sein, diese wieder in's Leben zu rufen, es sei denn, daß Petersburg auf seine exorbitanten Vorrechte verzichte.

Die noch immer zahlreiche Einwohnerschaft der Stadt besitzt das von den Vorvätern ererbte Capital an Häusern und Grundstücken. Dieses ist so bedeutend, daß sich Rewal dadurch allein ein, freilich kümmerliches Leben

fristen kann. Der Preis der Wohnungen ist so sehr gesunken, daß er nun nicht mehr sinken kann, und daß jeder Fremde hier ein so billiges Asyl findet wie nirgends sonst in den Ostseeprovinzen.

Neben dem billigen Quartiere ist auch der Preis der Lebensmittel sehr gering, da die Stadt sich einer reichlichen Zufuhr zu Wasser und zu Lande erfreut. Es fehlt noch immer nicht an Capitalien. Aber sie wandern aus mit den Unternehmern und werden in Landgütern angelegt, oder aus Bequemlichkeit in müßig liegende Cassascheine umgesetzt.

Auch an geistigen Kräften fehlt es in Reval nicht. Sie verlieren sich aber eben so ungenutzt in Witzeleien, geselligen Scherzen und Anekdotenkrämerei, was übrigens in gewisser Hinsicht auch von den ganzen Ostseeprovinzen gilt. Unternehmende und rührige Köpfe, die das Nachdenken nicht scheuen, sind nun eben um jener Auswanderungssucht willen selten geworden. Doch diese Wenigen, die sich den Mühen einer klug berechnenden und ämsigen Geschäftigkeit nicht entzogen, liefern durch ihren, wenn auch bescheiden erblühenden Wohlstand den Beweis, wie viel in Reval trotz aller bösen Umstände noch „zu machen" sei. Ich beziehe mich hierbei besonders auf die Zündhölzchenfabrik des Herrn E. Doch gilt das Gesagte auch, wie man mir später sagte, eben so von den Etablissements des Herrn W., Herrn D., Herrn F., Herrn M. und mehrer Anderen. Leider aber werden Männer dieser Art in ihren Unternehmungen nicht allein wenig unterstützt, sondern

von den Uebrigen mit Aengstlichkeit beobachtet, weil Jeder eine Veränderung im bisherigen Schlendrian seines eigenen Geschäfts fürchtet.

Die politische Verfassung der Stadt ist ungefähr dieselbe wie die von Riga und den übrigen Ostseeprovinzstädten. Ein wohlweiser Rath überwacht die Gemeinde, einen präsidirenden Bürgermeister an der Spitze. Die verschiedenen Stadtämter, welche die Rathsherren unter sich vertheilen, sind theils sogenannte „große Aemter," theils „kleine Unterämter." Unter den kleinen wird die Patronatschaft der verschiedenen Handwerkerzünfte verstanden. Unter den großen, deren Vertheilung alle Jahre im December in einer feierlichen Sitzung des Raths, „die Verordnung der großen Aemter" genannt, vorgenommen wird, giebt es ganz sonderbare und alterthümliche Titel und Posten, von denen wir einige anführen, weil sie das ehemalige Treiben und Leben dieser mittelalterlichen Städte eben so gut bezeichnen, wie dieß ihre gothischen Kirchen und Gebäude thun.

Das wichtigste Amt nach dem präsidirenden Bürgermeister ist das „des Gefolgten am Worte," das ebenfalls von einem Bürgermeister bekleidet wird. Dem Gefolgten am Worte stehen zunächst „die beiden Herren Consistoriales," ein Bürgermeister und ein Rathmann. Darauf kommen „die Herren bei der allgemeinen Stadtverwaltung," „die Herren Kämmerer," „die Herren bei'm Gotteskasten," „die Herren bei'm Nieder- und Obergericht," „der Munsterherr," „die Weinherren," „die Fischermaiherren" u. s. w. Eigen ist es, daß auch das

Amt „der Inspectoren in Betreff des Blitzableiters der St. Nicolaikirche“ zu den großen Aemtern der Republik gehört. Die sonderbarsten Titel sind folgende: „Pfund- und Bollwerksherren“ (so heißen die Vorsteher des Frachtgerichts), „Wettgehende Pfennigswald- und Brodschneide-Herren“ (so heißen die Vorsteher des Wettgerichts).

Der Kern der Revalschen Bevölkerung ist eben so wie in Riga und Dorpat vollkommen deutsch, und man lobt sehr den geselligen, gebildeten und gastfreien Ton der dortigen deutschen Gesellschaft. Reval hat selbst in den Ostseeprovinzen, wo alle gesellige Kreise sich durch einen äußerst angenehmen Ton auszeichnen, in dieser Hinsicht einen nicht geringen Ruf. Im Sommer hat die Stadt, anders als Petersburg und Riga, ihre brillanteste Epoche, denn ihre Seebäder sind die besuchtesten der Ostseeprovinzen. Es findet sich dann hier der größte Theil des esthnischen Adels ein, und selbst aus Petersburg kommen viele Familien hierher. Das Schloß Katharinenthal mit seinen schönen Gärten, Wäldchen und Anlagen bildet alsdann den Mittelpunct der Promenaden, Lustfahrten, Bälle und Illuminationen. Im Winter dagegen gewinnt das gesellige Leben Revals nicht in dem Verhältnisse wie das Rigas, Mitaus u. s. w., weil der esthnische Adel sich in dieser Jahreszeit mehr nach Petersburg zurückzieht.

Katharinenthal wurde schon von Peter dem Großen angelegt, der im Sumpfe einen Park schuf, und es hat sich hier ohne weiteres Zuthun eine Stadt im Sande an diesem geschmückten Sumpfe gebildet. Wir bewohnten daselbst ein Häuschen, dessen Miethe den fünften Theil des

Werthes des ganzen Grundstücks betrug. Um zu zeigen, wie brillant zu Zeiten während der Badesaison die sich hier zusammenfindenden Gesellschaften sind, wollen wir nur einmal die hervorragendsten Theilnehmer einer Gesellschaft anführen, die sich bei einem in jenem Schlosse veranstalteten Concerte im Sommer 1840 zusammenfanden. Es waren darunter die bedeutendsten Namen, die Rußland und Petersburg bieten, und viele, die auch in ganz Europa berühmt sind: Prinzessin Biron von Kurland, Gräfin Benkendorf, Gräfin Baratinsky, Fräulein Karamsin, Frau von Krusenstern, Frau von Lasarew, Gräfin Rossi, Fürstin Urussow, Wassiltschikow, Gräfin Wielhorsky, Fürstin Wolchonska, Herr von Grünewaldt, Henselt, Prume, Graf Salogub, Fürst Wolchonski. Solche auserwählte Kreise sind in Reval zur Badezeit gewöhnlich, und es erklärt sich aus Dem, was wir oben über den Verfall des Handels und der Industrie und aus dem Vorherrschen der Damenwelt sagten, ohne Zweifel zum Theil, warum sie sich gerade vorzugsweise in dieser Ostseeprovinzen-Stadt so leicht zusammenfinden. Wenn die Stadt mehr Schiffe und Matrosen hätte, so würde sie weniger vornehme Badegäste haben.

Von Dorpat bis Narwa.

„Durch wie viel neue Scenen mußten wir,
„Durch welchen Wechsel fremder Dinge wandern!“

Endlich waren wir nach vielfach in und bei Dorpat genossener Gastfreundlichkeit wieder reisefertig. Unser Schlitten, mit drei kleinen esthnischen Pferden bespannt, hielt vor der Hausthür, und wir, nämlich ein junger mir befreundeter Russe und ich, waren in der gewöhnlichen Vermummung livländischer Winterreisender, — d. h. wohl zugeknöpft, von oben bis unten bepelzt, den Pelz mit vorn und hinten kreuzweise gebundenen Gürteln fest zusammengehalten, die Mütze mit wollenen Tüchern auf den Kopf gebunden und dabei mit noch so viel Wolle und Pelzwerk vor dem Gesichte, daß Nase und Mund, sonst die äußersten Vorgebirge der menschlichen Physiognomie, in dieser Vermummung tief zurück wie in einem allerseits geschützten Thale lagen, — vor die Thür auf die Straße hinaus.

Es stürmte draußen ein unbarmherziges Schneewetter, und dabei war es so stockfinster in den Straßen Dorpats, wie kaum in Pompeji bei jenem unheilvollen Aschen-

regen; keine Spur von Sonne am Himmel. Weder das Eine, noch das Andere war ein Wunder; denn im Februar verlangt man von keinem von Blüthenduft schwangeren Zephyre angeweht zu werden, und die Nächte sind in Dorpat eben so wenig von der Sonne beschienen als bei uns.

Es war nämlich 2 Uhr Nachts des ersten Februars, als wir endlich unseren werthen Freunden nach vielfach betrübtem Abschiede auf Wiedersehen die Hand schüttelten und, nachdem die Leute noch einmal uns, die Pferde und den Schlitten mit Stalllaternen rund umher beleuchtet hatten, um zu sehen, ob Alles schnee-, wind- und wasserdicht sei, durch die Straßen der Stadt davonkutschten.

Die Professoren in Dorpat veranstalten alle vier Wochen eine allgemeine Versammlung, zu der auch Fremde und andere mit der Universität in mehr oder weniger naher Berührung stehende Männer eingeladen werden. Es werden da bald von Diesem, bald von Jenem Vorlesungen gehalten, auch sonst allerlei interessante Mittheilungen gemacht, und überhaupt der Bildung und Wissenschaftlichkeit auf vielfach anmuthige und erfreuende Weise gehuldigt. Wir hatten den letzten Abend noch an einer dieser angenehmen Versammlungen Theil genommen und unsere Abreise auf diese Weise bis zu so später Stunde verschoben. Der eine Professor hatte uns mit einem trefflichen Mikroskope in die Thierwelt eingeführt, welche man neuerdings im Kieselgur entdeckt hatte, ein andever hatte uns von uralten Gesetzen und Staatseinrichtungen unterhalten, ein dritter hatte von Physiognomie und Astronomie gesprochen. Jetzt schlum-

merten Physiognomie und Astronomie, Philosophie und Philologie, Theologie und Jurisprudenz, als wir durch die dunkeln Straßen der Stadt fuhren, und Gott weiß, was für wunderliche und tolle Possen der Traumgott in diesem Augenblicke den am Abende vorher noch so vernünftigen und scharfdenkenden Köpfen spielen mochte.

Auch draußen im freien Felde träumte und schlief Alles. Alles war ruhig und stumm und trieb mit unsichtbaren Geistern seinen Spuk. Weit und breit waren außer dem heulenden Aeolus nur mein Reisegefährte und ich die einzigen wachen, redenden, denkenden, sich beherrschenden Wesen. Auch sogar den stolzen Marquis von Londonderry fanden wir schlafend, und seine Gemahlin und seinen Sohn und dessen Hofmeister, auf der zweiten Station nämlich hinter Dorpat, wo jener englische Pair und hochfahrende Tory, eine rara avis auf diesen nordischen Schneegefilden, auf seiner Rückreise von Petersburg nach England sein Nachtquartier genommen hatte. Der Postmeister, der mit uns seine Pfeife zum Kaffee rauchte, denn es war bereits früh Morgens geworden, erzählte uns, daß seiner Lordschaft erster Wunsch bei'm Eintritt in das Haus gewesen wäre, es möchte während seiner Anwesenheit Niemand im Hause rauchen, auch solle keiner der aufwartenden Geister, der ein Raucher sei, sein Zimmer betreten. Auch er, der Postmeister, habe daher gestern Abend nicht rauchen dürfen, und die Sehnsucht nach Rauchtabak habe ihn heute so früh zum Bette hinausgetrieben, um mit uns in der Passagierstube ein Pfeifchen verdampfen zu können. Ich erkundigte mich, ob seine Lord-

schaft wohl eine Frage über die Verhältnisse des ihm neuen Landes gemacht, einen Esthen examinirt oder sich sonst umgethan hätte. Der Postmeister sagte mir, dieß wäre nicht der Fall gewesen, die ganze Gesellschaft hätte vielmehr in stummer und andächtiger Verzehrung des Thees und ihrer geröstoten Brodschnittchen bis 11 Uhr in würdevoller Grandezza zusammengesessen, dann hätten sich die Damen und Kinder empfohlen und der Lord darauf noch ganz allein bis 12 Uhr mit, er wußte nicht, welchen, stillen Betrachtungen zugebracht und sich endlich schlafen gelegt. Der Postmeister zeigte mir die Fenster, hinter denen er schlummerte. Ich horchte an den Laden, ob nicht der berühmte Redner auch etwa im Schlafe redete und ob mich nicht so ein glücklicher Zufall vielleicht ein Bruchstück jener originellen Reden aus diesem Munde hören ließe, die ich so oft seit vielen Jahren in den Zeitungen gedruckt gelesen hatte. Doch seine Lordschaft blieben stumm. Vielleicht wandelte der Geist auf den Gefilden der grünen Insel, während der Leib hier ruhig im nordischen Schneewetter ruhte. Endlich hörte ich den Anfang zu einem kleinen Geräusche, doch es wollte keine Fortsetzung folgen, und es blieb mir ungewiß, ob es wirklich die näselnde Stimme des Marquis gewesen sei, der sich räusperte, oder ob er sich nur im knarrenden Bette umgedreht hatte, oder ob es sonst ein anderes kleines spukhaftes Nachtgeräusch gewesen sei. Genug, ich mußte mich damit begnügen und war zufrieden, daß mir wenigstens irgend etwas Handgreifliches von der berühmten Person zu Ohren gekommen war, die für mich

bisher nur im Reiche der Geister und der Phantasie existirt hatte, nun aber doch wenigstens durch jenes Geräuschchen in's Leben und in die sinnliche Wirklichkeit getreten war.

Das Wetter hob sich etwas im Verlaufe des Tages, das graue Nebeltuch zerriß allmählig, die Wolken lösten sich in hellere Dünste auf, die Sonne brach durch, und gegen Mittag stand endlich ein schönst klarer nordischer Wintertag mit 18 Grad Kälte auf den Schneegefilden, über die wir in unserem Schlitten recht anmuthig dahinrutschten. Man kauft in Dorpat, wie überhaupt in allen russischen Städten, um einen billigen Preis recht brauchbare und geräumige Reiseschlitten. Dieselben sind, wie alle russische Schlitten, sehr zweckmäßig gestaltet. Vorn haben sie hoch sich aufbäumende Kufen zur leichteren Bewältigung des tiefen Schnees und Flügel gegen das von den Pferden aufgeworfene Eis, zu den Seiten nach hinten aber weit ausgreifende hölzerne Arme, um das Umwerfen zu verhindern. Sie sind aus unbemaltem Birkenholze gezimmert, und die Kibitke (das Dach) ist mit Matten beschlagen und inwendig mit buntfarbigen Tapeten überzogen. Das Ganze ist sehr elastisch und leicht. Man füllt den ganzen inneren Raum mit Stroh, Heu, Gepäck, Polstern und Kissen aus, wirft sich zwei Mann hoch der Länge nach auf Sack und Pack hin und liegt dann, in Kissen und Stroh verborgen, so warm wie in einem Bette. Selbst bei sehr kleinen Reisen findet man leicht ein paar Thaler, um sich ein solches Fuhrwerk anzuschaffen; hinterher verkauft man es wieder an Ort und Stelle, oder schlägt es zusammen und heizt sich den Ofen damit. Wunderlich ist es, daß man immer

die Stränge, an denen die Pferde ziehen sollen, mit sich führen muß. Da wir natürlich starke neue Stricke hatten, und da man uns gesagt hatte, daß die Postillons sich dergleichen vorzugsweise gern aneignen, so hatten wir immer unsere große Noth damit, nachzusehen, ob man uns nicht die Stränge gekappt habe.

Die Wege waren stellenweise vortrefflich, stellenweise aber widerwärtig und gefährlich. Die hauptsächlichsten Unannehmlichkeiten, welche bei den russischen Winterwegen vorkommen, sind erstlich die Unebenheiten an den Stellen, wo viel Schnee zusammengehäuft wird, und dann die glatten Stellen an den Bergabhängen. Da, wo der Schnee hoch liegt, stellen sich bei Befahrung der Schneebahn bald feste Schneeberge und Vertiefungen her. Die Russen nennen diese Vertiefungen „Uchabui", die Deutschen heißen sie „Grüfte", und letztere sprechen daher von „grüftigen Schneewegen." Mit der Zeit werden diese Grüfte immer tiefer und die Abhänge immer schroffer, weil die in die Grüfte hinabschießenden Schlittenkufen den untersten Grund mehr und mehr aushöhlen und den Schnee nach oben schaffen. Am Ende tanzen die Schlitten auf diesen Grüften und Höhen wie die Schiffe auf den Wellen auf und ab, und manche Menschen werden bei diesen beständigen Schaukelungen förmlich seekrank. Bei starkem „Stiemwetter" (Schneestäuben) sind diese Grüfte auch gefährlich, da es nicht selten vorkommt, daß die Pferde mit dem Schlitten darin stecken bleiben und sammt den Passagieren, die sich nicht immer gleich zu helfen wissen, einschneien und umkommen. An den Abhängen und geneigten Flächen entsteht eine an-

dere Unbequemlichkeit der Schneewege. Da nämlich die Schlitten, die von den Pferden aufgehalten werden, nicht immer geradeaus fahren können, sondern auch seitwärts hinunterschurren, so wird dann die ganze Bahn gewöhnlich, ohne daß sich Furchen bilden, ganz glatt polirt, so daß es oft sehr schwer hält, auf diesen glatten Spiegeln hinabzukommen.

Zuweilen ist es das Beste, in vollem Carrière hinabzugleiten, weil dann der Schlitten am leichtesten seine Richtung behält. Wenn man dieß nicht wagen will oder darf, so schleudern die Schlitten mitunter ganz von der Bahn hinab oder kehren sich so im Kreise herum, daß das Hinterste (der schwere Schlitten) nach vorn kommt und die Pferde nach hinten. Die langen Schlittenkaravanen der Russen haben ihre größte Noth an solchen Rutschstellen.

Aber noch unerwünschter als die grüftigen Wege und die glatten Abhänge sind dem nordischen Reisenden die kahlen Stellen des Weges, an denen, entweder weil der Schnee unter Sturm auffiel, oder weil der Weg ein Damm war, von dem derselbe immer wieder abwehte, oder aus anderen Ursachen, sich keine Schneebahn bildete. Hier sieht man dann die schwerbeladenen Schlittenkaravanen, die sonst überall im Galopp ihre Waaren transportiren, anstranden und wie Schiffe auf einer Untiefe sich langsam fortschleifen. Auf solchen Kahldämmen wird dann mehr Pferdekraft und Pferdeleben vergeudet als irgendwo. Zuweilen, wo es angeht, flüchtet sich Alles vom Wege ab in die mit Schnee gefüllten Gräben und auf die Felder, die beschneieten Stellen aufsuchend.

Auch dieser Theil der Petersburg-Rigaischen Straße ist noch vollkommener Naturweg und für Chaussirung derselben nichts geschehen. Das Einzige, was geschehen, ist Das, was man hier überall für die Wege that; man grub zu den Seiten Gräben, baute hier und da Brücken, lichtete die Wälder zur Linken und Rechten und pflanzte Werstpfähle und Birken an den Gräben hin, und endlich legte die Ritterschaft des Landes auf den Stationen Posthäuser an. Diese Posthäuser sind vortrefflich, ja splendid gebaut, und die Passagiere finden darin allen möglichen ihnen nöthigen Comfort. Es wäre zu wünschen, daß die Chausseeen aller civilisirten Länder Europas sich einer Reihe so guter Stationen erfreuten wie dieser livländische Naturweg von Riga nach Petersburg. Dieser Hauptweg des Landes behält natürlich Winter und Sommer dieselbe Richtung, sonst wird hier zu Lande, in Livland wie in Esthland, sowie überhaupt im ganzen nördlichen Rußland, durch den Eintritt des Winters das ganze Wegenetz verschoben und verändert. Weil dann nämlich alle Sümpfe, Flüsse und Seeen des Landes zufrieren, alles Rigide und Flüssige überbrückt und mit einer und derselben glatten Bahn überdeckt wird, so brauchen die Straßen nicht wie im Sommer die Holzbrücken aufzusuchen oder mit Umwegen zwischen Seeen und Sümpfen sich hinzuwinden, man schlägt vielmehr überall die geradeste Richtung ein, unbekümmert um Wasser, See, Sumpf und Bodengestaltung.

Viele Distanzen werden auf diese Weise um ein Drittel oder gar um die Hälfte verkürzt. So kommt es, daß man daher hier zu Lande immer von Sommer- und

Winterwegen reden hört. Es existirt so nicht nur zwischen je zwei Städten, sondern auch zwischen je zwei Dörfern, ja zwischen den einzelnen Gehöften immer ein doppelter Weg, ein Winter- und ein Sommerweg. Nur, wie gesagt, die großen Heerstraßen, die an die Poststationen gebunden sind, behalten stets dieselbe Richtung.

Die Straße nach Narwa trifft in der Nähe des Narwaischen Isthmus auf die nordwestlichste Spitze des Peipussees, den man eine Zeit lang dicht zur Seite hat. Er war jetzt ein weites wüstes Schneefeld, das der Sonnenschein des Mittags blendend erleuchtete. In großer Ferne erkannten wir schwarze Streifen und kleine dunkle Puncte; es waren die zahlreichen, auf dem See sich kreuzenden Winterwege und russische oder esthnische Schlitten, die von der ingrischen Seite des Sees zur livländischen übersetzten.

Kaum hatten wir den See erblickt, so fuhren wir auch in ein Dorf von Russen ein, die man als Fischer und Schiffer überall an den Ufern der Seen und Flüsse verbreitet findet. Der Anblick war überraschend, und unsere Augen, die bisher lange Zeit an den Anblick esthnischer Wohnplätze sich gewöhnt hatten, waren entzückt von der Ordnung und Nettigkeit, die sich in diesem russischen Dorfe offenbarten. Die Häuser standen alle in guter Ordnung dicht bei einander, während sie in den esthnischen Dörfern planlos umherliegen. Haus, Feldmauer, Hofzaun, Thorwege, Alles war fest und gut aus stattlichen Fichtenstämmen gezimmert, während die esthnischen Häuser nur aus vermoderten Stämmen und verfaultem Stroh zusammen-

geflickt zu sein scheinen. Viele Häuser waren zweistöckig und ihre Fenster bunt bemalt. Die russischen Fischerdörfer, welche den Peipussee umkränzen, sind alle von der Art dieses Dorfes, das Tschornaja Derewnija (Schwarzflecken) hieß.

Das esthnische Dorf Porno liegt zur Vergleichung russischer und esthnischer Dorfzustände gleich dicht dabei. Es scheint wie alle esthnischen Dörfer nicht einem Wohnorte von Menschen, sondern einer Höhlensammlung schmuziger Thiere zu gleichen. Sonst freut sich der Reisende, aus der wilden Natur zu den heimlichen Wohnungen der Menschen zu gelangen, hier aber wird Einem wohl, wenn man wieder in die schönen Wälder hinauskommt, wo man unwillkürlich des melancholischen Verses sich erinnert:

Die Natur ist göttlich überall,
Wohin der (esthnische) Mensch nicht kommt mit seiner Qual.

Die Bilder, welche unser Auge noch sonst auf der Straße auffammelte, waren auch eben nicht sehr freundlich, übrigens der Art, wie sie Einem auf allen russischen Straßen begegnen: ein Transport an einander gekketteter Burschen, die für Sibirien bestimmt waren, dann lange Oboßen (Schlittenkaravanen), mit Branntweinfässern beladen. Unsere Postillons schlugen die Fuhrleute dieser Karavanen im Vorüberfahren, damit sie Platz machen sollten, gewöhnlich mit der Peitsche über Kopf oder Rücken, wie es eben traf. Die meisten empfingen die Schläge auf ihren dicken Pelz, ohne sich zu rühren, einige drehten sich, von ihrem Sitze ausweichend, auf die Seite, alle aber waren leidend und stumm. Es ist schändlich, daß vor

einem einzigen leichten Postschlitten alle, selbst die schwerbeladenen Frachtschlitten, und zwar ganze Reihen derselben, ausweichen müssen, und nicht etwa nur der Sitte, sondern auch einem geschriebenen Gesetze gemäß. Und doch ist das Ausweichen hier oft sehr beschwerlich und umständlich; denn zuweilen ist nur ein schmaler Streifen der Bahn fest angefahren, während zu den Seiten dann der lockere Schnee ellentief liegen blieb.

Wir sprengten auf die angegebene Weise fast alle uns begegnenden Waarenkaravanen, und alle einspännigen Waarenschlitten stoben vor uns auseinander zu den Seiten in den tiefen Schnee hinein, wo wir sie ließen, unbekümmert darum, wie sie sich wieder heraushelfen möchten*). Nur wenn ein Sechsspänner herunkam, ging es uns dann wieder eben so, denn wir mußten unserer Seits in den Schnee einbiegen. So herrscht auf diesen Straßen Gewalt vor Recht und Billigkeit.

Ich war damals noch ein Neuling in dem Umgange mit russischen Postillonen, und ließ es mir einfallen, sie zuweilen zu bitten: „Nun, Schwager, fahre doch etwas rascher!" oder: „Lieber Kutscher, laß zutraben." Der Po-

*) Zuweilen bekommt indeß ein solches Verfahren den Passagieren der Karossen auch sehr schlecht. Die Bauern erinnern sich oft ihrer Uebermacht, widersetzen sich und lassen dann oft den vornehmen Peitschenführer erfahren, wie Prügel schmecken. Es ereignen sich bei solchen Gelegenheiten zuweilen förmliche Kämpfe und Schlachten um die Behauptung des Weges. Die Waffen der Bauern sind dabei die Krummhölzer ihrer Pferde, die sie mit ungemeiner Schnelligkeit von den übrigen Geschirren zu trennen und als tüchtige Waffen zu handhaben wissen.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

stillon sah mich dann mit großen Augen an und fuhr nicht anders als wie zuvor. Mein russischer Begleiter, der das Ding besser verstand und auch die Ucz-, Kar-, Kolm-Sprache redete, donnerte ihm dagegen mitunter auf Esthnisch zu: „Kerl, wenn Du nicht auf der Stelle schneller fährst, so hasse ich Dich bei Gott auf der nächsten Station wie einen Hund durchpeitschen und Dir die Seele aus dem Leibe reißen.“ Dieß wirkte mitunter, und die Leute fuhren dann stellenweise besser, obgleich eigentlich — ein Billiger mußte dieß zugeben — immer rasch, wenn auch für einen unzufriedenen russischen Passagier, der in seinen Anforderungen eben so ungenügsam ist wie ein Locomotiv-Passagier, nicht reißend, nicht rapid genug.

Auf der Station Rannapungern beschlossen wir zu diniren und öffneten zu diesem Zwecke unseren Pudel. Unter dem Dinge, das in den Ostseeprovinzen diesen sonderbaren Namen *) trägt, muß man sich nicht etwa einen gewöhnlichen zottigen bellenden Pudel vorstellen, sondern einen Sack, Beutel oder Kasten, der von liebender Hand dem Reisenden mitgegeben wird, damit er sich an dem Inhalte desselben, der aus Weißbrod, Wurst, Käse, Braten, Wein und sonstiger wohl verpackter kalter Küche besteht, in den meistentheils schlecht fournirten Wirthshäusern des Landes erlaben möge. Es fährt kein Reisender in Livland aus, dem seine Mutter oder Frau nicht einen treuen, heiteren, fetten Speisepudel mit in den Wagen gäbe. Der unsere war von schöner, freigebiger und uns

*) Eigentlich „Speisepudel.“

sehr werther Hand so reichlich mit Schmant- und Speckkuchen, mit Knack- und Blutwürsten und allen anderen erfreulichen Gaben der livländischen Küche versehen, daß mein Begleiter verwundert sagte: „Wahrhaftig, wir könnten ja diesen Segen mit fünf esthnischen Bären theilen und behielten doch noch genug.“ Indem er eben diese ominösen Worte sprach, öffnete sich die Thür und — was geschah? — es tänzelten mit Hungergeschrei und Gewinsel eins — zwei — drei — vier — fünf leibhaftige esthnische Bären in's Zimmer herein, freilich ganz kleine, junge und läppische. „Sehen Sie, meine Herren,“ sprach der Postmeister, „da schicke ich Ihnen fünf kleine hungrige Tischgenossen. Sie sind alle von derselben Mutter, die vorgestern ein Bauer im Walde erlegte.“

Die kleinen Wesen jammerten und schrieen so erbärmlich wie Nestvögel, oder, um den Vergleich noch frappanter auszusprechen, gerade wie junge Menschenkinder. Ich hätte nie geglaubt, daß zwischen jugendlichem Menschen- und Bärengeschrei ein so geringer Unterschied sei. Der Postmeister stellte das Nest, das er ihnen in einem Korbe bereitet hatte, in die eine Ecke des Zimmers, und sie krochen hier alle einer über den anderen hinein. Einige schnüffelten schreiend, ächzend, stöhnend und unser tiefes Mitleid erweckend an der kalten Wand empor, als suchten sie die warme Mutterbrust. Alle fünf hatten einen schmierigen, etwas krausen und nicht eben wohlriechenden Pelz von grauer Farbe und einen Streifen oder Ring von schneeweißen Haaren um den Hals. Der Postmeister sagte, diese graue Bärenrace mit einem weißen Ringe um

den Hals sei dieser Gegend von Livland eigenthümlich, und man könne sie die Bären vom Peipussee nennen *). Sie sei die wildeste und größte von allen Bärenracen; doch sei ihr Fell weniger kostbar und gesucht als das der braunen oder schwarzen Bären.

Vor dem Menschen haben die Bären, wie überhaupt alle wilden Thiere, eine entschiedene Furcht. Sie greifen ihn fast nie an, und man geht bei einem Bären weit sicherer vorüber als vor einem Kettenhunde. Auch den Viehherden sind die Bären bei Weitem nicht so gefährlich wie die Wölfe; denn sie würgen und schlachten nie so viele Rinder hin wie diese. Selten findet man hier und da einmal ein von Bären zerrissenes Pferd oder Rind. Am meisten Schaden thun sie den Kornfeldern, den Bienengärten und, wo es dessen giebt, dem Obste. Von den Körnern ziehen sie den Hafer allen anderen, selbst dem Weizen vor. Sie setzen sich dabei auf den Acker nieder, fassen eine Partie Halme zusammen und streifen die Aehren durch's Maul, indem sie so die Körner herausdrücken. Auch lassen sich die Bären zuweilen auf dem Peipussee von den russischen Fischern überraschen, die sie mit ihren langen spitzigen Eisbrechern erstechen.

Besonders auffallend war mir der Umstand, daß die fünf kleinen Bären alle unter einander Geschwister aus demselben Wochenbette ihrer Mutter sein sollten, und ich suchte die Wahrscheinlichkeit dieses Umstandes näher zu beleuchten

*) Uebrigens ist es bekannt, daß auch die Jungen der braunen und schwarzen Bären oft bis in ihr drittes Jahr einen weißen Halsring tragen.

und festzustellen. Der Postmeister versicherte, es wäre ihm so etwas allerdings auch noch nicht vorgekommen, doch habe einer seiner Leute die Mutter getödtet und alle fünf Bären aus demselben Neste genommen. Es glichen sich in der That die Fünflinge an Größe, Gestalt und Farbe ganz wie Zwillingsbrüder. Auch machten wir die Bekanntschaft des Muttermörders, eines stämmigen, verwegenen Esthen, der uns Dasselbe wiederholte. Er erzählte uns den Hergang seiner Jagd ganz einfach folgendermaßen: „Als ich vor einigen Tagen des Morgens in den Wald ging, um Holz zu hauen, hörte ich ein Geräusch im Gebüsche. Ich näherte mich ihm leise auf dem weichen Schnee und erblickte eine große Bärin in ihrem Winterneste mit ihren Jungen. Sie leckte ihre Pfoten. Ich wagte nicht, sie anzugreifen, weil ich nur mein Beil bei mir hatte, merkte mir daher genau die Stelle ihres Lagers und schlich nach Hause, um meine Flinte zu holen. Ich lud sie mit einer tüchtigen Kugel und kehrte, ohne Jemandem etwas davon zu sagen, — denn aufrichtig gesagt, ich war etwas geizig und wollte nicht gern das Fell mit einem Anderen theilen — allein in den Wald zurück. Als ich in der Nähe des Bären angelangt war, warf ich ihn mit Schneeballen und kleinen Steinen, damit er aufmerksam werde und sich aufrichte, denn in dieser Stellung schießt man ihn sicherer. Der Bär fuhr auf, blickte sich um, brummte, brüllte und richtete sich in die Höhe, um seine Jungen zu schützen. Ich zielte, schoß, traf ihn an der rechten Stelle, und er sank zusammen, indem er zuckend über seine Brut hinfiel, worauf ich ihm mit meinem Messer völlig das Garaus

machte. Da meine Flinte nur einläufig war, so hätte ich allerdings in eine schlimme Lage gerathen können, wenn mein Schuß nicht sicher gewesen wäre; der Bär hätte mich dann auf nicht sanfte Weise umarmt. Doch muß man nie verzweifeln, auch in den Armen einer so wilden Bestie nicht; es bleibt dann immer noch die Hoffnung, daß man ihm das Messer durch den Leib rennen könne. Ich habe schon mehre Bären auf diese Weise getödtet, indeß geht es dann nie ohne etwas Aderlaß oder eine kleine Amputation ab. Vor einigen Jahren verlor ich einige tüchtige Fleischlappen aus Arm und Schultern, und voriges Jahr nahm mir ein Bär die Mütze auf sehr ungeschickte Weise ab, denn mein ganzer Schopf ging mit herunter. Ich ervolchte ihn nichtsdestoweniger, klappte mein Hautkäppchen wieder auf den Kopf und ließ mich nachher curiren." Er zeigte uns sein Haupt, welches mehre nackte Narben durchkreuzten und nur noch von einigen Haarbüscheln halb bedeckt war.

Es ist sonderbar, daß der Bär immer zunächst den Kopf des Menschen ergreift und scalpirt. Bei den gewöhnlichen Jagden erklärt sich dieß freilich dadurch, daß das zur Vertheidigung gereizte Thier sich meistens hoch aufrichtet und dann niederfallend natürlich zuerst mit seinen Tatzen den Kopf des Menschen streift. Aber auch sonst soll der Bär den Menschen, wenn er ihn irgendwo überrascht, zuerst bei'm Schopfe nehmen *).

Von demselben Manne, der in seinem Leben schon

*) Ein Vorfall, der sich noch vor Kurzem in Livland ereignete und den wir hier erzählen wollen, weil er auch sonst interessant ist, bestätigte dieß. Zwei Nowgorodische Russen,

24 Bären getödtet zu haben behauptete und also in diesem Capitel der Zoologie als erfahrener und gelehrter Kenner gelten konnte, erhielten wir auch noch die interessante Belehrung, die uns bisher noch kein Buch gegeben hatte, daß der Bär nicht nur seine dießjährigen, sondern auch seine vorjährigen Jungen bei sich behält. Er entläßt die vorjährigen erst, wenn er sich zum dritten Male schwanger fühlt.

Die Haut der Bären verkaufen die Leute an die russischen Pelzhändler, das Fleisch speisen sie selbst oder führen es nach Narwa zu Markte. Die kleinen Jungen füttern sie mit Milch und Brod auf bis zum Alter von neun oder zwölf Monaten, und in diesem Alter, wo ihre Wildheit nicht mehr zu bändigen ist und ihre Stärke gefährlich wird, erschießen sie dieselben ihres Felles wegen. Dasselbe wollten sie auch mit unseren kleinen Tischgenossen thun; doch mag sich seitdem ihr Schicksal auch anders gestaltet haben. Vielleicht hat sie ein Bärenführer gekauft und ihnen Artigkeit, Manier und Tanz gelehrt.

---

die einen Bären führten, betranken sich in einem Kruge an der Landstraße und gaben im trunkenen Muthe auch ihrem Bären Schnaps zu trinken. Als sie ihre Reise fortsetzten, überfiel die beiden Führer der Schlaf, und sie legten sich nieder, indem der eine sich die Kette des Bären um den Leib band. Auf den Letzteren wirkte der genossene Branntwein ganz anders. Es ergriff ihn ein wüthender Blutdurst, und er fiel über den einen Führer her, indem er damit begann, ihn zu scalpiren. Ein vorübergehender Schäfer fand ihn bei diesem Geschäfte und sah, wie er das Blut des schreienden und vergebens ringenden Unglücklichen aufleckte. Es gelang dem Schäfer mit Mühe, einige Schützen aufzutreiben, die den betrunkenen Bären erlegten und so wenigstens den anderen Führer retteten, der indeß in tiefen Rausch und Schlaf versunken dagelegen hatte.

Von Kleinpungern bis in die Nähe von Waiwara fährt man immer am Peipussee *) hin. Die Ufer des Sees sind hier ganz niedrig, und an ihrem Rande hatten sich ungeheuere Massen von Eisschollen zusammengeschoben und zu einer hohen Mauer aufgethürmt. So weit das Auge reichte, sahen wir die Gränzen des Peipus durch diese Eisschollen-Mauer in das weiße Schneegefilde hinein gezeichnet. Wahrscheinlich war der See im Herbste nach einmaligem Zufrieren bei heftigem Sturme gebrochen, und die Bruchstücke waren dann später den Winter über so am Ufer liegen geblieben.

In Warwara wurde übernachtet. Wir fanden ein leidliches Quartier, gute Betten und die Besonderheit, daß, als wir unser Nachtlicht ausgelöscht hatten, es doch nicht dunkel wurde. Wir blickten zum Fenster hinaus: es war ein Nordlicht. Doch zeigte sich blos der ganze Himmel hell, und die Wolken phosphorescirten, übrigens war von den durcheinander kämpfenden Flammen nichts zu sehen.

Was ein Nordlicht gewöhnlich zu begleiten pflegt, begleitete uns auch am anderen Morgen, nämlich kaltes Wetter und eine frische sibirische Brise. Sie war uns günstig, und wir segelten beständig vor dem Winde; auf den Schneebahnen, wo der Wind nicht wenig fördert oder hindert, kein unbedeutender Umstand, und so erreichten wir rasch und frühzeitig die Stadt Narwa.

*) Bei den alten deutschen Chronisten Livlands wurde dieser See auch mit einem deutsch geformten Namen: „der Peibes" oder „die Piepe", genannt, was eine für Deutsche interessante Notiz ist.

Narwa.

„Seht ihr dort die altergrauen
„Schlösser sich entgegenschauen,
„Wo der Hellespont die Wellen
„Brausend durch der Dardanellen
„Hohe Felsenpforte rollt.“

Narwa ist zwischen Dorpat und Petersburg der einzige interessante Punct. Doch ist es dieß in einem so hohen Grade, daß man schwer begreift, warum die meisten Reisenden so wenig Aufhebens davon machen und in ihren Beschreibungen gewöhnlich so rasch an ihm vorbeieilen, als wäre es eine gewöhnliche russische Poststation. Freilich hat das Städtchen nicht mehr als kaum 5000 Einwohner, was nicht einmal so viel ist, als Hunderte von russischen Dörfern aufweisen. Und doch wie glanzlos, unansehnlich und wenig reizend liegt so manche große Stadt da gegen das kleine, körnige, lebendige, stattliche, erinnerungsreiche Narwa, das Natur und Geschichte zu einem gleich merkwürdigen Orte machen, an den Ufern der Narowa.

Obgleich, wie Rewal, von dem dänischen Könige Waldemar II. gegründet, wurde die Stadt doch fast ausschließlich nur von Deutschen bevölkert und ist noch bis auf diesen Augenblick eine im Herzen vollkommene deutsche Stadt mit alter reichsstädtischer Verfassung und mit ähnlichen Privilegien wie Riga und Rewal. Die Hanse hatte hier ihre Factorei und trieb von hier aus einen bedeutenden Handel in's Innere Rußlands, der zu Zeiten so glänzend war, daß die Narwafahrten dann und wann mehr Schiffe beschäftigten als die nach Rewal und Riga. Die Stadt gehörte zu Esthland und theilte mehre Jahrhunderte dessen Schicksal, fiel wie dieses an Dänemark, kam mit ihm unter die Oberhoheit der Schwertritter und wurde mit ihm an Schweden abgetreten. Als Gränzstadt Esthlands aber gegen Rußland mußte es mehr als die anderen esthnischen Städte unter den Kämpfen des Ordens und der Schweden mit den Russen leiden, in welchen die Ufer der völkerscheidenden Narowa beständig die Bühne der Schlachten wie das Rendezvous der unaufhörlichen diplomatischen Unterhandlungen waren. Der Belagerungen, Bombardements, heldenmüthigen Vertheidigungen und Schlachten zählt das kleine Narwa so viele, wie selten eine andere Stadt, von denen allen man bei uns indeß gewöhnlich nur die letzten merkwürdigen Ereignisse aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts kennen lernt, welche die Stadt zu einer russischen machten und ihr den jetzigen schon seit einem Jahrhundert dauernden Frieden gaben. Ich meine die Belagerung Narwas durch Peter den Großen im Jahre 1700, die famöse Schlacht,

welche am 30. November jenes Jahres Carl XII. ihm hier lieferte, und die trotzdem 4 Jahre später von Peter zu Stande gebrachte Eroberung der Stadt, deren Bürger dabei eine Energie und Tapferkeit entwickelten, deren sie seitdem bei keiner Gelegenheit wieder bedurften.

Die ganze Geschichte der Stadt schien uns lebendig und mit Händen greifbar entgegenzutreten, als wir über die Schneefläche des nördlichen Peipusufers heranflogen, und ihre Zinnen und Thurmspitzen mit ihren Kirchdächern und altfränkischen dunkelen Häusern wie eine kleine Felsenpartie über dem Schnee hervorstiegen. Klein, auf äußerst engen Raum zusammengepreßt, in den knapp anliegenden Panzer ihren Festungswerke sich ganz zurückziehend, ohne daß auch nur ein Haus nach Süden und Westen wenigstens als Ansatz zu einer Art von Vorstadt aus jenem Festungsgürtel hervorträte, so liegt Narwa im Schneegefilde, als läge es noch wie im Mittelalter gleich einem gewaffneten und gepanzerten Manne gegen seine Feinde zu Felde. Gegen die Ufer des Flusses hin, welche hier sehr schroff sind und eng zusammentreten, erheben sich die Festungswerke zu besonderer Höhe und Festigkeit. Auf der anderen Seite des Flusses, ihnen gegenüber Stirn gegen Stirn liegen auf einem noch höheren Felsen die Ruinen der alten Festung Iwanorod (Johannisstadt), welche die Russen hier bauten, als das andere Ufer noch schwedisch war. Der Fluß zwischen beiden Festungen ist höchstens 200 Schritte breit, und die beiden ehemals so bitter feindlichen Werke liegen sich gegenüber wie ein Paar Duellanten, die sich über's Schnupftuch mit einander

schließen wollen. Man begreift diese Lage kaum, denn hier mußte jede Kugel treffen, und jede Beschießung mußte, scheint es, beide Festungen von Grund aus zerstören. Die Befestigungen, welche die Stadt selbst auf dem linken Ufer der Narowa umgeben, sind wieder hergestellt worden und jetzt in gutem Stande, die Mauern und Thürme Iwangorods aber nur Ruinen, in deren Umfange indeß doch neuerdings einige Casernen und Magazine gebaut worden sind, so wie hier auch noch eine von Peter dem Großen gestiftete Kirche aufrecht steht.

In gewisser Hinsicht liegen sich hier noch bis auf diesen Augenblick Deutschthum und Russenthum feindlich gegenüber. Denn wie in Riga und Dorpat hat sich auch hier bei Narwa ein russischer Schweif an den deutschen Rumpf angesetzt, und beide Nationen trennt die Narowa. Die Russen wohnen alle auf der rechten Seite des Flusses am Fuße der Ruine ihres alten Iwangorod, welches jetzt die russische Vorstadt Narwas heißt, und die Deutschen auf der linken Seite innerhalb der Mauern ihrer alten Reichsstadt.

Die Beschauung des Inneren dieser Stadt kann dem Fremden nicht anders als sehr viel Vergnügen und ein großes Interesse gewähren, besonders, da Alles markig und eng sich zusammenzieht. Das Hôtel de Petersbourg liegt mitten in der Stadt. Zwei Schritte, so ist man bei'm Bürgermeister K....., in dessen Hause Alles wie die personificirte Solidität aussieht, zwei Schritte weiter, so ist man in der alten lutherischen Kirche, und noch einen Schritt, so sieht man das

äußerste Ende der Stadt. Kaum klatscht der Kutscher dreimal zu, so hat man ihren Wall umkreist und kommt am anderen Ende an, wo einige Reepschlägereien und Holzniederlagen am Flusse abwärts liegen. Dabei ist das Sonderbare, daß Narwa trotzdem keineswegs den Eindruck eines kleinstädtischen Krähwinkels macht, und man es durchaus nicht mit unseren kleinen Städten, etwa Nordheim, Burtehude oder anderen von gleicher Größe, vergleichen kann. Es ist vielmehr ganz so wie ein kleines Stück einer großen Stadt, etwa wie eins von den 13 Quartieren Rigas.

Der Handel von Narwa ist seit der Begründung Petersburgs wohl unbedeutend genug. Er beschäftigt kaum 50 Schiffe, und die Patrioten der Stadt, wenn sie groß thun wollen, müssen tief in die vergangenen Zeiten hinaufsteigen, wo sich dann Jahre finden lassen, in denen zuweilen Hunderte von Segeln auf einmal auf der Rhede der Stadt ankerten. Der Isthmus zwischen dem finnischen Meerbusen und dem Peipussee, die Ufer dieses Sees selbst und die Landschaften im Süden desselben, welche von verschiedenen in den See mündenden Flüssen durchströmt werden, bilden das Handelsgebiet der Stadt. Die meisten Waaren werden im Süden des Sees bei Pskow auf verschiedenen Strömen und Wegen zusammengeführt und von dieser Stadt auf dem See und dann auf der aus ihm hervortretenden Narwa zur Stadt weiter spedirt. Pskow ist der Ort, mit welchem demnach Narwa in den engsten Handelsverbindungen steht, und darnach Dorpat zur Linken und Gdow zur Rechten des Sees.

So sehr natürlich also an diesem Erdpuncte die entferntere Verhältnisse der Land- und Wasservertheilung Handelsleben und Städteblüthe begünstigten, so wenig vortheilhaft sind die nächsten Umgebungen Narwas gestaltet, da es sich weder mit der See und den Seeschiffen, noch mit den auf dem Flusse herabkommenden Schiffen in unmittelbare bequeme Verbindung setzen kann. Jenes hindern die Sandbänke unterhalb, Dieses die Wasserfälle oberhalb der Stadt. Die Narwa ist an ihrer Mündung durch Sandbänke der Art verschlossen, daß keinem einigermaßen bedeutenden Schiffe die Einfahrt möglich ist. Die Fahrzeuge müssen auf einer fast völlig offenen Rhede vor Anker gehen, auf welcher im Laufe der Jahrhunderte schon viel großes Unglück passirte, so daß sie zu den unter den Schiffern verrufensten der Ostsee gehört. Kleine, leichte Fahrzeuge setzen die Magazine der Stadt mit der Rhede in Verbindung.

Fast noch schlimmer sieht es oberhalb aus, wo durch die Wasserfälle der Narowa alle Schifffahrt völlig unmöglich gemacht wird. Die Flußschiffe müssen ihre Waaren hier ausladen, und diese durch Landfuhren zur Stadt gebracht werden. Die Stadt schwebt also so in sehr genirter Stellung zwischen beiden Puncten, die eigentlich innerhalb ihrer Mauern liegen sollten, zwischen dem Anfahrplatze der Seeschiffe und dem der Flußschiffe in der Mitte. Doch war diese Unbequemlichkeit schwer zu vermeiden.

Die berühmten Wasserfälle der Narowa liegen nur eine Werst oberhalb der Stadt. Wir machten auf schö-

ner Schneebahn an einem hübschen frischen Wintermorgen von etlichen 20 Grad Kälte eine höchst amusante Spazierfahrt dahin und zwar mit einem eleganten Fiackerschlitten. (Auch dieß, nämlich daß immer einige Fiacker für's Publicum auf der Mitte seines Marktes bereit stehen, hebt Narwa schon aus dem Kreise unserer gewöhnlichen Krähwinkel heraus und zeigt, daß, wenn schon das Kind sehr klein, es doch von nobler Geburt ist.) An der Mündung der Narowa geht das Vorland der hohen Küste des finnischen Meerbusens bis Narwa heran. Bei der Stadt selber aber erhebt sich das Land, auf dessen Höhen sie eben gebaut ist. In früheren Zeiten fiel wohl ohne Zweifel der Fluß hier von dem Plateau herab, schnitt aber allmählig in den Boden ein und höhlte dann, rückwärtsschreitend, eine tiefe Rille in den oberen Schichten der Felsen aus. Jetzt geht diese tiefe Felsenrille, die Krümmungen mit eingerechnet, ungefähr 1½ Werst weit von jenem ersten Anfangspuncte zurück, bis zu dem Puncte, wo das Wasser jetzt herabfällt. Die Stadt Narwa kann sich also der Aussicht freuen, daß der Fluß einmal den ganzen Isthmus zwischen dem Peipus und dem Meere so durchfurchen und dann eine ungehinderte Communication mit dem See stattfinden wird. Freilich wird der See bei diesem mit Bestimmtheit als gewiß vorauszusehenden Ereignisse wohl fast ganz zusammenschwinden. Denn sein Spiegel würde natürlich um so viel sinken, als sich der Damm, auf dessen oberstem Rücken er jetzt hinfließt, erniedrigen würde. Allein wenn man bedenkt, daß die Umwohner das Rückschreiten des Wasserfalls noch gar nicht bemerkt haben,

daß folglich ein Menschenalter ein zu geringfügiger Zeitraum ist, um das allerdings ohne Zweifel statthabende Rückschreiten bemerklich zu finden, und daß, so lange er in Thätigkeit ist, was doch immer allerwenigstens ein paar Jahrtausende sein müssen, er erst 1½ Werst durchschnitt, so sieht man, daß die Jahrhunderte, in denen jenes Ereigniß statthaben wird, aus ziemlich weiter Ferne herüber dämmern.

Die Narowa theilt sich, ehe sie von jenem Plateau in die Felsenrille hinabfällt, in zwei Arme, die jeder einen besonderen Fall bilden und sich weiter unten wieder vereinigen. Die zwischen beiden Armen liegende Insel von etwa 500 Schritten Breite, ist mit hübschen Bäumen, Gärten und Häusern besetzt, so wie auch an den Wasserfällen selbst Sägemühlen, Fischerhütten, Fabriken und andere Ansiedelungen liegen, welches Alles zusammen im Sommer einen recht hübschen Anblick gewähren mag. Der westliche Wasserfall, vor dem in geringer Entfernung eine Brücke zur Insel vorbeiführt, ist am besten zu sehen. Doch führt er weniger Wasser als der östliche, dem man aber wenigstens im Winter nicht so nahe kommen konnte. Auch schadet es dem pittoresken Anblick des zweiten Falles sehr, daß das Riff, von dem er herabfällt, schief im Flußbette steht. Das heißt, die Linie des Riffs bildet mit den Linien der beiden Ufer schiefe Winkel, so daß das Ganze also etwas verschoben aussieht. Trotz dieser schiefen Linie ist jener Wasserfall entschieden der pittoreskeste.

Durch Felsen und Eismassen war jetzt das Wasser

sehr eingeengt und stürzte nur an einigen Stellen, wo eine Lücke oder Einbiegung im Felsenriff war, in bedeutender Masse herab. An solchen Stellen hatte es jetzt eine völlig saftgrüne, hier und da fast in's Goldgelbe spielende Farbe, und besonders hübsch nahmen sich diese grünen, durchsichtigen, beweglichen Säulen zwischen dem weißen Schaum und dem noch weißeren Schnee aus. Die Felsen waren weit und breit umher mit gefrorenem Wasser bestäubt, das sie in dicken Lagen bedeckte. Die dicht am Falle stehende Mühle war sehr hübsch mit dem beständig anstäubenden Wasser bedeckt, mit prächtigen Garnituren von Eiszapfen besetzt und über und über wie verglast. An einigen Stellen schien ein gefrorener Wasserfall zu sein, denn es erschienen viele über und neben einander stehende Eissäulen. An andenen war Alles in dichte Eismassen verloren. Einige solcher Eismassen hatten sich abgelöst, sich aber wieder etwas unterwärts an vorstehende Felsen angesetzt und gaben den Anblick von großen Krystall-Felsenbrücken. Hier und da hatten sich aufrecht stehende Eissäulen röhrenartig gebildet, und die Wellen stürzten hinter ihnen wie in ein Futteral hinab. Mancher flüssige Strahl hatte sich wieder durch ein solches Futteral ein Loch gearbeitet und schoß in einem dicken separirten Bogen daraus hervor. Die weißen Schauer von Staubwolken, die man bei Wasserfällen in der Regel zu bewundern pflegt, machten jetzt einen minder schönen Effect, weil sie in der ohnedieß weißen Schneehülle, in welche Alles gekleidet war, weniger bemerklich waren. Sie spie-

len ihre Hauptrolle im Sommer, wo an die Stelle des Weiß das Grün des Rasens und der Gebüsche tritt. Unten in der ausgegrabenen engen Felsenrille verwandelt sich der Wasserfall in eine Stromschnelle, und als solche tobt und braust der Fluß noch fort, bis er sich erst in der Nähe des Felsenthores, auf dessen Höhen die Festungswerke Iwangorods und Narwas liegen, völlig beruhigt und sodann still und langsam zum Meere weiter fließt.

Eben so glatt, doch rascher rutschten wir auf ebener Schneebahn an den Ufern des Flusses zur Stadt zurück, traten in das „Petersthor" ein und, da wir nun allen Merkwürdigkeiten Narwas die gebührende Ehre angethan zu haben glaubten, eben so rasch zum „Wasserthore" wieder hinaus, über die schöne steinerne Narwabrücke, die der Kaiser Alexander hier bauen ließ, hin und traten in das Land der alten finnischen Ingren und Samen (Ingermannland) ein, wo sich uns wieder andere Anschauungen boten.

Da wir in Narwa die letzte der deutschen Seehandelsstädte der Ostsee verlassen, so mögen wir hier nicht unpassend noch einen vergleichenden Blick auf den ganzen Kranz dieser Städte und insbesondere auf ihre Handelsthätigkeit und Schifffahrt werfen, indem wir dabei die Notizen eines Aufsatzes benutzen, der im Dorpater „Inlande" von 1840 als Auszug aus einer russischen, im Departement des auswärtigen Handels herausgekommenen Schrift gegeben und in welchem zugleich auch das Verhältniß dieses Handels zu dem des ganzen russischen Reichs angedeutet ist.

Uebersicht des Handels der deutschen Ostseehäfen im Jahre 1838 und über dessen Verhältniß zum Handel des ganzen russischen Reichs.

	Werth der Ausfuhr.	Werth der Einfuhr.	Summa.
Riga,	46,000,000	12,000,000	58,000,000
Libau,	3,200,000	430,000	3,630,000
Pernau,	2,370,000	260,000	2,630,000
Rewal,	830,000	1,530,000	2,360,000
Narwa,	1,650,000	430,000	2,080,000
Windau,	420,000	80,000	500,000
Arensburg,	177,000	3,000	180,000
Hapsal,	15,000	32,000	47,000
Sämmtliche deutsche Ostseeplätze Rußlands,	55,000,000	19,000,000	74,000,000
Sämmtliche russische Ostseehäfen,	190,000,000	170,000,000	360,000,000
Sämmtliche Zollämter des russischen Reichs,	300,000,000	243,000,000	543,000,000

Aus dieser Tabelle geht also hervor, daß das Capital, welches der ganze auswärtige Handel Rußlands beschäftigt, (543,000,000 Rubel) sich zu dem Capitale, welches die deutschen Ostseehäfen im auswärtigen russischen

Handel stellen haben, (74,000,000 Rubel) sich verhält wie 7 : 1, das heißt, daß die Ostseehäfen ungefähr den siebenten Theil des ganzen auswärtigen Handels Rußlands betreiben.

Sämmtliche russischen Ostseeplätze beschäftigen ein Capital (von 360,000,000 Rubeln), das sich zu dem Capitale des ganzen auswärtigen russischen Handels verhält wie 2 : 3. Das heißt zwei Drittel des ganzen russischen auswärtigen Handels werden durch die Ostseeplätze betrieben und nur ein Drittel durch die Handelsplätze der Westgränze (gegen Oesterreich und Preußen), des schwarzen, weißen, Eisost-Meeres und der chinesischen Gränze.

Der Handel der deutschen Städte zu dem der übrigen baltischen Plätze (Petersburgs, Wiborgs und der übrigen finnländischen Städte) verhält sich wie 1 : 5.

Was das Verhältniß der Einfuhr zur Ausfuhr der deutschen Ostseehäfen betrifft, so steht dasselbe wie 1 : 3. Während also sämmtliche Ostseehäfen (Petersburg eingeschlossen) fast eben so viel ein- als ausführen, führen die Deutschen dreimal weniger ein als aus. Es ist dieß das Resultat der exorbitanten Privilegien, welche die Residenzstadt Petersburg genießt, die mit einer ungeheueren Last das Leben der deutschen Ostseehäfen bedrängen und beengen.

Wenn die deutschen Ostseeplätze mit Petersburg auf gleichen Fuß gesetzt werden sollten, so würde sich nicht nur ihre Einfuhr mit der Ausfuhr gleich stellen, sondern wahrscheinlich dieselbe noch übersteigen, weil diese Häfen in Bezug auf das Ausland eine weit günstigere Lage haben als Petersburg. Mit der steigenden Einfuhr würde

natürlich auch die Ausfuhr sich mehren, und die ganze Handelsblüthe steigen. Es wäre leicht wahrscheinlich zu machen, daß die deutschen Plätze bei Aufhebung jener Privilegien einen doppelt so lebhaften Handel betreiben würden, als sie jetzt haben.

Was endlich das Verhältniß der einzelnen deutschen Plätze betrifft, so verhält sich der Handel Rigas zu dem aller übrigen zusammengenommen wie 9 : 2. Nach Riga ist Libau entschieden der bedeutendste Platz, der ein Viertel von dem Capitale aller kleinen Plätze exportirt und importirt. Pernau ist jetzt bedeutender als Narwa und Reval, ehemals so berühmte Handelsstädte. Reval hat eine Einfuhr, die zweimal stärker ist als seine Ausfuhr.

Der Handel aller Plätze steht in dem Verhältniß folgender Zahlen: Riga 30, Libau 2, Pernau $1\frac{1}{2}$, Reval 1, Narwa 1, Windau $\frac{1}{4}$, Arensburg $\frac{1}{8}$.

Die Anzahl der Schiffe, welche in Riga jährlich einlaufen, beläuft sich im Durchschnitt auf 1300, in Libau auf 300, in Reval auf 100, in Pernau auf 100, in Narwa auf 60, in Windau auf 20, in Hapsal auf 15.

Von Narwa bis Petersburg.

„Aber in freien Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
„Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinan
„Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße."

Ingermannland ist von jeher, obgleich es zuweilen im Besitze der Schweden war und zuweilen den Schwertrittern anheimfiel, weit mehr russischen Einflüssen ausgesetzt gewesen als irgend eine andere Ostseeprovinz. Namentlich hat Peter der Große es auf eine so gewaltsame Weise russificirt, daß das Land jetzt fast mehr russisch als finnisch-schwedisch oder deutsch zu nennen ist. Nichtsdestoweniger aber ist es noch keineswegs völlig russisch und bildet von den deutsch-finnischen Provinzen zu der ächt russischen Nachbarprovinz Nowgorod offenbar ein Mittelglied, eine Uebergangsstufe, und wir mögen daher unsere Bemerkungen auf dem Durchfluge durch diese Provinz als hierher gehörig auch gleich anschließen.

Schon in Narwa, das jetzt, obgleich in seinem ganzen Mark und Gliederbau eine deutsche Stadt, dieser Provinz ange-

hört, erscheint das Russische bereits weit mehr als in den livländischen Städten, und auf der Straße jenseits Narwa glaubt man in ein anderes Land zu treten, so sehr ist die Physiognomie aller Dinge verändert. Die Dörfer an der Landstraße sind ganz russisch gebaut, die Leute sprechen meistens russisch und tragen den langen russischen Bart. Gleich an dem ersten Kruge hinter Narwa sieht man die russischen Lieblingsfarben, Ziegelroth und Dunkelgelb, zum ersten Male erscheinen. Die Wände sind roth, die Thüren und Fenster gelb angestrichen. Doch ist das Land nur an der Heerstraße in dem Grade russisch; weiterhin zu den Seiten in den Sümpfen und Wäldern wohnen noch viele Samen und Ingren finnischen Stammes, und auf den Edelhöfen gebietet ihnen noch mancher Edelmann alten deutschen oder schwedischen Geschlechts, sowie das Land selbst wenigstens im Munde des Volks noch einen germanischen Namen trägt. In officieller Sprache heißt es freilich blos das Petersburgische Gouvernement.

Die Russen nennen es auch Ischerskaja Semlja, das Land der Ischoren, desselben Volkes, das die Schweden Ingren nennen. Alexander der Newaische war es, der zuerst dieses Volk den Russen unterthänig machte und es auch zur griechisch-russischen Religion bekehrte. Nach einem anderen finnischen Stamme, den Woten, die an der Narowa wohnten, hieß es auch wohl das Land der Woten. Die Russen besaßen die Gegend nie unangefochten, indem Schwertritter und Schweden es ihnen beständig streitig machten. An Letztere ging es auch im Frieden von Stolbowa im Jahre 1617 förmlich über und blieb hundert

Jahre in ihren Händen. Peter der Große eroberte es für Rußland zurück, um seine prächtige Residenzstadt in den Sümpfen dieses Landes zu gründen. Die Schweden bekehrten die Bewohner zum Lutherthume, und sie sind noch größtentheils bis auf diesen Augenblick, mit Ausnahme einer Partie, welche Peter der Große mit Gewalt zur russischen Kirche zurück bekehrte und die jetzt sehr unglücklich daran sind, da sie noch bis auf diese Stunde weder russisch verstehen, noch auch den lutherischen Gottesdienst eines finnischen Predigers besuchen dürfen, und dann auch mit Ausnahme der eingewanderten Nationalrussen, Lutheraner geblieben.

Dicht hinter Narwa sahen wir auf einer großen Strecke den Wald (allerdings nicht Hochwald) umgehauen und das Holz und die Zweige am Boden hin ausgebreitet. Die Leute sagten, dieß geschähe, um das Land zu kräftigen. Das Holz faule in fünf oder sechs Jahren und gäbe dann einen guten Dünger, und wäre es innerhalb dieser Zeit nicht verfault, so zündeten sie es an und pflügten es dann, als Asche unter. Die Düngung mit Holzmoder und mit den Holzabfällen von den Bauplätzen und aus den Holzmagazinen ist in allen Ostseeprovinzen gebräuchlich. Doch wird sie nirgends so großartig und mit solcher Verschwendung dieses edlen Stoffes betrieben wie in Ingermannland. In Kurland wird nur der Holzabfall der Bau- und Holzplätze oder sonstiges unnützes Gesträuch auf den Feldern dazu verwendet.

Wie die Cultur des Bodens und der Wälder in Ingermannland schon bedeutend unvollkommener und die Anzahl

der Bewohner viel geringer wird, so macht sich dagegen die wilde Natur viel breiter, und die Anzahl der Wölfe und anderer wilden Thiere wird noch größer. Gleich hinter Narwa begegneten uns mehre Wölfe in einem Walde. Die Weise, wie sie sich bei dieser Begegnung betrugen, war charakteristisch. Dicht vor uns fuhr in der Entfernung einiger hundert Schritte ein anderer Schlitten. Die Wölfe spazierten mit einer hündischen Frechheit mitten zwischen beiden Schlitten ganz langsam durch, scheinbar ohne sich um uns zu bekümmern, und verloren sich auf der anderen Seite im Dickicht. Der Bär thut so etwas nie; er ist, obgleich stärker, doch scheuer als der Wolf, der, weil er alle Tage von den Hirten mit Steinen geworfen und mit Stäben, Peitschen und Spießen verfolgt und geprügelt wird, wenn auch nicht muthiger und kühner, doch dreister und gegen Schläge gleichgültiger geworden ist.

Wir hatten in Narwa unseren Dorpater Mattenschlitten verkauft und, um auf den Poststationen in Ingermannland, wo die loyalen und gebildeten livländischen Postmeister aufhören, keine Scherereien zu haben, einen russischen Miethkutscher (Jämschschik) angenommen. Wir lernten hier zum ersten Male diese interessante Menschenklasse in einem Individuum, welches Pawl Iwanowitsch hieß, kennen. Pawl Iwanowitsch war ein flotter, flinker Bursche von 25 Jahren, der uns in allen Stücken nicht nur als Kutscher, sondern auch als Kammerdiener, Musiker, ja auch als Wächter und Phylax diente. Trotz der rauhesten Kälte sang er auf seinem windigen Schlittensitze

beständig die lustigsten Lieder, während wir drinnen unseren Mund mit wollenen Tüchern umwickelt hatten. Nachts wurde der Schlitten in das Gehöfte gestellt, und Pawl mußte sich als Wächter auf unsere Koffer und Geräthschaften legen und war ganz zufrieden, wenn wir ihm ein paar Matten und etwas Stroh als Bettdecke dabei bewilligten. Er wußte sich in allen Stücken schnell und gut zu helfen, und als uns einmal unterwegs ein Strick fehlte, um einen Kasten festzubinden, griff er sogleich in das Stroh des Schlittens, drehte daraus ein brauchbares Seil zurecht und band den Kasten so fest, als wäre er angenagelt.

Der erste einigermaßen bedeutende Ort, den wir in Ingermanuland nach Narwa erreichten, war Jamburg, in den russischen Statistiken als Kreisstadt aufgeführt und in den livländischen und ingrischen Chroniken als Stadt, Schloß und Festung häufig genannt, jetzt aber in der That nur ein sehr wenig anmuthiger Flecken. Jamburg liegt an dem hohen Ufer der Luga. Das städtische Leben dieser Stadt ist so unbedeutend, so kraftlos, daß sie sich nicht einmal der großen Landstraße bemeistert und, sie sich incorporirend, in eine Stadtstraße verwandelt hat. Die Heerstraße durchsetzt in ungeschmälerter Breite und in gerader Richtung den ganzen Ort, dessen Häuser an ihr in gerader Linie hinrangirt liegen wie die Häuser eines Dorfes. Das einzige hervorragende Gebäude Jamburgs ist eine große Kaserne.

Wir übernachteten in Gurlowa, einem Dorfe ungefähr in der Mitte zwischen Petersburg und Narwa, und lernten hier zum ersten Male die Herrlichkeiten eines russischen Wirthshauses an der Landstraße kennen. Das Wohn-

haus war roth und gelb angestrichen, wie alle russischen Straßenkrüge, und eine Galerie lief rund um dasselbe herum. Das Gehöfte hinter dem Hause war von einem oben verdeckten Portikus mit Säulen aus dicken Fichtenstämmen umgeben. Dieser Portikus war nach außen geschlossen, nach innen aber ganz offen und diente so den Pferden als eine äußerst frische und luftige Stallung. Auch im Hofe lief um das Haus ein Corridor herum. So ist die Bauart aller russischen „Postojalluije Dworui" (Caravansarais). Nach der Luftigkeit und Leichtigkeit dieser Bauart sollte man meinen, die Russen wären eine aus dem heißen Afrika an die nordischen Meere verschlagene Colonie, wenn man nicht im Inneren wieder die mächtigen Oefen, die doppelten Fenster u. s. w. erblickte.

Wir waren die einzigen Fremden in diesem Gasthause, und so machten wir denn gemeinsame Sache mit unseren Wirthsleuten, um Abendgesellschaft zu haben, und da wir die schönen Gaben unseres Speisesackels nicht geizig für uns allein behielten, so fanden sich auch noch zwei andere Leutchen dazu ein. Es waren arme Schneider, ein paar Brüder, die, wie sie uns sagten, in den Vorstädten Petersburgs für die Fuhrleute, Gemüsehändler und andere arme Leute ihre Nadel arbeiten ließen. Sie hatten eine Reise nach Reval gemacht, um Verwandte zu besuchen, waren aber unglücklicher Weise in einem Kruge vor Narwa aller ihrer Sachen und ihres Geldes beraubt und so bis auf den letzten Pfennig ausgeplündert worden, daß sie nun von Wirthshaus zu Wirthshaus sich Arbeit suchen mußten, um ihre Reisezehrung bezahlen und nach Petersburg

zurückgelangen zu können. Sie waren aus Jaroslaw gebürtig und daher beide auch ausgezeichnet hübsche Leute, besonders der jüngere Bruder, ein ungemein schöner Bursche von 14 Jahren. Beide waren Leibeigene, und der jüngere, der unter Aufsicht seines Bruders arbeitete, mußte seinem Leibherrn 50 Rubel, der ältere 75 Rubel jährlich von seinem Verdienste abgeben. Sie hatten kein anderes Handwerkszeug bei sich als ihre Nadel und Schere, alles Uebrige verschafften sie sich an Ort und Stelle. Sie nähten jetzt für den Wirth ein Paar schwarzsammetne Hosen, wie die Russen sie gern tragen. Ich fragte den jüngeren, ob sein Bruder streng sei und ob er ihn auch wohl zuweilen schlage. „Nein, das leide ich nicht, Herr!“ erwiderte er. „O zuweilen muß ich ihm doch wohl einen kleinen Backenstreich geben,“ sprach der ältere Bruder dazwischen, „wenn er mir zuviel an die Mutter und an die Schwestern denkt und dann nicht fleißig bei der Arbeit ist.“

Die beiden hübschen Leute ließen sich unsere Speisen herrlich schmecken. Ich warf die Frage auf, was sie von den Deutschen dächten und ob die Russen oder die Deutschen besser seien. Da erging sich unser Kutscher Pawl, den auch das liebliche Teller- und Gabelgeklirre herbeigelockt hatte, in den herrlichsten Lobsprüchen über die Deutschen und sagte: „Die Deutschen allein sind Männer von Wort; den Russen aber darf man nichts glauben. O, ich liebe die Deutschen viel mehr als die Russen.“ — „Ach, glauben Sie ihm nicht, meine Herren,“ warf der patriotische Schneider aus Jaroslaw dazwischen; „ich kenne Pawl Iwanowitsch von Petersburg her recht gut. Er ist

selbst ein Erzfeind der Deutschen und kann sie nicht ausstehen. In Bezug auf die Unzuverlässigkeit der Russen würde ich ihm widersprechen, wenn er nicht eben durch seine Rede gewissermaßen einen Beweis für die Wahrheit Dessen, was er sagte, lieferte." Wir erinnerten uns dabei, wie uns das später in Rußland noch oftmals widerfuhr, an den berühmten Syllogismus über die Lügenhaftigkeit der Kretenser.

Das Gespräch bei unserem Souper war übrigens voll Geist und Witz, wie denn die Gespräche des gemeinen Russen fast immer so sind. Auch wurden uns hübsche Geschichten erzählt und Mancherlei über die Sitten der Umwohnerschaft mitgetheilt. Man sagte uns, die Russen in dieser Gegend *) gäben dem Todten zweierlei Dinge mit in den Sarg, erstlich eine Branntweinflasche mit etwas Branntwein und dann eine aus Brodteig gebackne Leiter, diese, damit die Seele darauf zum Himmel hinaufsteigen könne, jene, damit sie sich unterwegs zuweilen etwas erstärke und erfrische. Die Branntweinflasche ist sehr häufig der Gegenstand der Wünsche allzu eifriger Liebhaber jenes Getränks, und man findet die Gräber nicht selten geöffnet und die Flasche gestohlen. Die Leiter lassen die Diebe allemal in Ruhe. Natürlich wäre es grausam, dem armen Todten auch noch den Himmel zu entziehen; auch beneiden ihn die Schelme wohl nicht sonderlich um dieses Glück.

Den Kleinrussen wird in Großrußland eben so Vielerlei

*) Ob diese Sitte auch in anderen Theilen Rußlands statthat, ist uns nicht bekannt geworden.

nachgesagt wie den Schwaben bei uns. Ja sonderbar ist es, daß manche Schwänke, die wir den Schwaben zuschreiben, dort ganz auf dieselbe Weise den Kleinrussen aufgebürdet werden, so z. B. die ingenlöse Idee von dem Abweiden des Grases auf dem Kirchthurme. Ein anderer Schwank, den wir noch nicht kannten, war der von der verunglückten Desertion dreier kleinrussischer Recruten, worin die unzeitige Schwatzhaftigkeit der Kleinrussen zur Schau gestellt wird. Drei kleinrussische Recruten wurden einst von großrussischen Soldaten transportirt, um in den moskowitischen Regimentern enrollirt zu werden. Unterwegs bekam sie Furcht vor dem Corporalstocke, und als die Soldaten sich in einem Walde schlafen gelegt hatten und die Bewachung der Recruten vergaßen, faßten sie sich Muth und desertirten. Statt aber das Weite zu suchen, kletterten sie blos auf die Bäume des Waldes, in der Hoffnung, daß die Soldaten sie hier nicht entdecken würden. Sie saßen hier ganz mäuschenstill, bis die Soldaten erwachten. Da that einer von ihnen den Mund auf und rief den anderen zu: „Chlopzy!*) aufgepaßt! Jetzt ist es Zeit, still zu sein, denn sie sind wach!" Die Soldaten entdeckten den Schreier sogleich, ließen ihn vom Baume herabsteigen, knebelten ihn und suchten die anderen. In vollem Aerger über die Dummheit seines Kameraden rief der zweite ihm zu: „Ach lieber Gott, warum schwiegst Du nicht still, Du dummer Hans! Hättest Du nichts gesagt, so wärest Du noch frei." Auch er mußte nun

*) Kleinrussisch = Jungens.

herunterfolgen und sich knebeln lassen. Den dritten konnten die Soldaten gar nicht finden. Er saß ganz still wie eine Eule in dem dichten Gezweige eines alten Fichtenbaumes, und als seine Verfolger unter diesem Baume vorüberkamen, dachte er bei sich: „Ja sucht ihr nur, ich bin ein Pfiffikus, mich werdet ihr so leicht nicht finden.“ Er wollte es eigentlich nur leise denken, allein wider seinen Willen, wie es Schwachköpfen wohl zu passiren pflegt, kamen ihm die Worte auch auf die Zunge, und es wurde ein Selbstgespräch daraus, so daß die Soldaten nun auch ihn entdeckten und alle drei mit sich fortnahmen, indem sie unter beständigen Ruthenschlägen ihnen lehrten, wie unklug es sei, zur unrechten Zeit kleinrussisch zu sprechen.

Diese Geschichte, welche der Schneider aus Jaroslaw erzählte, erregte allgemeine Heiterkeit, da der Jaroslawer sie auf eine höchst komische Weise vortrug und auch den kleinrussischen Dialekt, der für die Großrussen noch von viel komischerem Effecte ist als das Holländische für die Deutschen, vortrefflich nachzuahmen verstand.

In der Nacht um 4 Uhr knisterte — nicht das Feuer in unserem Ofen, sondern — der Schnee schon wieder unter unseren Schlittenkufen. Es ist wunderbar, wie hell die Nächte auf den Schneegefilden selbst bei völlig bewölktem Himmel sind. Es war kein Mondschein, kein Stern und Nordlicht am Himmel, und die Sonne sollte erst in vier Stunden aufgehen, und doch war es so hell, daß wir auf 40 bis 50 Schritte Alles deutlich erkennen konnten. Wir sahen ganz genau die Bäume am Wege und ihre Verzweigung. Ich nahm bei unserem Kutscher wahr,

wie er hinten auf dem Rücken, den er uns zukehrte, viel dunkler war als auf den Seiten, wo ihn der Schnee beleuchtete.

Der Weg war außerordentlich grüftig, und wir schleuderten über so viels tausend Uchabui hinauf und hinab, daß wir Beobachtungen genug über sie machen konnten. Sie sind alle gleich tief, gleich breit und überhaupt ganz gleich gestaltet und laufen immer quer über den Weg, senkrecht auf die Seitengräben, ein Zeichen, daß sie nur von den Schlitten herrühren und nicht vom Winde, der ja immer in allerlei verschiedenen Richtungen weht. Zuweilen begegnet man auch Unebenheiten, die der Wind veranlaßte, besonders hoch aufgethürmten Schneebänken, welche die Russen „Ugrobui" nennen, und über die dann die Wege wie über Berge hinführen. In den Dörfern waren diese Ugrobui durchschnitten und ausgeräumt, so daß dann auf der Seite zwischen den Häusern haushohe Mauern von Schnee standen. Unser Kutscher war unermüdlich und beständig thätig mit der Förderung unserer Equipage durch alle die verschiedenen Bodengestaltungen, welche das Terrain darbot. Beständig trieb und lenkte er die Pferde, sang dabei, machte uns auf Dieß und Jenes am Wege aufmerksam, sprang zum Schlitten hinaus, um ihn zu halten, wenn er umzuschlagen drohte, und setzte sich bald rechts, bald links, um das Gleichgewicht zu erhalten. Kurz er war so thätig, daß uns unthätigen Herren hinter ihm über seine aufopfernde Unermüdlichkeit diesse Scham anwandelte.

Die Wälder waren prachtvoll, und der Anblick der

verschiedenen, unter der Last vor durch den Nachtfrost der Nacht angesetzten Eiskrystalle niedergebeugten Baumgruppen war im höchsten Grade pittoresk, besonders die Birkenbäume, die mit unzähligen Eiszapfen gleich gefrorenen Staubbächen einer über den andern hinstürzten. Die Tannen und Fichten schienen ganz zerstört. Alle Spitzen waren verschwunden und vom Eise ungebrochen, die Zweige hingen schlaff und starr an ihnen herunter, und Alles war regungslos und todt wie verglast. Nur ein starker Windstoß vermochte Rührigkeit in die Zweige zu bringen, und dann klapperte und klirrte Alles wie mit Schellen behängt, indem die kleinen Eiskrystalle an einander schlugen.

Eines guten Pinsels eben so werth wie diese Waldscenen waren auch die Gruppen der an dem Wege arbeitenden Russen, schöne Greise, kräftige, gesunde junge Leute, alle mit Reif, Schnee und Eis bedeckt wie die Tannenbäume. Sie fällten die Uchabui und hieben Durchgänge ein in die Ugrobui.

An einigen Stellen waren die Anhäufungen des Schnees auf dem Wege so ungünstig gestaltet, z. B. auf der einen Seite so steil aufgeworfen, daß es gefährlich gewesen wäre, hinunter zu fahren, und dabei zugleich auch so ungeheuer groß, daß sie nicht leicht durchgebahnt werden konnten. Man hatte dann, um die Fuhrleute nicht zu verleiten, auf die Bank hinaufzufahren, auf der flach ansteigenden Seite derselben den Weg durch eine aus Schnee- und Eisblöcken aufgeführte Mauer völlig gesperrt und die Straße mit Umgehung der Schneebank zur Seite auf dem Felde herumgeführt, wo eingesteckte Tannenbäume sie bezeichneten.

Als wir im Wirthshause von Gluchowa ankamen, hatten wir Lust, Wein zu trinken. Wir zerschlugen daher unsere vollen Bouteillen, langten den Wein aus den Scherben heraus und zerschnitten ihn mit dem Brodmesser in Stücke. Dann warfen wir die Weinstücke in Gläser und gossen heißes Wasser auf, das wir dann mit Zucker und Citrone würzten. Es war nämlich — der Leser wisse es, damit er unser sonderbares Verfahren nicht mißbillige — in unserem Speisepudel, obgleich er bei uns im Schlitten gestanden hatte, Alles steinhart gefroren. Der Wein, die Butter, die Würste, Alles war wie verzaubert und mußte im Ofen erst wieder zu seinen natürlichen Zuständen zurückgeführt werden.

In dem Wirthshause von Gluchowa fanden wir reges Leben und vielfachen Tumult und schmeckten schon die Nähe der volkreichen Capitale durch. Der Krug bot eine lange Reihe von Zimmern für die Gäste dar. In dem einen sangen einige reisende Herren ihren Damen etwas vor. Es waren deutsche Instrumentenmacher aus Petersburg, die auf einer Reise nach Riga zu ihren Verwandten begriffen waren. In dem anderen Zimmer lärmte und schwatzte eine ganze Partie russischer Fuhrleute. Die russischen Kellner und Marqueurs liefen hin und wieder, bald einen Gast bedienend, bald zu ihrer Balalaika greifend und einem anderen etwas vorspielend. Mitten in einer Gruppe lärmender und zankender Männer saß ein Alter, der mit starker, fast dröhnender Stimme im Tone der Popen und nach russischen Kirchenmelodieen geistliche Lieder vorsang aus einem Buche, von dem er mir sagte, es sei

ein Auszug aus der Bibel. Im Gehöfte schlenderte ein Tschuchonez *) und musicirte auf einem Instrumente, das ich bisher noch nicht gesehen hatte, sonderbare Melodien. Er nannte es eine Dutka. Es hatte ungefähr die Gestalt einer Klarinette, ein dünnes, langes Mundstück, Luftlöcher und unten eine Weitung wie ein Pfeifenkopf. Die Töne, welche er darauf hervorbrachte, glichen denen der Klarinette, doch waren sie weniger klangreich, mehr schnarrend und näselnd, Mittelstöne zwischen Klarinette und Dudelsack.

Nicht wenig in Erstaunen setzte mich das Benehmen eines jungen vornehmen Russen, den ich hier kennen lernte. Er hatte eine brennende Cigarre, und da ich meine Pfeife auch gern in Gluth gesetzt hätte, fragte ich ihn, wo er sie angezündet habe. Er wies auf das Obros (Heiligenbild), das mit einer ewigen Lampe darunter im Zimmer hing. Ich wollte nicht glauben, daß er seine Cigarre an der Flamme des Lämpchens angezündet habe, und tadelte ihn darüber. Da nahm er meine Pfeife und zündete sie ebenfalls dabei an, indem er mir lachend bemerkte, daß er sich nicht das geringste Gewissen daraus mache; denn er wisse sehr gut zwischen Gebrauch und Religion, zwischen Aberglauben und Glauben zu unterscheiden. Es wären dieß auch die Ansichten aller seiner jungen Standesgenossen, bei denen solche alberne Sitte längst aus der Mode gekommen wäre. Aufrichtig gestanden, ich dachte im Stillen bei mir, daß mir doch die Weise unseres bärtigen rauhen Kutschers,

*) Russischer Name für die Finnen.

der sich jeden Morgen bei'm Ausfahren bekreuzigte und dem Obros in irgend einem Kruge ohne frommen Gruß ließ, besser gefiel als die des Elegants.

Kurz und mit einem Worte! in Gluchowa waren wir nun schon so ganz in Petersburgische Kreise eingedrungen und so tief von russischem Leben umgeben, daß wir hier unsere Reisebeschreibung abbrechen, weil von nun an alle unsere Gespräche, Anschauungen und Begegnisse wenig Beziehung mehr zu den deutschen Ostseeprovinzen, denen wir dieses Buch widmeten, hatten, und so mögen wir es denn nun nach der Schilderung unseres Durchfluges versuchen, die Bemerkungen, welche wir über die Natur und die Bewohner dieser so interessanten Länder während unseres Aufenthaltes daselbst zu machen Gelegenheit hatten, zu einem vollständigen Gemälde derselben zusammenzustellen.

Baltische Naturansichten.

„Te quoque magna Pales et te memoranda canemus,
„Pastor ab Amphryso, vos silvae amnesque Lycei."

Die Reisenden, welche in Memel eine Kalesche bestiegen und, auf der großen Petersburgischen Straße von Station zu Station die Pferde wechselnd, die Gefilde der drei Ostseeprovinzen durchflogen, urtheilen zu ungünstig von ihrer Natur. Sie glauben, durch eine Einöde zu fahren, in der nur Wald und Sand, Gestrüpp und Sumpf abwechseln. Die langen Tannenwälder ziehen sich ohne Ende zur Seite ihres Weges hin. Hier und da sehen sie ein ödes Haus wie verlassen daliegen, und die grauen schafspelzigen Einwohner, deren Sprache sie nicht verstehen, huschen ihnen wie Nachteulen über den Weg. Das interessante innere Leben dieser Wälder bleibt ihnen unbekannt, wie es sich im Inneren der Häuser regt und freut, wissen sie nicht, und die lieblichsten Naturscenen bleiben ihnen zur Seite der großen Heerstraßen, da sie nicht die schlängelnden Pfade betreten, auf denen „in des Waldes Geheimniß entfliehet die friedliche Landschaft."

Sie haben weder den Schlüssel, sich die verborgenen Thüren zu diesen inneren Schätzen zu öffnen, noch auch die Zeit, sie anzuschauen, und da Verachtung immer leichter ist als Lob, so freuen sie sich, wenn sie erst in Petersburg wieder an einer reichbesetzten Tafel sitzen und die wüsten Ostseeprovinzen mit dem Rücken ansehen können.

Allerdings haben Flora und die übrigen Naturgottheiten nicht ihr ganzes Füllhorn über diese Gegenden ausgeschüttet. Sie waren hier sparsam mit der Vertheilung ihrer Wundergaben. Im Ganzen platt und eben liegt das Bild der Landschaft am Boden. Die Vegetation ist wenig manchfaltig. Selbst die Menschen sind in Kleidung und Wohnung weniger schmuckreich und durchflechten nur spärlich die Werke der wilden Götter, der Faunen-, Sumpf-, Wald- und Wiesen-Nymphen mit den Werken der Cultur, mit Gärten und heimathlichen Gebäuden. Ja sogar Jupiter, der Hochdonnernde, ist hier flau und leidenschaftlos. Auf matt rollenden Gewitterwogen fährt er einher, und nur in Nebeln und nie endenden Regen steigt er zur Erde herab. Nichtsdestoweniger aber hat auch dieses Land seine besonderen Reize und seine eigene Schönheit. Es kommt nur darauf an, daß wir sie auf seine Weise fassen und uns nicht zur baltischen Idylle wenden, wenn wir vom Studium des schweizerischen Epos kommen.

Die Länder, welche die Letten und ihre Nachbarn, die Esthen, bewohnen, liegen unter dem 55sten bis 60sten Grade nördlicher Breite, und eine so hohe Breite ist kein günstiges Omen für die Milde ihres Klimas. Der

Winter ist 6 Monate lang, voll von Stürmen, Eis, Schnee und kalten Frostnächten. Der Sommer ist kurz und heiß. Der Herbst ist trübe, regenreich und schmuzig. Einen jugendlichen Frühling giebt es kaum. Denn der Mai ist rauh und genußlos. Die schönen Vorläufer im März machen die wieder folgenden winterlichen Tage bald vergessen, und der Juni ist rasch reif zum Sommer.

Alle diese Dinge theilen die Herzogthümer mit so manchen Königreichen und Kaiserthümern, die sich mit ihnen in derselben Zone um den Erdglobus legen. Die Feuchtigkeit des Bodens und der Luft aber scheint ihnen eigenthümlich zu sein. Sei die sumpfige Natur des Erdreichs oder eine Prädisposition der Luftsäule daran schuld, es tröpfelt hier oft Tage, ja Wochen lang, ohne daß es zu einer kräftigen Entladung und energischen Aufheiterung käme. Es scheint, als mische sich hier Alles charakterlos durcheinander. Denn selbst der Schnee fliegt häufig mit Regen vermischt herab. Die Deutschen haben für diese eigenthümlich chaotische Wetterform den Ausdruck: „es schlackert" gebildet.

Wie die Ostseeprovinzen in Bezug auf ihre Bevölkerung auf der Gränze zwischen dem Slaven- und dem Germanenthum liegen, eben so liegen sie auch in Bezug auf das Wetter zwischen den deutschen und den russischen Wetterformen. Nicht so schroff wie in Rußland scheiden sich die Jahreszeiten, und nicht so mild sind die Uebergänge wie in Deutschland. Es entsteht daraus die unliebliche Wettergestaltung der Ostseeprovinzen, in denen

der sibirische Boreas noch nicht so entschieden herrscht, und wo doch baltisches Meer und westliche Einflüsse noch im Sommer kühlen und im Winter wärmen. Daher namentlich im Winter, wenn in Rußland Alles sicher überbrückt ist, und die Eispaläste fest begründet stehen, hier dieß beständige Schwanken zwischen Thauen und Frieren und namentlich in Kurland ein so häufiger Wechsel zwischen Schnee und Regen und ein beständiges Klagen über die Unbeständigkeit der Schlittenbahn. In den dunkeln Herbstmonaten October und November scheint es förmlich, als habe die Sonne ihre Erde verlassen und als wolle Alles in's Chaos zurückfallen. Undurchdringliche Wolken decken einförmig den Himmel, und Nacht und Tag lösen kaum bemerkbar sich einander ab. Wege und Stege verschwinden in Sumpf, und fast aller gesellige Verkehr hört auf. Die baltische Menschheit verfällt in Melancholie.

Die schönsten klimatischen Phänomene sind die hellen Sommernächte und die winterlichen Nordlichter. Doch genießt beide nur der einsame Beobachter, der dann gern die wunderbar erleuchteten Wälder durchirrt, oder der Lette und Esthe, der in den Johannisnächten bis zum frühen Morgen singt und bei'm Scheine der Nordlichter über die Eisfläche der Seen zu den Hochzeiten seiner Bekannten fährt.

Sümpfe.

„Was hast du da in Höhlen und Felsenritzen
„Dich wie ein Schuhu zu versitzen,
„Was schlürfst aus dumpfem Moos und triefendem Gestein
„Wie eine Kröte Nahrung ein?“

Die große Feuchtigkeit der Luft, die westlichen Winde, welche hier, vom sibirischen Ostwinde bekämpft, sich ihrer wässerigen Bürde entladen, haben den Boden des Landes zu einem der feuchtesten und sumpfigsten gemacht, so daß in gewissen Jahreszeiten die ganze Oberfläche desselben ein Sumpf zu sein scheint. Die vielen moosigen Kräuter, die den Boden decken, halten auch die Feuchtigkeit lange an sich, und selbst an Abhängen von Hügeln tritt man daher in's feuchte Gras, wie in einen Sumpf. Der bleibenden und nie austrocknenden Sümpfe giebt es überall eine Menge. Ja fast alle Wiesengründe sind mehr oder weniger sumpfig. Klare, über krystallene Kiesel rinnende Bäche giebt's im ganzen Lande kaum, und die kleinen Flüsse sind fast alle sumpfig und daher sehr gefährlich. Nur an wenigen Stellen sind gefahrlose Furthen.

Der Nuancen und Abstufungen unter den Sümpfen und Moräften sind unzählige. Auf der einen Seite gehen sie zu bloß feuchten Gründen, überwässerten Wiesen und Seen über, auf der anderen bilden sie sich zu eigentlichen Moor- und Moossümpfen aus. Oft ist in ihnen die schwammige, weiche Moosmasse 20 bis 30 Fuß tief. Die schlimmsten Sümpfe liegen in weiten Flußthälern und

in den dichten ausgedehnten Wäldern verborgen. Sie frieren erst sehr spät im strengsten Winter zu. Ja viele bleiben fast immer offen. Durch Graben- und Canalziehung ist es gelungen, viele von ihnen trocken zu legen. Die meisten aber sind so tief und scheinen so unverbesserlich, daß die Cultur sich ihrer wohl schwerlich jemals bemächtigen wird. Namentlich setzen die Moosmoräste ihr unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Denn da die ganze dicke Moosmasse das Wasser wie ein Schwamm an sich hält, so helfen hier Gräben nichts. Das Wasser läuft nur so weit weg, als der Graben reicht. Zu den Seiten bleibt es aber im Moose stecken. Auch bildet man auf diesen Moosmorästen sehr schwer eine fruchtbare Erdschicht. Denn die in der Tiefe des Sumpfes wurzelnden Moose treiben oben mit einer außerordentlichen Energie neue Spitzen und Sprossen empor, die alles angepflanzte Getreide oder Gras wieder vernichten.

Die vielen Sümpfe und die außerordentliche Bodenfeuchtigkeit im Lande machen eine Menge eigenthümlicher Verfahrungsweisen in der Cultur des Bodens nöthig. Die Ackerfelder sind überall von tiefen Gräben durchschnitten, die das Wasser abziehen und sammeln. Auf der anderen Seite wird es für die Chaussirung des Landes erforderlich, daß die Wege erhöht werden, weßhalb fast alle bedeutenderen Wege erhöhte Dämme sind. Im Winter haben diese Dämme die Unbequemlichkeit, daß die Schneebahn sich auf ihnen nicht so leicht bildet, da der Wind den Schnee beständig abfegt. Daher die stets im Lande wiederholte Frage: „sind die Dämme noch kahl?“ auf die

man so gern die tröstende Antwort vernimmt: „nein, die Dämme sind schon gut bedeckt.“ Auch hindern oder erschweren die Sümpfe überall den Verkehr und machen im Sommer große Umwege nöthig.

Der Anblick eines großen livländischen Sumpfes ist ein höchst trauriger. Auf einer langen und weiten Strecke Landes nichts als ein unfruchtbares, unabhbares Chaos, auf dem nur steife Riedgräser, die mit ihren weißen Seidenbüscheln im Winde spielen, und hohe unschöne Binsen und blüthenlose Moose gedeihen. Hier und da nur ein kümmerliches Birklein, krüppelhafte Fichten, zwischen denen die Betula nana und kleine Salixarten als niedrige Gesträuche sich kaum über den Boden erheben, und dann und wann eine schöne einsame Blume, die nur das Perspectiv erreicht. Alles kahle, wilde, grausenhafte Einöde, bewohnt von Schnepfen und Bekassinen und stets belebt von den kreischenden Tönen des Kiebitzes, der über seinem Neste kreiset, und der schwarzenden Wachtel, die sich im nassen Grase an den Ufern birgt. Es giebt solche Sümpfe, die über eine Quadratmeile groß sind, in Livland mehr als in Kurland, in Esthland, welches die trockenste von den drei Provinzen ist, am wenigsten.

Wo der Grund und Boden der Vertiefungen sich festigte und die Wasser darüber sich rein und klar ansammelten, da entstanden Seen, mit denen die Landschaft überall am wenigsten in Esthland durchwebt ist. Selten sind die Ufer dieser Seen romantisch. Gewöhnlich verlieren sich ihre Gestade in niedriges, sumpfiges Erdreich oder in kahlen Flursand und sind rund umher mit

dunkelen Wäldern umschattet. Hier und da erscheint an ihren Ufern ein einsamer Edelsitz oder ein russisches Fischerdorf. Doch nähren sie einen Segen von schmackhaften Fischen aller Art, und Enten, wilde Gänse, Schwäne und Möwen hausen in Schaaren in ihren Binsen- und Schilfwäldern.

Sehr gewöhnlich ist auf ihnen die Erscheinung der schwimmenden Inseln. Die vielen tiefwurzelnden Moose und Rieve halten den Boden wie mit einem Filze zusammen, und es reißen sich daher oft solche verbundene Stücke los, die mit Bäumen, Kräutern und Allem, was darauf wächst, vom Winde auf dem See hin- und hergetrieben werden. Bald befestigen die Anwohner des westlichen Ufers die Insel mit Stricken auf ihrer Seite, bald, wenn sie ein Sturm losriß, die des östlichen auf der ihrigen, um ihr Vieh darauf weiden zu lassen. Bald sinken diese Inseln, wenn ihre Gewächse Wasser zogen, zu Boden, bald, wenn sich bei der Faulung Gase entwickelten, steigen sie wieder auf die Oberfläche hervor und bedecken sich mit neuer Vegetation.

Die Seen und Sümpfe spielten von jeher eine große Rolle in der Geschichte des Landes. Sie dienten in Ermangelung der Berge als Befestigungsmittel zur Sicherung und Vertheidigung des Landes. Schlösser und Städte legten sich oft mitten in Seen auf Inseln. Die Edelhöfe wählten gewöhnlich einen See zum Anhaltspuncte.

Weil die Seen meistens flache, untiefe Tümpel sind, so vereinigen sich die benachbarten Gutsbesitzer oft zur Ziehung eines Canals, um das Wasser abzulassen, und theilen

dann das gewonnene Wiesenland, das nicht selten sehr bedeutend ist, wenn es nur gelang, den Wasserstand um wenige Fuß zu erniedrigen.

Die Sümpfe, die Seeen, die Moorgründe und die besonders in Livland (Sandland) häufigen, völlig öden Sandstriche und Dünen entziehen viele Strecken des Landes der Bebauung völlig. Nichtsdestoweniger ist das Land, im Ganzen genommen, nicht unfruchtbar. Vielmehr scheint es mancher Culturpflanze, namentlich dem Roggen, der Gerste, dem Flachse, vorzugsweise zuzusagen, die nirgends in der Welt fröhlicher und vollkommener gedeihen als hier. Die Fruchtbarkeit nimmt jedoch von Süden nach Norden zu ab. In dem südlichen Lithauen, dem Weizenlande, findet sich das Summum der Fruchtbarkeit, der Niederschlag der fettesten Erdkrume, die selbst ungedüngt genießbare Früchte giebt. Die Kurländer schon sehen neidisch auf die Lithauer, werden aber ihrerseits wieder von den nördlichen Livländern ihres üppigen Bodens wegen beneidet, und die Esthländer sind, im Ganzen genommen, dürftiger als alle begabt. Die Ausbildung der Ackerwirthschaft aber steht im umgekehrten Verhältniß zu dieser Steigerung der Fruchtbarkeit. In Livland befindet sie sich im vollkommensten Zustande, und die Kurländer loben ihre nördlichen Nachbarn wegen ihres eifrigen Strebens. Auf die unordentliche Wirthschaft der südlichen Lithauer sehen sie dagegen mit Verachtung herab.

Waldungen.

„Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
„Erlkönigs Töchter am düstern Ort?!"

Nichts gleicht dem Anblicke der Wildnisse in den hohen Fichten- und Kieferwäldern Liv- und Kurlands. Freilich hat der ungeheuere Verbrauch des Holzes, das seit Jahrhunderten in den Oefen der Branntweinbrennereien, der Badestuben, bei'm Häuser- und Zäunebau des Landes verschwendet wird, schon viele Waldungen gelichtet, und hier und da vernimmt man bereits Klage darüber, daß die Natur nicht rasch genug wieder erzeuge, was der Mensch in unbedachter Hast verschwendet *). Allein auf der anderen Seite giebt es auch noch hier und da Urwälder, die so dicht und wild sind, daß sie noch kein Menschenfuß betrat, und in denen nur das fliegende Eichhörnchen oder der baumkletternde Luchs noch fortkommt. Es fehlt an Canälen und floßbaren Flüssen, um das Innere solcher Wälder auszubeuten und mit dem Reichthume des einen Flecks der Armuth des anderen zu Hülfe zu kommen. Die hohen Fichten und Kiefern ragen hier in zahllosen Schaaren zum Himmel empor. Manche Gutsbesitzer haben so viele grünende Masten in ihren Wäldern stecken, daß sie die ganze englische Flotte damit versehen könnten, und daß sie Krösus Schätze sam-

*) Zu meiner Verwunderung finde ich, daß schon der alte Kelch, welcher seine livländische Historia bereits im Jahre 1695 herausgab, von dem Ruin der Wälder, als von einer seit lange im Lande beobachteten und bedauerten Erscheinung, redet.

meln würden, wenn sie den ganzen Wald entwurzelt und behauen mit einem Zauberschlage auf den nahen Markt zu versetzen vermöchten. Bei dem jetzigen Zustande ihrer Waldwirthschaft sind sie aber oft mitten in ihrem Ueberflusse so dürftig, daß sie mit dem Ofenholze sparen und knickern.

Unsere Forstleute zählen in ihren Büchern in dem Capitel vom Forstschutze tausenderlei Dinge auf, welche den Wäldern schädlich sind, und die man zu vermeiden oder zu beseitigen suchen soll. Man soll die Bäume wo möglich mitsammt dem Laube fällen, weil ein belaubter Baum sich sanfter niederläßt als ein unbelaubter und daher theils nicht so zersplittert wie dieser, theils auch nicht so viele junge Pflanzen unter seinem Sturze erdrückt. Im Winter soll man die Bäume nicht bei zu heftiger Kälte fällen, weil dann die jungen Pflanzen nicht so elastisch sind und bei ihrer Sprödigkeit leichter unter der Wucht brechen. Mäuse, Kaninchen, Hasen, Rehe und Hirsche soll man möglichst vertilgen, weil sie den jungen Anpflanzungen Schaden thun. Die Auer- und Birkhühner, die Tauben sind den Bäumen vor allen schädlich, man soll sie gleichfalls vertilgen. Gegen hundert holznagende Insecten weiß man bei uns tausend Mittel. Die Sumpfhaiden, Moose, Binsen und Riedgräser soll man ebenfalls nicht dulden, weil sie den Bäumen Nahrung entziehen, die sich nun in lockere Halme verzettelt, da sie sich in compactes Holz verwandeln könnte.

Die Kälte ist besonders nachtheilig, weil sie das Wachsthum der Pflanzen hemmt. Nicht weniger nachtheilig

ist aber die Hitze sowohl dem Samen als den erwachsenen Pflanzen. Man soll die Schläge mit Rücksicht auf Beides je nach Umständen bald in dieser, bald in jener Richtung führen.

Zum Schutze gegen die Winde, von denen das Nadelholz besonders viel leidet, soll man die hohen Fichtenwälder überall mit Säumen oder Mänteln von vorgepflanzten Laubbäumen umgeben und auch an verschiedenen Orten solche Säume oder Sicherheitsstreifen durchziehen.

Um den Verwüstungen des Schneebruchs vorzubeugen, soll man die Bäume weiter auseinander pflanzen, jedoch nicht zu weit, weil freistehende Bäume wieder der Beschädigung durch Reif, Duft und Glatteis sehr ausgesetzt sind. Man muß daher den richtigen Mittelweg zu treffen wissen. Auch muß man die jüngeren Bestände, die dem Schneebruche mehr ausgesetzt sind, nicht sehr geschlossen, die älteren hingegen, bei denen der Duft mehr zu fürchten ist, in stärkerem Schlusse erhalten.

Vor allen Dingen darf man keine Sümpfe in den Wäldern dulden. Denn es entsteht durch sie eine Versauerung des Bodens. Auch erzeugt das stehende Wasser an den angränzenden Orten durch seine Ausdünstung Kälte, welche die Ursache des Erfrierens der jungen Triebe und Pflanzen wird. Auch das fließende Wasser thut nicht gut, weil es durch Eisfahrten, durch Wegreißung des Bodens und des Holzes selbst, durch Ueberdeckung mit Sand und Steinen, durch lange anhaltende Ueberschwemmung ꝛc. den Wäldern Schaden zufügt. Man soll daher die Waldbäche mit Weiden hübsch besetzen, die schädli-

chen Krümmungen der Flüsse durchstechen und dafür sorgen, daß überhaupt überall die nöthigen Wasserabschläge gemacht werden. So lauten die Vorschriften unserer Forstmänner.

Betrachtet man nun den Zustand, in dem sich die kurischen, livländischen und ebenso auch die ihnen benachbarten polnischen und russischen Wälder befinden, so müssen die meisten von ihnen als wahre Augiasställe erscheinen, die vom Normalzustande eines rationell angelegten und bewirthschafteten Waldes entgegenzuführen Herrules selbst noch einige Jahrhunderte zu arbeiten hätte.

Gerade die den Wäldern schädlichsten Vögel, die wilden Tauben, Birk- und Auerhühner, nisten am zahlreichsten in diesen Wäldern, ja man hegt und wahrt sie sogar zum Schaden der Waldungen. Hasen, Rehe, Elenthiere und andere Feinde der kleinen, jungen, kaum in's Leben tretenden Bäumchen sind ebenfalls genug vorhanden, ohne daß man darauf ausgeht, sie im Namen der Dryaden zu vertilgen. Die gierigen, kriechenden, schlingenden und schmarotzenden Pflanzen, die Moose und Flechten, behängen und umranken hier im Norden jeden Zweig der alten Bäume und entziehen ihnen Nahrung, und die jungen Bäumchen drängen sich kaum aus den wuchernden Binsen, Farren- und Riedgräsern hervor.

So groß die Kälte hier im Winter ist, so arg ist die Hitze im Sommer. Während die Bäume daher im Winter, dessen Rauhigkeit Niemand auf irgend eine Weise für die armen Bäume zu lindern strebt, in ihrem Wachsthume 6 Monate lang gehemmt sind, und während dann

die jungen Pflänzchen, die man nicht durch aufgelegtes Reisig und durch Anbau schützender Gewächse verwahrt, in ganzen Massen erstarren und sterben, erstickt und stockt im Sommer Alles in unerträglicher und ungekühlter Hitze, und ganze Wälder gehen dann häufig in Flammen und Rauch auf.

Die Winde sind wahrlich in diesen Gegenden nicht schwächer als bei uns, und doch hat man keinerlei Vorkehrungen gegen sie getroffen. Sie wüthen zuweilen auf's Furchtbarste unter den Armen der Bäume und werfen oft eine große Fichte über die andere nieder. Der Schnee verfährt nicht weniger wild in den Forsten. Er läßt sich zuweilen in den dichten Lagen auf die Zweige der Bäume nieder und drückt Junges und Altes zu Boden, ohne daß eine menschliche Hand der armen belasteten Pflanzenwelt zu Hülfe käme. Der Reif und das Glatteis sind oft noch rascher in dem Geschäfte der Zerstörung. Die Wetterstrom, durch welche sie producirt werden, ist nirgends häufiger als in diesen feuchten und kalten Nebelländern. Es schlägt oft in einer Nacht so viel Reif nieder, daß die Bäume und Zweige mit einem Panzer von dickem Eiskrystall bedeckt sind und selbst die kleinsten Splitterchen und Zweiglein wie in Glas verhüllt erscheinen. So prachtvoll, so zauberisch ein solcher verglaster Wald für den bloß das Pittoreske Suchenden aussieht, so schmachvoll und traurig ist dann oft für einen Forstmann der Anblick der unter der Eislast zusammensinkenden Zweige und Bäume. Tausende junger Sprößlinge werden dadurch ihr Leben lang zu Krüppeln gemacht und

hundert alte ihrer Zweige und Aeste beraubt, als wären sie mit Aexten behauen.

Nicht besser oder vielmehr am allerschlimmsten steht es mit der Verwässerung des Bodens. Das Erdreich versäuert und verdirbt überall im Sumpfe und Moraste. Die Moräste erzeugen in den Wäldern durch ihre Ausdünstung eine beständige Kälte, bei der die jungen Triebe häufig erfrieren und die die Bäume überall in ihrem Wachsthume zurückhält, so daß in ihnen noch kalter Winter herrscht, während draußen sich längst der Frühling in allerlei Productionen thätig erweist. Kein Mensch zählt die kleinen und großen Stämme, Niemand berechnet die großen Holzquantitäten, die hier durch die wild durch die Wälder brausenden Flüsse, die Ueberschwemmungen und Eisgänge verloren gehen.

Nur in Kurland hat man hier und da eine bessere und achtsamere Forstwirthschaft begonnen. Sonst ist, im Ganzen und Großen genommen, durchweg in diesen Ländern von Schlägen, jährlichem Umtriebe, Durchhauen, Nachsäen, Nachpflanzen ꝛc. nicht die Rede. Die von Würmern zernagten, von Winden und anderen Naturkräften gebrochenen und umgeworfenen Stämme poltern so durcheinander, daß das Innere vieler Wälder vollkommen unzugänglich wird, und daß, wollte man einen Maler hierher führen und ihm ein paar Fackeln in dieses Waldesdickicht halten, sich ihm mehr als ein Salvator Rosa entdecken würde. Einige Bäume sind nur halb gekippt und stützen sich mit ihren Gipfeln auf ihre thurmhohen Nachbarn, in welcher balancirenden Stellung sie Jahre lang ver-

harren. Andere haben sich auf den Kopf gestellt und sperren ihre Wurzeln gen Himmel. Manche sind in allerlei sonderbaren Stellungen wieder fest gewachsen und haben, sich krümmend, sich von Neuem emporgerichtet. Unzählige liegen am Boden der Kreuz und die Quere, den Weg in allen Richtungen für jedes andere Wesen als das Eichhörnchen sperrend. Sträucher und Schlingpflanzen ranken hindurch, Moose verschiedener Arten haben sich angesetzt und bedecken das Ganze wie mit Schnee. Ein Theil der Bäume ist völlig, ein anderer halb verfault. Manche zeigen sich als ganz frische Opfer der Winde, des Schnees, der Blitze, der Waldbrände, der Würmer und aller anderen auf diese Holzmassen verwüstend eindringenden Gewalten *).

Den Leuten hier kommen diese Dinge alle ganz natürlich vor. Sie haben die Wälder eben noch nicht in den Kreis einer rationellen Bearbeitung gezogen. Trotz aller der widerwärtigen Ereignisse im Laufe des Jahres kommt doch Holz genug zum Durchbringen, und ohne alle Regulirung des Waltens der wilden Naturkräfte kommen doch Bäume, indem sie ihre Nachbarn siegend verdrängen und Winde, Brände, Wasser und Feuer ertragen, zu den ansehnlichsten Dimensionen der Höhe und Dicke, und es wird Holz genug für den Bedarf hervorgebracht. Es ist ihnen Nachlässigkeit im Nachpflanzen u. s. w. allerdings zu verzeihen. Aber we-

*) Es versteht sich von selbst, daß diese Schilderung nicht auf alle Wälder paßt, wohl aber gewiß auf alle Kerne sämmtlicher großen Hochwälder dieser Landschaften.

nigstens sollten sie dann doch die Einerntung des von der Natur producirten Ueberflusses vernünftiger und sparsamer einrichten. Allein auch hierin verfährt man gewöhnlich auf eine unverzeihliche Weise. In unseren forstwissenschaftlichen Büchern giebt es in langen Capiteln ganze Reihen von interessanten Regeln über das Wo, Wann und Wie des Holzschlags. Wir brauchen nicht erst von jeder Regel besonders zu zeigen, wie wenig sie hier beobachtet werde, wenn wir sagen, wie es sogar nicht selten ist, daß man das schöne, gehauene, geerntete und zusammengeschichtete Holz nicht einmal heimführt. Es ereignet sich, daß man ausgehauene Waldstellen findet, wo Brenn- und Bauholz in regelmäßigen Haufen über einander geschichtet liegt. Aus der Ferne glaubt man, es sei kürzlich zum Gebrauch gefälltes und des Heimfahrens harrendes Holz. Bei näherer Betrachtung ergiebt sich aber, daß Alles verfault ist und, obgleich behauen und gesammelt, seit zehn Jahren vergeblich einer Benutzung harrt. Nach 10 Jahren hatte man allerdings die Absicht, es heimzufahren. Allein unglücklicher Weise „ging die Schlittenbahn zu früh ab," und man kam nicht dazu. In den folgenden Jahren fand man es bequemer, das Holz aus einer anderen Stelle des Waldes zu nehmen. Im 5ten und 6ten Jahre vergaß man es. Im 7ten oder 8ten, wo man sich wieder des gefällten Holzes erinnerte, war es zu spät, denn man entdeckte, daß es bereits so sehr von der Witterung gelitten hatte, daß es sich der Mühe des Heimfahrens kaum mehr lohnte.

In diesen Urwäldern, die oft mehre Quadratmeilen

Oberfläche bedecken, stehen die himmelanstrebenden Fichten Jahrhunderte lang, altern, faulen und fallen, vom Sturme geknickt oder vom Blitze getroffen, über einander. Hier und da, wenn starke Stürme wehten, liegen junge und alte, frische und faule Stämme so wild durcheinander, daß selbst die Wölfe und Füchse Mühe haben müssen, durchzukommen. Kein Mensch bekümmert sich darum, und wo die Stämme den Weg versperren, da werden sie allenfalls mitten durchgehauen und zur Seite geworfen, um Bahn zu schaffen.

Wie daher der Anblick dieser Urwälder den rationellen Land- und Forstmann betrüben muß, so erfreut er den Freund der wilden Natur, und der wandernde Eremit findet in ihnen Genüsse, die im übrigen menschenwimmelnden Europa nur noch selten sind. Meilenweit keine Spur von Menschenhand, kein Fahr- oder Fußweg, auch nicht aus der entferntesten Ferne das Bellen eines wachsamen Hündchens. Alles im Besitz der wilden Thiere, der Wölfe, Bären und der Luchse, Alles Eigenthum der Faunen, Nymphen, Najaden und Leimoniaden. Hier und da lichtet sich der finstere Urwald, doch es erscheinen Wiesen, die nur das scheue Elen begraft, oder tiefe Sümpfe, die selbst der flüchtige Fuchs nicht ungestraft überschreitet. In dem Dämmerlichte der Fichtenzweige pfalzt der Auerhahn, oder es nistet in ihnen der schwarze Adler. Die Luchse und Eichhörnchen schwingen sich, die Vögel verfolgend oder ein unten grasendes Reh belauernd, auf den schwankenden Zweigbrücken von Baum zu Baum. Der Bär hat in diesen

Wäldern unter den faulenden Bäumen mehr Wohnungen als der Mensch, und nur selten erscheint hier und da, wo sich der Wald zu freiem Felde lichtet, die trauliche Hütte eines lettischen oder esthnischen Waldwächters.

Im Frühlinge, wenn Alles grünt und treibt, und besonders in den hellen, zauberischen, an allerlei Leben so reichen Juninächten haben diese Wälder ihre schönsten Stunden. Der frische balsamische Duft der jungen Keime des Fichtenlaubes würzt die Atmosphäre. Zu Zeiten steigen bei leisen Windstößen dichte Wolken befruchtenden Samenstaubes in die Luft, und Schaaren von Vögeln zwitschern in den Zweigen, von Niemandem belauscht als von den Flurgöttern, dem Jäger auf dem Stande und dem einsamen Wanderer, der sich allein ihr Besitzer und König zu sein dünkt.

Die unvollkommene Waldwirthschaft, die Fahrlässigkeit der Leute, insbesondere der Hirten, die sich überall Feuer anzünden, und die Sitte, die noch hier und da herrscht, niedrige Waldungen und Gestrüppe durch Feuer auszuroden, veranlaßt häufig große Waldbrände, die dann im dürren Sommer oft sehr unangenehme Zustände des Landes herbeiführen. In manchen heißen Jahren sind die Waldbrände, bei denen in kurzer Zeit Das in Asche sinkt, was die Natur in langen Jahrhunderten langsam schuf, so häufig, daß dann die ganze Atmosphäre des Landes wochenlang mit dickem Rauche angefüllt ist. Es ist dieß ein höchst ängstlicher Zustand. Die Luft ist so dunkel, daß die Sonne nicht durchbricht, und nur mit Mühe

läßt sich oft der Sitz des Brandes errathen. Zuweilen flammen die Wälder rund umher auf, und nicht selten gehen ganze, von den Flammen belagerte Dorfschaften mit den Wäldern zu Grunde.

Fichten, Tannen und Kiefern bilden allerdings die Hauptmasse der hiesigen Vegetation. Doch hat dieselbe auch an Laubbäumen keinen Mangel. Die vornehmsten und häufigsten unter ihnen sind die Birke und die graue Erle, von denen besonders die erste im ganzen Natur- und Volksleben des Landes neben der Fichte und Kiefer die Hauptrolle spielt.

Die Birke, ein zierlicher und eleganter Baum, dessen feines und zartes Laub zuerst im Frühlinge grünlich hervorbricht und die Wiederkehr der schönen Jahreszeit verkündet, scheint in den Ostseeprovinzen, obgleich sie sehr gut gedeiht und zu einer bei uns unbekannten Größe und Schönheit heranwächst, dennoch keine ausgedehnten Wälder, wie in anderen Provinzen Rußlands, zu bilden. Sie kommt in der Regel mit der Kiefer und Fichte zusammen vor und bildet lichte Haine, vorzüglich im Uebergange eines Waldes zum anderen. Sie umkränzt die Seen und Sümpfe des Landes. Die pittoreske Hängebirke sieht man an allen Wegen und Chausseen gereiht, und selbst in den meisten Gärten als Zierbaum. Die Moraste- und Zwergbirke wächst in großen Gesellschaften auf allen feuchten Stellen, und die Betula alba umzieht mit der Erle als Vorwald den Rand aller dunklen Fichtenwälder mit einem freundlichen einladenden Saume. An kleinen Tümpeln und stehenden Gewässern gruppiren

sich die Birken, in lichte und heitere Gruppen vereinigt, auf dem frischen Wiesengrunde so reizend, daß man mitten in der Wildniß oft stundenlang wähnt, zwischen künstlerisch angelegten Parkpartieen zu wandern. In den Birkenwäldern, wo die Birken, besonders vorherrschend, dichter stehen, ist der Lieblingsaufenthalt des Elenthiers, das vorzugsweise das junge duftende Birkenlaub frißt. Wie in den Fichten der Auerhahn, so lustwandelt in den Birken das kleinere Birkhuhn, dessen Ansiedelungen man hier überall weit verbreitet findet.

Die Birke wird in den Ostseeprovinzen, wenn man in der Richtung von Süden nach Norden vorschreitet, immer häufiger und schöner. Mit der Buche, Eiche, Pappel, Erle, Weide u. s. w. ist es umgekehrt. Die Buche erscheint nur noch im südlichen Kurland in Wäldern. Jenseits der Düna schon hört ihr Gebiet auf. Von der Eiche behauptet man oft fälschlich Aehnliches. Man findet sie aber noch in Esth- und Ingermannland bis Petersburg hin, nur in Kurland jedoch in größeren Wäldern. Doch lassen sich diese Haine nicht mit den deutschen Eichenwäldern vergleichen. Nur einzeln sieht man hier und da schöne, große Eichen im freien Felde stehen, wie vor Alters noch jetzt von den Einwohnern verehrt und heilig gehalten und mit einem kleinen Gehege umzäunt. Kein Baum wurde im Lande mehr verfolgt und ausgerodet als die Eiche. Denn da sie im Gegensatz zu den Fichten, welche mehr sandigen Boden lieben, und der Birken, welche besser in lehmiger und feuchter Erde fortkommen, sich überall den schönsten und frucht-

barsten Boden wählte, so mußte sie überall mehr als irgend ein Baum der ackerbauenden Industrie weichen, die von jeher die Eichenwälder ausrodete, um Platz für den Pflug zu gewinnen. Die vereinzelten Eichen, die man oft in den Feldern als ehrwürdige trauernde Ruinen findet, sind Zeugen und Reste großer ehemals hier gedeihender Wälder.

Der Weiden soll ein botanisirender Prediger des Landes 60 verschiedene Arten aufgezählt haben, und der Ahorne, Espen, Erlen und Pappeln giebt es verschiedene Species; auch wilde Obstbäume, Taxus, Linden und Haselstauden mischen sich überall zu bunten Gehölzen, in denen es nie lieblicher ist als im October, weil auch hier, wie in Canada und anderen nördlichen Ländern, das welkende Laub besonders lange auf den Bäumen bleibt und noch, ehe es abfällt, die schönsten Farbenscala von Grün zu Goldgelb, Purpurroth und Violett durchspielt, ehe es völlig grau und dürre zu Boden fällt.

Von den Sträuchern ist keiner häufiger als der krüppelige, knorrige, traurige Wachholderstrauch, der hier oft mit unnützem Wuchse weite Strecken bedeckt, die ganz den amerikanischen Sawannen gleichen und hier, wie der Wachholderbusch selbst, „Kaddik" genannt werden. Diese Wachholderfelder sind gewöhnlich der unfruchtbarste Boden, auf dem die kleinen Kühe des Landes zwischen dem elenden Gestrüppe der Haiden und Vaccineen nur spärlich nährende Gräser und Flechten finden.

Die Thierwelt.

„Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee,
„Im wilden Wald, in der Winternacht,
„Ich hörte der Wölfe Hungergeheul,
„Ich hörte der Eulen Geſchrei.“

In der Thierwelt der Oſtſeeprovinzen finden ſich nicht weniger eigenthümliche Verhältniſſe und Erſcheinungen wie in der Pflanzenwelt. Manche Thiere gehören dem Lande ausſchließlich, viele, die bei uns häufig ſind, erſcheinen hier gar nicht mehr, oder nur als durchwandernde Pilgrime oder ſeltene Eindringlinge. Andere, von denen man bei uns nur träumt und fabelt, laufen hier auf allen Stegen und Wegen.

Von allen wilden Thieren iſt der Wolf das gemeinſte und verbreitetſte an der Düna wie im ganzen Oſten Europas. In Kurland, wo die Herren recht aufmerkſame Verfolger des Wolfs ſind, iſt er am ſeltenſten und im ſpärlich bevölkerten Eſthland am häufigſten. Er iſt eine ſo große Plage der armen Hirten und Herden des Landes, daß ſie ſogar einen Monat, den December, wo Kälte und Hunger ihn zu den Wohnungen der Menſchen treiben, den Wolfsmonat (Wilku mehnes) genannt haben. Im Januar, in der Brunſtzeit der Wölfe, iſt das Wolfsgeheul eine ſo gewöhnliche Nachtmuſik wie in unſeren Städten das Geſchrei der auf den Dächern wandelnden Hauskatzen.

„Hinc exaudiri gemitus iraeque leonum
„Vincula recusantum et sera sub nocte rudentum.“

Livland hält zwiſchen Eſth- und Kurland die Mitte.

Es wurden in Livland allein auf den obrigkeitlich angeordneten Wolfsjagden

im Jahre 1836 507,
" " 1837 468,
" " 1838 551,
" " 1839 523

Wölfe getödtet, durchschnittlich im Jahre also etwas mehr als 500. Man übertreibt wohl nicht, wenn man annimmt, daß auf Privatjagden wenigstens noch zweimal soviele Wölfe erlegt werden. Und demnach würden in ganz Livland jährlich wenigstens 1500 Wölfe getödtet. Um jedes Jahr wieder 1500 jagdbare Wölfe hervorzubringen, müßten dann doch jedes Jahr, wenn wir auch jedem Paare im Durchschnitt 3 Kleine geben, wenigstens 500 Paare oder 1000 Wölfe unerlegt zurückbleiben. Es müßten darnach in jedem Jahre allerwenigstens 2500 Wölfe in Livland vorhanden sein. Es ist übrigens sehr wahrscheinlich zu machen, daß man dieß nachweisbare Minimum noch um tausend erhöhen und demnach wenigstens 4 Wölfe auf die Quadratmeile in Livland annehmen kann, wornach man einigermaßen auf die ungeheuere Menge der lebenden und den außerordentlichen Verbrauch an Schafen, Kälbern, Rehen, Hasen und anderen dem Menschen so nützlichen Thieren zur Nahrung dieser Bestien schließen kann. Man verkauft einen alten Wolfspelz in Livland zu 6 bis 7 Rubel. Aber man kann wohl annehmen, daß jeder alte Wolfspelz dem Lande im Durchschnitt wenigstens auf ein paar hundert Rubel zu stehen kommt. Livland ist keineswegs die von Wölfen am meisten bevölkerte Pro-

vinz Rußlands. Vielmehr enthalten faſt alle übrigen Gouvernements deren unendlich viel mehr. Allein legen wir auch nur einmal das livländiſche Minimum als Durchſchnittszahl für ganz Rußland zum Grunde, ſo geht daraus hervor, daß das ganze von Wölfen bewohnte Rußland, das man nach Wegfall der wenigen nördlichen und ſüdlichen Landſtriche, wo der Wolf nicht vorkommt, mindeſtens zu 250,000 Quadratmeilen annehmen kann, ein Minimum von einer Million dieſer Thiere nähren muß. Dieß Minimum iſt durchaus nachweisbar. (Die wirkliche Anzahl beträgt wahrſcheinlich mehre Millionen.) Und man kann daraus ſchließen, wie viel dem ruſſiſchen Reiche die Fütterung dieſer Thiere an Haſen-, Reh-, Schaf- und Rindfleiſch koſten mag.

Der Bruder oder Vetter des Wolfes, der Bär, hat jetzt die Provinz Kurland völlig geräumt, und nur einzelne Namen, z. B. der „Bärenfluß", das „Bärendorf", oder hier und da das Gemälde einer Bärenhetze auf irgend einem Schloſſe erinnern noch daran, daß er früher auch hier gehauſt habe. In Livland aber und noch mehr in Eſthland ſind die Bären nicht ſelten. Es giebt ihrer ſehr verſchiedene Arten. Zwiſchen Narwa und Dorpat am Peipusſee kommt die ſchlimmſte, größte und ſtärkſte Art vor, aſchgrau mit einem weißen Ringe um den Hals. Die Bärenhetze iſt eine der gewöhnlichſten Vergnügungen des Adels. Auch der Eſthe geht dieſem grimmigen Thiere mit großer Kaltblütigkeit entgegen und bringt deſſen Fleiſch und Fell nicht ſelten in die Städte zu Markte.

Nicht ſo häufig wie die Bären ſind die Luchſe und

noch seltener die Biber, die fliegenden Eichhörnchen. Der Fuchs ist nicht so häufig wie bei uns. Das wilde Schwein aber kommt nur als seltener Gast aus Lithauen herüber.

Das Reich des Hirsches hat hier völlig aufgehört. Preußen ist seine nördlichste Provinz. Das Gebiet des Rennthieres hat noch nicht begonnen. Das nördliche Finnland ist sein südlichster District. Zwischen beide schiebt sich hier als heimisch das Riesenthier des Nordens, das Elen, ein, das in Preußen jetzt nur noch selten vorkommt und in Finnland sich mit dem Rennthiere mischt. Es kommt in allen großen Wäldern vor. Doch machten aus seiner Jagd sich die deutschen Herren von jeher ein so großes Lieblingsvergnügen, daß es in manchen Gegenden schon zu verschwinden droht.

In dem westlichen Kurland sind die Elenthiere am seltensten, im Oberlande häufiger. Am zahlreichsten kommen sie im östlichen Livland, wo es an die polnischen Provinzen stößt, vor. Während in Kurland auf den Jagden gewöhnlich nur einzelne Elenthiere geschossen werden, und es schon für etwas Großes gilt, wenn man ein halbes Dutzend bei einem Treibjagen zählte, treibt man in dem besagten Theile Livlands nicht selten 20 bis 30, ja zuweilen 40 bis 50 zusammen.

Die Landeseingeborenen verfahren glimpflicher mit diesem edlen Thiere, und oft sieht man eine Elenmutter mit ihren Jungen zwischen den Hirten und ihren Herden weiden. Gezähmt hat man das Elen sonst nirgends, und alle Versuche, seinen mächtigen und kräftigen Kör-

perbau im Dienste des Menschen zu nützen, sind mißglückt. Der Geschmack seines Fleisches, das oft auf der Tafel erscheint, hält die Mitte zwischen dem Rind- und Hirschbraten. Seine Haut giebt das dickste und stärkste Leder; daß sie an einzelnen Stellen selbst der Flintenkugel undurchdringlich sein soll, weiß man nur da zu erzählen, wo man es nicht kennt. Doch weiß man auch hier zu Lande nur zu wohl, wie schwer ein Elen fällt, da dieß selten auf den ersten oder zweiten Schuß geschieht. Oft geht es noch mit 4 Kugelladungen davon. Sogar auf dem glatten Eise der Seeen und Sümpfe kommt es sicher fort, weil es, mit seinem scharfen Hufe spitz einstoßend, in's Eis hineinschlägt wie ein mit scharfen Eisen beschlagenes Pferd.

Die Rehe scheinen einen größeren Verbreitungskreis als die Hirsche zu haben, sie sind in Kurland noch so häufig, daß man auf großen Jagden ihrer zuweilen 15 bis 20 schießt. Die Hasen theilt das Land mit allen übrigen Ländern der Welt, die weißen Hasen aber nur mit den übrigen nördlichen Gegenden. Dachse und Hamster durchwühlen höhlengrabend den Boden, und Sumpf-Fischottern und Biber bewohnen hier und da die Ufer der Flüsse.

Unter den Vögeln sind die häufigsten und edelsten aus der Hühnergattung die Auer- und Birkhühner, die colonieenweise in allen Wäldern nisten. Viele Arten von Adlern und Falken, Goldadler, Fischadler, Steinadler, Geier, Nacht-, Jagd- und Zwergfalken, nisten in den höchsten Gipfeln der Fichten. An Eulen zählt

man 10 Gattungen, worunter auch der große Schuhu. Wilde Schwäne streichen theils im Frühlinge, nach Schweden wandernd, durch, theils hausen sie, in den schilfigen Ufern nistend, auf den Seeen des Landes, die ohnedieß von einer zahllosen Menge wilder Enten bewohnt werden. Auf dem Papensee bei Libau ist die Schwanenjagd so bedeutend, daß sie alljährlich an den Meistbietenden verpachtet wird, und nicht unbedeutende Summen dafür gelöst werden. Von den Störchen (es giebt einen weißen und einen schwarzen Storch) behauptet man in Kurland, daß sie nur bis zur Düna gingen. Doch erscheinen sie auch, wiewohl seltener, noch in Esthland. Die Rohrdommel, lettisch „Dumpis", brüllt häufig in den livländischen Schilfsümpfen, und der Schnepfen, Strandläufer und anderen hochstelzigen Sumpfvögel giebt es so viele unter den Thieren, wie der Gattungen der Moose, Schilfe, Flechten und Schwämme unter den Pflanzen. Turtel-, Ringel- und Lachtauben girren in den Wäldern neben den schreienden Eulen und Kauzen. Unter den Singvögeln entbehrt man wenige von denen, die bei uns Gottes Lob verkünden, weder die verschiedenen Arten von Lerchen, Meisen, Drosseln, noch auch die Dompfaffen, Finken, Ammern, Grasmücken und Nachtigallen, welche letztere selbst im rauhen livländischen Mai schon auf den kahlen Büschen flöten, wenn sie auch keineswegs einen so reichen und so manchfach modulirten Gesang haben wie die unsrigen.

Sind die kalten, aber Wärme liebenden Amphibien von allen Thierspecies die seltensten, — jedoch verdirbt die Furcht vor der häufigen, aber wenig gefährlichen sogenannten

Kupferschlange, die hier oft blauschwarz erscheint, manchen anmuthigen Spaziergang — so sind dagegen die Fischgattungen wieder ungemein zahlreich, Lachse, Hechte und Quappen in den größeren Flüssen, Hechte, Karpfen, Schleien, Karauschen und Aale in allen kleinen Bächen und Seen und Butten, Störe, Dorsche, Makrelen, Häringe und Strömlinge in den angränzenden Meeren, die überdieß von Seehunden, Meerschweinen und Tümlern, auf welche die esthnischen Insulaner Jagd machen, bewohnt werden.

Von allen diesen Meerfischen ist keiner, wie es scheint, berühmter und keiner mehr nur an den esthnischen Fischerküsten hausend und ihnen so eigenthümlich als die „Strömlinge", eine kleine Art von Häringen. Die beßten sind die „Külloströmlinge", die bei Rewal gefangen, wie Sardellen eingesalzen und im ganzen Lande, so wie auch außer Landes, als eine Frühstücksdelicatesse versandt werden.

Auch an Insecten haben diese Gegenden keinen Mangel. Wenn auch im Winter Alles völlig todt und öde erscheint, so flattert, kriecht und regt sich's im Sommer in allen Winkeln. Viele Insecten associiren sich in ungeheueren Massen, die zur Landplage werden. So steigen aus den Flüssen und Sümpfen zahllose Schaaren kleiner winziger Mücken, hier „Schnaken" genannt, hervor, die empfindlich wie englische Nähnadeln stechen und Menschen und Vieh allen Naturgenuß verleiden. Sie sind so klein, daß sie in der Regel unsichtbar sind, und sie füllen die Luft wie Staub. Eben so häufig tanzen über den Gewässern die zahllosen Schaaren der Eintagsfliegen

und Stundenthierchen ihren ephemeren Tanz. Die Wassernymphen, die gemeinen, die gegitterten, die kupfergrünen, die vielfleckigen und tausend andere Wasser-Insecten flattern während des kurzen Sommers in dichten Gewölken über den feuchten Wiesen.

Auch die Fliegen, Wespen und Bremsen holen im Juli fleißig nach, was ihnen der kalte April und Mai am Genusse kürzten. Wilde Bienen hausen vielfach in den Wäldern. Doch ist hier kein Insect häufiger als die Ameise, die unter den Fichten des Landes so zahlreiche Colonieen gründete, daß in manchen Wäldern ihre vielen Holzsplitter-Thürme nur wenige Schritte auseinander liegen.

Jeder Baum hat seinen eigenen Wurm, und diese Holzwürmer vermehren sich in manchen Jahren bei günstigen Umständen so bedeutend, daß ganze Wälder unter ihren nagenden Freßwerkzeugen verderben.

Wie in vieler anderer Hinsicht das Land unter asiatischen Einflüssen steht, so theilt es auch die asiatische Hausplage der Tarakanen mit ihm, die hier in allen menschlichen Wohnungen verbreitet sind.

Das Mineralreich ist wohl entschieden das ärmste im Lande, denn der ackernde Pflug Vulcans durchfurchte nicht den Boden und schaffte die Reichthümer der Erdrinde hier nicht an's Tageslicht. Einförmige Thon-, Kalk- und Sandlager bedecken das Innere des Landes. Nichtsdestoweniger ist es einheimischen Patrioten gelungen, nicht nur Marmor aufzufinden, sondern sogar Bergkrystalle, Achate, Jaspis, Granaten und andere edle Steine auf den livländischen Feldern zu sammeln und sie für ihr Vater-

land als dortige Vorkommnisse zu vindiciren. Wurden doch eine Zeit lang in Livland ächte Perlen gefischt. Allein es verhält sich mit diesem Lobe ebenso wie damit, daß das Land seine eigene livländische Schweiz, — auch Kurland hat seine Schweiz, ja Kurland macht sogar Wein (Cyder) — seine eigenen Horaze, seinen eigenen Tacitus, seinen eigenen Homer habe. Alle Provincialen der Welt halten ihre Provinz immer für das Vollkommenste und sehen darin einen vollständigen Mikrokosmus.

Die baltische Ceres.

„Der Boden rührt sich ungesäumt,
„Im Wechsel jedes Jahr;
„Ein Feld so nach dem andern keimt
„Und reift und fruchtet bar."

Seit langen Jahrhunderten gehen die Cerealien der deutschen Ostseeprovinzen in alle Welt. Schweden, Holland, England und andere Länder wurden mit dem Brode dieser merkwürdigen Kornkammern seit undenklicher Zeit gefüttert. Die liv- und kurländischen Saaten werden auf allen Märkten als vorzüglich gelobt, und wegen mancher trefflichen Eigenschaften stehen sie in London, Amsterdam und Kopenhagen im beßten Renommee und in höherem Preise als das Korn aller anderen Länder.

Die erfreulichen Gaben der Ceres, die jährlich in diesen Gefilden aufwuchsen, gedüngt mit dem Schweiße armer leibeigener Nationen, in Hast gereift von der hitzigen Sonne des nordischen Sommers und mit Lust geerntet und aufgespeichert von den Besitzern der Aecker und Leute, wanderten seit langen Zeiten auf allbekannten Wegen

zu den Seestädten am Meeresstrande, bauten dort vieler reicher Kaufleute Häuser, schufen die Communen der Bürger von Riga, Reval, Narwa und anderer Städte und knüpften und unterhielten die Verbindungen des Landes mit den entferntesten Gegenden.

Die Millionen und aber Millionen kleiner Getreidekörner, welche den hiesigen Küsten entrollten und die, in silberne Rubel und Albertsthaler verwandelt, im Kreislaufe des Handels zurückkehrten, waren das Mark des alten deutschen Ritterordens und belebten mit männlicher Kraft die jetzt verschollene deutsche Hansa. Der Roggen, die Gerste und die Leinsaat des Landes waren es, welche Schweden zur Eroberung reizten, die das hungrige Polen lockten. Sie bildeten den Angelpunct, um den sich unzählige nordische Kriege, Staatsverträge und Friedensschlüsse drehten, bis endlich alle diese Mehlsäcke, alle diese Brode und Kornkammern in den gigantischen russischen Speicher gestellt wurden und alle diese Aecker sich dem großen russischen Acker anschlossen, unter dessen Aegide sie nun friedlich fortgebaut werden, indem ihre Producte wie zuvor ihre Kreisläufe in der Handelswelt vollbringen, auf etwas veränderte Weise allerdings, sonst aber so ziemlich noch auf denselben alten Bahnen.

Gewiß lohnt es sich doch der Mühe, von der Entstehungs- und Behandelungsweise so merkwürdiger, so welthistorischer Körner einmal nähere Kenntniß zu nehmen, und zwar ist die Sache um so mehr einer Beachtung werth, da sowohl die Natur des Landes als die politische und moralische Verfassung seiner Bewohner darin so ganz eigenthümliche und bei uns völlig ungewöhnliche Erschein-

nutzen herbeiführt. Es ist kaum ein Stück zu nennen, in welchem die baltische Ackerwirthschaft der unsrigen gliche. Sämmtliche Ackergeräthe sind von den unsrigen völlig verschieden, der Complex der Güter ist ein anderer, die Zeiten der Aussaat, des Düngens und der Ernte sind total andere, die Herdenwirthschaft, die Holzwirthschaft, die ganze Organisation einer Gutsherrschaft sind bis in die kleinsten Details der Oekonomie eigenthümlich und originell. Wir wollen hier zuerst einen ungefähren Begriff von dem Complex einer baltischen Gutswirthschaft zu geben versuchen.

Das ganze Land ist mit Ausnahme des Wenigen, was die Städte in ihrer Nachbarschaft besitzen *), in viele große und kleine Grundherrschaften getheilt. In allen drei Provinzen zusammen giebt es 2500 solcher Grundherrschaften oder, wie man hier namentlich in Bezug auf die Bauerschaften sagt, „Gebiete." Da das Land ungefähr 1600 Quadratmeilen hat, so ist mithin jedes Gutsgebiet im Durchschnitt ⅔ Quadratmeile groß mit einer Bevölkerung von durchschnittlich 500 Einwohnern und mit etwa 40 Bauergehöften.

Allein einzelne Gebiete steigen so hoch über diese mittleren Zahlen hinaus, daß sie 10, 20, ja bis 50 Quadratmeilen, 400 bis 500 Bauergehöfte und bis 10,000

*) Nach der Stadtordnung von Katharina sollen alle Städte einen Länderbezirk von zwei Werften im Umkreise als ein ihnen zugehöriges Gebiet besitzen. Doch ist dieses Gesetz so wenig ausgeführt, daß bei vielen Städten sogar der Grund und Boden, auf welchem sie oder doch Theile von ihnen stehen, gutsbesitzenden Herren gehört, denen die Einwohner dafür Grundzins bezahlen müssen.

Einwohner haben, während andere wieder zu 10 bis 5 Gehöften und 100 bis 50 Einwohnern herabfallen. Im Ganzen aber kann man von den livländischen Gütern sagen, daß ihre Verschiedenheit nicht so groß ist wie in Polen oder Rußland, und jedes von ihnen doch wenigstens seinen Mann nährt.

Die Besitzer dieser kleinen und großen Gebiete suchten von jeher das Princip der Einheit und der Ungetheiltheit des Gebietes zu erhalten. Sie zertheilten daher dieselben bei ihrem Tode nie unter ihre Erben, vielmehr wurde immer, wenn nicht mehre Gebiete zu vergeben waren, der älteste Sohn der Erbe des Ganzen, während die jüngeren Söhne und die Töchter mit Geld abgefunden wurden.

Auch war bei der Art der Organisirung der ganzen Ackerwirthschaft kaum Theilung möglich, da in dem Ganzen die Leistung keines Theils entbehrt werden konnte. Eben so wenig verschmolz man auf der anderen Seite mehre Güter zu einem Ganzen, vielmehr ließen die Grundherren, wenn sie mehre benachbarte Güter acquirirten, dieselben völlig von einander geschieden, jedes mit seiner eigenen Wirthschaft und Administration. Es war dieß Beides also ganz anders als in Polen und manchen Theilen von Rußland, wo beständig getheilt und gehäuft wurde, weßhalb die Güter auf der einen Seite zum Theil zu äußerst unbedeutenden Besitzlichkeiten einschmolzen und auf der anderen zu ungeheueren Ländermassen anwuchsen.

Die Zerstückelung des Landes in solche Gebiete und die Größe und der Bestand derselben sind demnach

sehr alt und dauern wenigstens so lange, als die Deutschen das Land in Besitz haben. Wir wissen nicht mehr genau, nach welchen Grundsätzen die ersten Besitzergreifer bei der Eintheilung der Ländereien verfuhren; gewisse Verhältnisse lassen indeß vermuthen, daß sie dabei schon uralte Eintheilungen des Landes und Volkes zum Grunde legten.

Es ist nämlich eine höchst merkwürdige Erscheinung, die man an den Bauerschaften jener verschiedenen Herrschaften machen kann, daß sie in Sitten, Gebräuchen und Kleidung so sehr von einander variiren. Kaum kann man sich überreden, daß diese Variationen einzig und allein durch das lange Verbleiben in einem und demselben Gutsverbande herrühren sollten. Die Einwohner jedes Gutes haben in der Art und Weise ihres Angespanns, in dem Schnitte und der Farbe ihrer Röcke, sogar ihrer Hüte, in den Gebräuchen bei ihren Festlichkeiten, Hochzeiten u. s. w. so viel Besonderes, daß ein Kenner auf den ersten Blick sie von einander unterscheidet. Ja sogar ihr moralischer Charakter ist sehr verschieden, so daß die Leute des einen Gutes für diebisch, roh, abergläubisch und betrügerisch, die des anderen dagegen für ehrlicher, civilisirter und treuer gehalten werden.

Allerdings hielten die Herren ehemals nicht nur die Theile ihres Gebietes, sondern auch die Einwohner desselben sehr streng und eifersüchtig beisammen. Allerdings verboten und verhinderten sie auf alle mögliche Weise die Heirathen ihrer Leute mit Leuten aus dem Nachbargebiete. Auch schrieben sie oft gewisse Kleidungen vor. Der Eine führte solche, der Andere andere Verbesserungen bei seinen Bauern

ein. Auch hob der Eine durch strenge und gerechte Zucht den moralischen Zustand seiner Leute, während der Andere durch Tyrannei oder zu milde Herrschaft ihren Charakter depravirte.

Dennoch aber machen es die außerordentlich bestimmten und scharf ausgeprägten Gegensätze der Bewohnerschaften der verschiedenen Gebiete wahrscheinlich, daß hier schon in noch älteren Zeiten begründete Umstände wirksam waren. Natürlich fanden die Ritter schon gewisse Eintheilungen des Landes vor, in Communen, die einem Aeltesten steuerten, in Gebiete, die zu einem politischen Verbande gehörten, in kleine Volksstämme, die zusammenspielten, und höchst wahrscheinlich nahmen sie bei ihren Eintheilungen darauf Rücksicht und schlugen zu einem Ganzen, was ohnedieß ein Ganzes bildete und was sie dann nachher durch ihre Herrschaft nur noch mehr zu einer Einheit ausprägten.

Man kann jetzt ganz Liv-, Kur- und Esthland als in so viele kleine, durch gleiche Sitten und Blutsverwandtschaft in sich verbundene und von einander getrennte Volksstämme zerfallend ansehen, als Gutsgebiete oder Bauerschaften vorhanden sind, also in 2500. Die Sittenschilderung aller dieser 2500 Stämme könnte, wenn sie geschickt behandelt würde, einen nicht uninteressanten ethnographischen Codex füllen. Bei der jetzigen Freilassung der glebae adscripti werden jene Verschiedenheiten allmählig verschwinden, da sich nun Alles mehr unter einander mischt und ausgleicht.

Die Organisation eines jeden jener 2500 Gutsgebiete ist in den Hauptzügen so ziemlich durch ganz Kur-, Liv- Esthland dieselbe und zwar folgende:

An einem See, auf einem Hügel oder an einem Flußufer liegt die Residenz des Gutes, der Sitz der Gutsherrschaft, auf Lettisch „Muischa"*), auf Esthnisch „Mois", auf Deutsch „der Hof" genannt, bestehend aus einem Wohnhause, einer Herberge für die Gäste, einer Wohnung für die Beamten, aus Stallungen, Gärten, Gewächshäusern, Mühlen, Krügen, Wirthshäusern, Branntweinbrennereien u. s. w., zusammengenommen oft 20 bis 30 verschiedenen Häusern, umgeben von Gärten, Parks, Gehölzen und von den schönsten Aeckern des Gutes, dem sogenannten „Hofesfelde." Diese schönen Aecker des Hofesfeldes sind der Kern des ganzen Gutes, und auf ihnen beruht der Hauptertrag der ganzen Wirthschaft.

Die Bestellung des Hofesfeldes ist der Hauptzweck aller im Gebiete wohnenden Bauern. Die Größe des Hofesfeldes hängt daher lediglich von der Größe der Anzahl und Kraft der Bauerschaft ab. Diese wohnt in mehr oder minder großer Entfernung vom Hofe in den ihn umgebenden Wäldern und Sümpfen, auf den Hügeln und an den Bächen mehr zerstreut, in einzelnen kleinen Bauerhöfen, die in Lettland „Gesinde" (lettisch „Sfete") genannt werden. Diesen Gesinden sind wieder kleine Stückchen

*) Das „sh" ist wie das französische „g" vor „e" und „i" auszusprechen.

Land oder verschiedene kleine Flicken zugetheilt, welche die Bauern zu ihrem eigenen Unterhalte bestellen, indem sie dann außerdem noch zu bestimmten Tagen zum Acker des Herrn kommen, um das Hofesland zu bearbeiten.

Die kleinen Güter haben keine anderen Bestandtheile als eben dieses „Hofesland" und die „Aecker der Gesinde." Die größeren aber, bei denen die Entfernungen zum Hauptgute zu weit sind, haben noch mehre Neben- oder Beigüter in ihrem Gebiete errichtet, welche „Beihöfe" oder auch „Hoflagen" genannt werden. Diese „Beihöfe" haben dann wieder ihre „Beihofsfelder" und ihre ihnen zugetheilten umwohnenden Bauern. Viele Güter haben sechs bis zehn solcher Beihöfe. Wenn sich die Bauerschaft eines Gutes stark vermehrte, oder neue gute Felder entdeckt wurden, so wird zuweilen auch ein neuer Beihof errichtet. Die meisten aber bleiben bei ihrer uralten Zahl.

Die Ländereien, welche den Bauerhöfen zugetheilt sind, zerfallen wieder in eine Menge kleiner Stückchen. Die Hauptsache gehört dem Wirthe des Gesindes. Doch ist ein Stück besonders für den Knecht, ein Flückchen zum Flachs für die erste Magd, ein noch kleineres Stückchen für die zweite u. s. w. bestimmt. Da jeder Bauer ganz selbstständig für sich besteht, sein eigener Schneider, Weber, Tischler, Schuster u. s. w. ist, so muß daher auch jedes Gesinde Alles haben, es ist ihm daher außer dem Roggen-, Gersten- und Flachslande auch ein Flückchen Schafweide, ein Stückchen Viehweide, eine Partie Buschland, ein Gehölzchen, ein Wässerchen, ein

Aeckerchen Flachsland, ein Gärtchen, ein Bienenhöfchen u. s. w. zugetheilt.

Als der Schwertritter-Orden das Land eroberte, zerfielen die sämmtlichen Ländereien, deren man sich bemächtigte, in drei ziemlich gleiche Theile. Ein Drittel bekam die Corporation des Ordens als solcher, ein Drittel fiel den Bischöfen und Priestern zu, und ein Drittel nur blieb ungefähr für die Privatbesitzer. Das Drittel des Ordens, mehr aber noch das Drittel der Kirche wurde später vielfach geschmälert. Und jetzt, nachdem Orden- und Priester-Hierarchie aufgehoben worden sind, deren Nachfolger die Krone Rußlands und die lutherischen Prediger wurden, mögen ungefähr zwei Drittel in adeligem Privatbesitze sein. Nicht ganz ein Drittel mag der Krone gehören. Ein nicht ganz unbedeutender Theil wird von den lutherischen Predigern verwaltet. Einige Güter gehören der Corporation der Ritterschaft zur Bestreitung der Kosten des Landtages, des Deputirten-Hauses, und ganz Unbedeutendes endlich besitzen die Städte. Alle Güter theilen sich demnach in „Privatgüter, Krongüter, Pastoratsgüter, Ritterschafts- und Stadtgüter."

Die Krongüter werden in der Regel in „Arrende gegeben" (verpachtet). Gewöhnlich nehmen sie deutsche Edelleute in „Arrende." Doch ist es auch für alle anderen Stände ein Gegenstand der Speculation und des Gewinnmachens, solche Arrende zu billigen Pachtpreisen zu erlangen. Sehr viele von diesen Krongütern überläßt die Krone zu solchen billigen Preisen als eine Art von Belohnung an Die, welche sie auszeichnen und belohnen will.

Daher vernimmt man oft: „Dieser oder Jener hat eine schöne Arrende erhalten.“ Sehr häufig verleihe die Krone dergleichen Güter auch ohne allen Pachtpreis an verdiente Männer auf 10, 20, ja 50 Jahre.

Die „Pastorate“ sind ebenso zusammengesetzt wie die herrschaftlichen Güter, haben ihr Hofesfeld, ihr Gesinde, ihre Gärten, Wälder, Fischereien, Wiesen u. s. w. Ein Pastor in den Ostseeprovinzen ist ein eben solcher gnädiger Gutsherr wie sein adeliger Patron selber. Daher erhält er auch das Beiwort „zenigs“. Die Letten nennen ihn „zenigs mazitais“ (gnädiger Lehrer) wie ihren Herrn „zenigs kunx.“

Entschieden ist das Hauptproduct des Landes der Roggen, dem dieses kühle, feuchte Klima der nördlichsten gemäßigten Zone so wohl zu behagen scheint, daß er fast nirgends in größerer Vollkommenheit erscheint als hier. Allerdings wird auch noch Weizen bis nach Finnland hin erzielt, jedoch nur zum eigenen Bedarf und nur Weniges zur Ausfuhr. Auch Gerste und Hafer giebt der Acker, und zwar besonders die erste in nicht geringer Menge. Doch bildet Roggen so sehr die Hauptsache der ganzen Landwirthschaft und des ganzen Handelsverkehrs des Landes, daß gegen ihn alles Andere unbedeutend zu nennen ist, und daß von der guten oder schlechten Roggenernte und den guten oder schlechten Roggenpreisen das Wohl und Wehe der Provinzen abhängt. Bei guter Roggenernte verschmerzt man leicht die schlechte Ernte des Sommergetreides und die verdorbene Heuernte.

Die ganze Ackerwirthschaft wird dadurch, daß sie sich der Hauptsache nach um dieses eine Getreide dreht, außerordentlich vereinfacht, und hundert Rücksichten, die man anderswo zu nehmen hat, fallen hiermit weg. An Mais und Spelz ist natürlich noch weniger zu denken als an Weizen, noch weniger aber an Färbepflanzen, Krapp, zuckergebende Runkelrüben und andere den Manufacturen dienende Gewächse. Ueberhaupt sind alle andere, dem Menschen Nahrung gebende und insbesondere alle solche Pflanzen, die auch dem Gartenbau nahe stehen und dem Gärtner zum Theil ebenso angehören wie dem Ackersmann, Rüben, Kartoffeln, Wurzeln, Kohlarten, sehr wenig manchfaltig und zahlreich, weil Roggenbrod und Gerstengrütze die vornehmsten und fast ausschließlichen Nahrungsmittel des gemeinen Mannes sind.

Ebenso einfach oder noch einfacher ist der Anbau der das Vieh nährenden Pflanzen. Gewöhnlich begnügt man sich in dieser Hinsicht mit Dem, was die Natur in den Sümpfen und feuchten Gründen aufsprossen ließ, und alle die zahlreichen Futterkräuter, die unsere Landwirthe mühselig anbauen, sind hier unbekannt. Das ganze in Thär's Agronomik so weitläufig abgehandelte Capitel des Wiesen-, Klee- und Wickenbaues kann in der hiesigen Ackerkunde unberücksichtigt bleiben. Denn mit Ausnahme weniger Gutsbesitzer hat man mit allen diesen Sachen noch kaum einen Anfang gemacht. Das kleine magere Vieh des Landes ist genügsam, wie die Menschen. Beide haben vollauf, wenn Gott seinen Segen gab, und that er das nicht, so hel-

fen sie sich kümmerlich durch, in der Hoffnung auf den Ueberfluß des kommenden Jahres.

Der Flachs- und Hanfbau ist in Kur- und Esthland auch nur unbedeutend. In der Regel producirt man nur so viel von jenen Pflanzen, als man zum eigenen Hemde nöthig hat. Der berühmte Rigaische Flachs kommt meistens aus Livland, aus den lithauischen und weißrussischen Gauen. Auch das Holz wird nur für den eigenen Ofen und die eigene Wohnung gefällt, und was Riga, Narwa und Libau davon verschiffen, empfangen sie vorzugsweise aus der oberen Düna- und Dnieprgegend, aus Pleskau und Lithauen, zum Theil indeß allerdings auch aus dem Lande selbst.

Wenn demnach, im Großen und Ganzen genommen und vergleichsweise mit anderen Ländern, die hiesige Production sich sehr einfach gestaltet, so ist sie doch, näher betrachtet, noch bunt genug, und der denkende Ethnograph hat immer sattsam zu thun, wenn er das Bild richtig auffassen und alle seine Proportionen unverfälscht wiedergeben will. Im Ganzen ist Kurland reicher und fruchtbarer als Livland, und Esthland das ärmste und unfruchtbarste von allen.

Manche landwirthschaftliche Zweige fallen in Esthland weg, die noch in Liv- und Kurland blühen; Gerste und Hafer nehmen auf Kosten des Weizens und zum Theil auch schon des Roggens in Esthland zu, und die Gartencultur sinkt hier fast völlig auf Null herab.

Fassen wir Alles, was im Gebiete der Landwirth-

schaft auf Feld und Wiese, in Wald und Garten geschieht, zusammen, so können wir unsere Betrachtung zerfallen lassen in einen Ueberblick der Ackerwirthschaft, der Waldwirthschaft, der Viehzucht, des Wiesenbaues und des Gartenbaues.

In keinem deutschen Lande wird die Landwirthschaft, ich will nicht sagen, auf eine so großartige Weise, aber nach einem so großartigen Zuschnitte betrieben wie hier in den deutschen Ostseeprovinzen. Die Kornfelder, die den Edelhöfen zugetheilt sind, liegen gewöhnlich in einer weit ausgedehnten Masse beisammen, und man findet Aecker, wo auf einen Flächenraum von einer Quadratwerst Roggenhalm an Roggenhalm steht. Die Wälder, die zu einem Gute gehören, bilden zusammenhängende Baumgesellschaften, welche Quadratmeilen bedecken. Eine halbe Quadratmeile Wiese oder, wie man sich hier ausdrückt, Heuschlag, ein paar Seen, ein Flüßchen nebst seinen Nebenflüßchen und Bächen und eine große Anzahl von Dörfern oder Gehöften, so ist das Ensemble der großen livländischen Landgüter zusammengesetzt. Der milchenden Kühe giebt es für jedes Gut eine Herde und der Pferde zum Luxus für die Kutsche, zum Reiten, für den Pflug eine ganze Schwadron.

Wo irgend eine Arbeit verrichtet wird, da sind es immer hundert Hände, die auf ein Mal zugreifen. Die Menschen sind mehr oder weniger träge und untüchtig. Daher muß man immer ein Dutzend anstellen, wo man bei uns mit einem Paar genug hätte. Daher kommt es denn auch, daß jede landwirthschaftliche Arbeit, die bei uns, wo nie

so viele kleine Kräfte zusammenwirken, sehr wenig beachtet wird, hier ein höchst interessantes Schauspiel ist. Wenn ein Haus gebaut wird, so wimmelt es von bauenden und handlangenden Geschöpfen wie bei einem Ameisenhaufen, von Kleinen und Großen, Alten und Jungen, Mädchen und Weibern. Alles hämmert, pinkert, zieht, zerrt und schleppt hin und her, bis das Haus fertig ist. Wenn ein neues Feld aufgerissen, ein Wald ausgerodet werden soll, welches Getümmel! Die halbe Mannschaft des Gutes, zuweilen 300 bis 500 Mann, ist dazu zusammengerufen. Mit ihren kleinen Aexten stürzen sie sich in's Gehölz, hacken, reißen um, graben und brechen die Wurzeln aus, wirthschaften und hauen, wie die Zwerge von Prinzessin Schneewittchen, und ehe man sich's versieht, ist das Gehölz verschwunden, die Bäume liegen zerstückelt und zersägt in hundert Haufen, und fünfzig Pflüge ziehen in die weiche Ackerkrume Furche an Furche, jede eine halbe englische Meile lang!

In der Ernte ist es Dasselbe, hundert Sicheln, die da schneiden, zweihundert Weiberhände die da raffen, und fünfzig Wägelchen, die beladen nach Hause wackeln. In der Heuernte ist es wieder nicht anders. Die Wagen sind nicht zu zählen, die, mit Kräutern beladen, in langen Reihen aus den sumpfigen Heuschlägen heranschwanken*). Bei den Waldarbeiten im Winter ziehen die Bevölkerungen ganzer Dorfschaften in den Wald, die Bauern zu Schlit-

*) In vielen Gegenden des Landes läßt man das Heu in großen Schobern gehäuft auf den feuchten Wiesen bis zum Winter stehen und führt es alsdann erst in Schlitten auf der Schneebahn herein.

ten, an der Spitze ihre Wagger und Aufseher zu Pferde. Die Wagger commandiren und treiben an, die Leute schreien und hauen ein. Die kleinen schnaubenden Pferdchen strampeln und arbeiten sich ab. Und so wird denn ein langer Fichtenbaum nach dem anderen aus dem Walde gezerrt, und auf den Holz- und Bauplätzen der Gutsherrschaften häufen sich allmählig Stämme auf Stämme.

Ueberall Bienengesumme und Ameisengewirre. Jeder tummelt sich, wenn der Wagger aufpaßt, und feiert, sobald er unbemerkt ist; der Eine läßt seine Arbeit, die er anfing, los und hilft dem Anderen, der Dritte stürzt und stolpert über den vierten hinweg. Dieser läßt seine gehobene Last fallen, um Jenem unter die Arme zu greifen. Keiner versteht die Sache gründlich, Alle schreien und rühren sich, und so wird dann nach einiger Zeit doch die Arbeit fertig und immer noch mehr geleistet, als man nach der scheinbaren Unordnung und dem Gewirre vermuthen sollte.

Eine der merkwürdigsten Arbeiten ist das Pflügen der großen Hofesfelder. Aus allen Weltenden, zwei, drei Meilen weit, kommen sie dazu an dem bestimmten Tage, den der reitende Wagger oder Kubbias dazu ansagte, herangetrabt. Ihre Ackerwerkzeuge sind klein, leicht und, obgleich anscheinend sehr roh und kunstlos gestaltet, doch sehr zweckmäßig und dem zu bearbeitenden Boden so angemessen, daß man bisher noch immer vergebens und ohne Erfolg versuchte, sie durch andere, aus der Fremde gekommene Geräthe zu ersetzen. Die Egge z. B. besteht aus mehren jungen Tannenbäumen, an denen man die

kurz abgehauenen Zweige als Zinken stehen läßt, und die man dann durch Querhölzer mit einander verband. Keine künstliche Egge soll bessere Dienste leisten als dieses so rohe Instrument. Der im Lande allgemein gebräuchliche Haken, — einen Pflug kennt man nicht — der in der Form, wie er hier erscheint, bei keinem Volke, außer bei den Letten und Esthen, mehr vorkommt, ist so klein und leicht, daß ihn ein Mann allenfalls unter dem Arme davon trägt. Nichtsdestoweniger ist er aber schwer zu regieren, weil sein Hauptstützpunkt in den Händen des Arbeiters ruht, und dieser keinen Augenblick in seiner Aufmerksamkeit und seiner Anstrengung nachlassen darf, wenn er eine gleichmäßige und gerade Furche damit ziehen will.

Jeder Bauer bekommt sein Stückchen Land zugemessen, das er bis zum Abend gelockert und gefurcht fertig liefern muß. Da sieht man denn, so weit das Auge reicht, die Flur mit geschäftigen Ackersleuten und keuchenden Pferdchen bedeckt. Der Boden, zum größten Theil ein sandiger, tiefer Lehm, oft mit beträchtlichem Kalkgehalte ist in der Regel leicht zu bearbeiten. Die Ackerkrume wird höchstens 6 Zoll tief gelockert, und die Arbeit ist im Ganzen leicht und wird ungemein rasch abgethan. Oft werfen sie im Trabe die Furchen auf!

Die schöne, goldene Saat fliegt hier aus der geschickten Hand eines auf jedem Gute befindlichen Säemanns in den Boden. Bei den ihr Wachsthum fördernden Arbeiten spielen indeß zuweilen die abscheulichen Stöcke der

Wagger und Kubbias eine so fatale Rolle, daß es ein Wunder ist, wie der liebe Gott zu solcher Saat seinen himmlischen Segen noch so reichlich giebt. Die Kornhalme wachsen in diesem Lande wie Wälder in die Höhe und hängen voll schwerer Aehren wie Trauben. Das Wunder erfüllt sich gewöhnlich in einem äußerst kurzen Zeitraume. Kaum hat man im Mai die grünlich keimenden Saaten erblickt, so stehen sie im Juni auch schon in Halmen, und in den hellen Sommernächten des Juli fallen sie gelblich unter den hundert Sicheln der Schnitter. Man mäht hier*) nämlich in den Nächten, weil, wie mir ein Gutsbesitzer sagte, dann der feuchte Thau die Aehren schließt, während an den heißen Tagen die dürren Körner leicht davon springen möchten. Auch macht es die Kürze der guten Jahreszeit nöthig, daß Alles mit Hast geschehe und der Arbeiter Nacht und Tag sich plage. Die Reize einer solchen hellen, lauen Erntenacht sind ganz eigenthümlich. Dem Fremden scheint die Nachtarbeit im freien Felde die verkehrte Welt. Die melancholischen Gesänge der harkenden Mädchen ertönen von allen Feldern, in der Nähe und aus der Ferne mit dem Geschrei der Frösche vermischt, und man könnte Virgil bedauern, daß er keine solche livländische Erntenacht kannte, um sie in seinen Georgiken zu besingen.

*) Wenigstens in vielen Gegenden. Durchweg ist diese Nachtarbeit nicht gebräuchlich.

Die Talkus und Wakken.

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
„Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
„Freude soll jedes Auge verklären,
„Denn die Königin ziehet ein.“

Der Ernte folgt auf dem Edelhofe nach alter Sitte ein Traktement der ganzen Bevölkerung des Gebiets. In Esthland nennt man dieses herrschaftliche Erntefest „Talkus“, im Lettenlande „Wakke“. Sie sind allgemein üblich, auch in Rußland, wo sie sogar, wie denn dort Alles einen religiösen Anstrich bekommt, mit kirchlichen Feierlichkeiten eröffnet werden. An Tanz und Musik (Dudelsack und Violine) fehlt es diesen Festen nicht, und das eigenthümliche Volksleben, welches sich dabei entwickelt, erhöht noch ihr Interesse. Da die Bevölkerung eines einzigen Gutes sich oft auf mehre tausend Menschen beläuft, so kann man sich denken, daß eine Abspeisung so vieler Leute immer ein kleines Schauspiel ist. Ganze Ochsen werden dazu eingeschlachtet, die Erbsen- und Kohlsuppen, die Grütze- und Kartoffelbreie in großen Bierbrauerkesseln gekocht, die Häringe, Aepfel, Käse in großen Haufen und in Körben gesammelt herbeigetragen und unter das Volk vertheilt. Die Leute sitzen an langen Bänken und Tischen, die aus Fichtenbäumen, Tannen und Zimmerbalken auf dem Gehöfte zurechtgesetzt werden. Branntwein und Bier fließen reichlich, Maibäume, an der Spitze mit Tüchern, Hauben und Mützen geschmückt, sind hier und da errichtet, damit die Burschen für ihre Mädchen und Schwestern ein Geschenk herunterholen mögen. Schaukeln aller Art, wie sie

bei'm Volke gebräuchlich sind, wackeln und schwingen sich hin und her, um die Fröhlichkeit in Schwung zu bringen, und bis in die späte Nacht hinein schreien die Geigen und der Baß zu dem unaufhörlichen Fußstampfen der lustigen Tänzer. Die Bauern versäumen selten diese Talkustage und kommen meilenweit dazu her, besonders weil der Branntwein einen so einladenden Geruch für sie hat*).

Doch ist ihre Heiterkeit noch weit größer zur Johanniszeit bei der Heuernte und dann — sonderbarer Weise — zur Herbstzeit bei den Düngerfuhren. Die Heuernte ist eine der am wenigsten beschwerlichen ländlichen Arbeiten, und sie fällt in die Zeit, welche von jeher in diesem Lande der Göttin der Freude gewidmet war. Die Mädchen sind dann am ausgelassensten, schmücken sich mit Kränzen aus Gras und Wiesenblumen und singen so bekränzt, die Heugabel auf der Schulter, dabei sinnig und bedächtig, wie die Parzen, neben einander herschreitend, die ganzen Nächte durch.

Indeß bei den Düngerfuhren erreicht die Fröhlichkeit des Volks den höchsten Grad, wenigstens bei den Letten. Sei es, daß sie damit die Reihe der schwierigen Sommerarbeiten freudig als geschlossen betrachten, sei es, daß das Volk bei

*) Die Talkus und Wakken sind eigentlich eine alte Sitte der Esthen und Letten. Das Wort Talk bedeutet so viel als eine Arbeit, die man nicht um Lohn, sondern um Essen und Trinken thut. Vor der Ankunft der Deutschen gaben sich die Bauern unter einander solche Feste, indem ein jeder seine Nachbarn bei der Ernte zur Arbeit und dann zum Schmausen einlud. Auch jetzt sind diese Feste unter den Bauern noch hier und da im Schwunge geblieben.

jener Arbeit sich, ich weiß nicht, wie, auf eine besondere Weise angeregt fühle, gewiß ist es aber, daß bei der Düngerfuhre selbst die Greise lustig werden, und daß man nach altem Herkommen nur bei dieser Gelegenheit sich verliebt und zuweilen auch gleich auf bedüngtem Felde die Ehecontracte abschließt*).

Im Herbste nach der Ernte treten dann die eigenthümlichen und bei uns zum Theil unbekannten Rigenarbeiten ein. Die „Rige" — ein Wort, das durch die Stadt Riga, die ihren Namen von einer Rige bekam, bereits in aller Welt bekannt genug wurde — ist nämlich ein Gebäude, das theils zum Dreschen, theils zum vorausgehenden Dörren und Trocknen des Getreides bestimmt ist. Sei es, daß die große Feuchtigkeit des Klimas, oder sonst ein anderes eigenthümliches Verhältniß ein vorgängiges künstliches Austrocknen nöthig mache, genug in allen drei Ostseeprovinzen und auch in den benachbarten russischen und lithauischen Landschaften herrscht allgemein bei Bauer und Edelmann und seit uralten Zeiten die Sitte, das Getreide vor dem Dreschen durch Feuer zu darren.

Die dazu nöthigen Vorrichtungen, die Rigen, sind gewöhnlich große, in Mitten des Feldes oder in der Nähe der Gehöfte erbaute Gebäude. Sie bestehen meistens aus zwei Flügeln, von denen der eine die Tenne, der andere

*) Doch soll diese Bemerkung, die wir in mehren Gegenden Kurlands machten, nicht für den ganzen lettischen Stamm gelten.

den Darrraum darbietet. In diesem befindet sich ein grosser Ofen, der die Temperatur der Luft bis zu 40, 50, ja 60 Grad Réaumur erhebt. Die Halme werden auf Balken und Gestelle ausgebreitet und schwitzen hier alle Feuchtigkeit dermaßen aus, daß nachher bei'm Dreschen die Körner leicht sich lösen. Es werden dadurch mancherlei Zwecke und Vortheile erlangt. Das Dreschen wird erleichtert, die Körner werden fester und gesunder, trocken und dauerhaft, was sie dem Kaufmanne sehr erwünscht macht. Sie werden nicht dumpfig, und der Kornwurm kommt nicht hinein.

Es wäre leicht zu beweisen, daß die drei Ostseeprovinzen allein jährlich einige Millionen Rubel für Feuerung, Ofen- und Rigenbau verwenden müssen, um ihrem Getreide alle diese Eigenschaften zu geben, ein Aufwand, den unsere Landwirthe gar nicht kennen. Die Sitte ist nicht erst von den Deutschen eingeführt, sondern von den Letten und Esthen, die alle noch in ihren kleinen Gehöften solche Rigen haben, entnommen worden. Ueberhaupt läßt sich bemerken, daß der ganze Zustand der Landwirthschaft selbst auf den deutschen Edelhöfen weit mehr esthnisch und lettisch als deutsch ist. Die Hauptsache wuchs überall aus den eigenthümlichen Naturverhältnissen und der uralten Volkssitte hervor und wurde unter der Herrschaft und Leitung der Deutschen nur nach einem größeren Maßstabe betrieben, sowie hier und da durch deutsche Verbesserungen modificirt.

Dieß gilt insbesondere auch von der Art des Ausdre-

schens und Reinigens des Getreides. Bei der am meisten verbreiteten Dreschweise ist ein Instrument von lettischer Erfindung, die sogenannte „Rolle", in Gebrauch. Es ist dieß ein langer, dicker Klotz von Eichenholz, auf dessen Oberfläche viele dicke, kurze Stäbe oder Pflöcke eingekeilt sind. Der Holzcylinder dreht sich um eine Welle, an welche man das Pferdchen spannt, das nun mit der Rolle auf dem Getreide umhertrabt. Die Pflöcke schlagen bei'm Umdrehen auf die Aehren nieder und drücken die Körner heraus. In den Rigen großer Edelhöfe traben zehn bis zwölf Pferdchen mit solchen Rollen hinter einander her, von den Bauern wie in der Reitschule an langen Stricken in der Runde herumgeführt. Man hat daher für die Arbeit auch nicht den Ausdruck „dreschen", sondern „in die Rolle gehen" und nennt die Pferde selbst „Rollpferde". In jeder Gegend sind die Rollen etwas anders construirt, und es giebt ihrer ebenso viele Varietäten, als es Districte und Gaue giebt. Uebrigens giebt es auch der Dreschweisen selbst fast eben so viele, als es Güter giebt. Auf dem einen ist diese, auf dem anderen jene Manier einzuführen für gut befunden worden. Hier zieht man Dreschflegel vor, dort hat man englische oder holländische Dreschmaschinen construirt. In vielen Gegenden drischt man blos mit Pferden, ja in einigen Districten Esthlands blos mit Menschen, die wie die Pferde nach einem gewissen Tacte und mit Begleitung eigenthümlicher Gesänge auf dem Getreide herumtrippeln.

Die Reinigung des Getreides geschieht nicht wie bei uns durch das Werfen oder Würfeln der Körner, sondern

durch das sogenannte „Windigen". Es ist die bequemste Weise der Getreidereinigung, die irgendwo erfunden worden ist. Man hat nämlich große, aus Lindenbast geflochtene Siebe, die unter den Thüren der Rige im Zuge aufgehängt und geschüttelt werden. Das schwere Getreide selbst fällt aus dem Siebe gerade herab, Spreu und Staub aber werden vom Winde fortgeführt. Auch auf dieses Windigen sind die Rigen eingerichtet. Sie haben nach den vier Hauptwinden vier Thüren, und jenachdem der Wind weht, wird bald diese, bald jene geöffnet oder geschlossen, um den Zugwind herbeizuführen. Gewöhnlich fehlt es in ihrem windigen Lande nie an Wind. Doch warten sie auch manchmal Stunden lang vergebens, und oft muß die Arbeit aus Mangel an Luftzug Tage lang unterbrochen werden, und da zeigt sich denn dieser unerfinderische Mensch ziemlich armselig und von den Launen der Natur abhängig. Es ist sonderbar, daß die Letten nicht auf die Erfindung der Dreschmaschinen kamen, wozu sie bei ihrer Benutzungsweise des Windes auf so gutem Wege waren.

Dem geschulten Agronomen sind alle jene landwirthschaftlichen Verrichtungen dieser barbarischen Völker ein Gräuel. Er zuckt die Achseln darüber und verachtet Alles als bäurisch, dumm und irrationell. Dem Ethnographen aber sind dieß Alles von Natur und Volkscharakter hervorgerufene und durch tausendjährigen Gebrauch geheiligte Sitten, die mit einer gewissen Nothwendigkeit von den Umständen bedingt und gestaltet wurden. Und wenn der entrüstete Agronom die Bildung der ganzen Wirthschaft mit einem Male über den Haufen stoßen

möchte, so betrachtet dagegen der Ethnograph Alles mit Liebe und einer gewissen Ehrfurcht vor dem Alter, und er studirt gern die Form und den Gebrauch jedes Werkzeugs, von dem er weiß, wie tief es durch die Gewohnheit mit dem Wesen, dem Charakter, den Neigungen und Sitten des Volks verwebt ist, und wie seine Abschaffung nicht blos in der einen Hinsicht eine wohlthätige Verbesserung, sondern auch in der anderen ein schmerzlicher Eingriff in die Sitten und das Geistesleben des Volks ist. An jede altgewohnte, von den Völkern bestimmte Gestaltung des Hauswesens, an jede Zimmer- und Hofeinrichtung, an jede Weise einer Arbeit, an jede Geräthschaft knüpfen sich viele liebe freundliche Sitten, und die Gewohnheit spinnt sie gleichsam in das ganze Leben und Wesen des Volks ein. Es knüpfen sich körperliche Geschicklichkeiten und Umgangssitten, ja es hängen sich sogar die Poesie und Musik daran und umgeben jedes häusliche und wirthschaftliche Geräth gleichsam mit einem heiligen Zauberscheine. Es würde eine vollständige Abhandlung erfordern, um nachzuweisen, wie weit blos die Abschaffung oder Umänderung einer einzigen einfachen landwirthschaftlichen Arbeit in's Volksleben umgestaltend eingreifen würde.

Die Rigenarbeiten der Letten und Esthen sind unter allen ackerwirthschaftlichen Arbeiten vom freundlichsten und friedlichsten Charakter. Sie sind nicht schwer, und alle Geschlechter und Altersstufen dabei vereinigt. Sie geschehen gesellig auf engem Raume, weßhalb die Leute sie auch besonders lieben, um so mehr, da nun das Resultat aller Arbeiten und Mühen des Jahres, das schöne reife Getreide,

dabei sichtbar zu Tage gefördert wird. Daher mag es auch kommen, daß das Volk gerade seine lieblichsten Gesänge in der Rige und für dieselbe ausgebildet hat. Es ist zum Erstaunen — wenigstens für Den, der an die stummen und nichts als ihre Arbeit, freilich tüchtig, fördernden Dreſcher deutscher Nation denkt, — wie poetisch und gesangreich dieß Volk in allen seinen Handirungen erscheint. Wenn die Mädchen hackend über die Tenne schreiten oder wenn die Knaben in den Sieben das Getreide ausstäuben, oder wenn die ganze Gesellschaft nach der Arbeit feiernd um den Heerd sitzt in der Beleuchtung des flackernden Pergels *), immer ist es Gesang und Poesie, die den Tact ihrer Arbeiten begleiten, und wenn die harte Knechtschaft nicht wäre, so glaube ich, würden diese friedlichen, harmlosen und poetischen Leute singend und tanzend wie die Horen über alle Mühen des Lebens hinwegschreiten.

Einen ganz besonderen Theil des hiesigen Ackerbaues bildet die Bepflanzung der Teiche und kleinen Seeen. Der große Mangel an Dünger, der sich überall sehr fühlbar macht, hat nämlich die Menschen darauf geführt, auch die düngenden Theile, welche sich aus dem Wasser niederschlagen, zu benutzen. Man versteht zu dem Ende kleine Seeen oder auch künstlich gebildete Teiche mit Schleusen, mittels deren man das Wasser alle 4 bis 5 Jahre abläßt, um dann den bedüngten Boden zu ackern und mit Sommerkorn, insbesondere Gerste oder Hafer, zu besäen,

*) Des Kienholzes, dessen sich die Letten und Esthen statt des Talglichtes bedienen.

die den fetten Schlamm in ein nutzbares Getreide verwandeln. Man nennt solche Teiche „Säeteiche". Es giebt viele Güter, die allein aus diesen Säeteichen Tausende von Scheffeln ernten. In dürren Jahren sind die Säeteiche, die die Feuchtigkeit am längsten bewahren, für die Gerste die einzige Aushülfe.

So viel von den Verrichtungen des Sommers. Im Winter ist die halbe Bevölkerung mit Transportarbeiten beschäftigt. Im Sommer ist ein großer Theil der Wälder nur den wilden Thieren zugänglich, weil sie in Sümpfen wurzeln, und erst, wenn der Winter für den Menschen Alles überbrückt, ist es ihm möglich, in das Innere derselben zu gelangen. Man spart daher alle Wald- und Holzarbeiten auf den Winter und eben so auch alle Transporte, die auf der Schneebahn mit einem zweifach geringeren Kostenaufwande bewerkstelligt werden können. Da die ganze Reihenfolge der Arbeiten und die ganze ackerwirthschaftliche Einrichtung, die Schlitten, die Pferde, das Angespann, auf einen kalten schneereichen Winter berechnet sind, so läßt sich daher denken, welche Kosten, Sorgen, Noth und Querstriche in diesen Landen ein gelinder und schneeloser Winter macht.

Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, daß, weil die Jahreszeiten hier in so schroffen Gegensätzen und scharfen Abschnitten auseinander gehen und daher auch alle landwirthschaftliche Arbeiten auf so bestimmte und kurze Zeiträume angewiesen und beschränkt sind, auch die Noth immer

unendlich viel größer wird als in den an Hülfsmitteln reicheren und minder einseitigen Ländern und Klimaten. Ist der Winter gelind und stecken dann Wälder und Wege im Sumpfe, so können die Transporte zur Stadt nicht gemacht, die Getreidevorräthe gar nicht oder nur mit großem Kostenaufwande versilbert werden, die angefangenen Bauten gerathen in's Stocken, weil das Holz nicht zugeführt werden konnte, und selbst der Mangel des Eises, auf welches man in der Branntweinbrennerei, in der Bierbrauerei und auch in der Haushaltung rechnete, wird schmerzlich empfunden. Alle andere Arbeiten sind ebenso auf bestimmte und kurze Zeiten beschränkt. War der Juni ohne Regen und vertrocknete das Heu, so ist für das Vieh eine Hungersnoth in bestimmter Aussicht, denn die Kürze des Sommers läßt keine zweite Heuernte wie bei uns hoffen, und Futterkräuter baut man nicht. War der Frühling dem Sommergetreide ungünstig, mißräth die Gerste, so giebt es keine oder nur wenige Kartoffeln, Rüben, Wurzeln und andere Surrogate, die man wegen der Kürze des Herbstes nicht zweimal auf demselben Acker ernten kann, und der arme Bauer muß im Winter Hunger leiden, da Gerstengrütze so sehr sein Hauptgericht bildet, daß es fast das einzige ist. Erfror oder verkümmerte gar die Roggenernte, so ist es dann mit Allem aus. Der Roggen ist die Hauptrevenue jedes Gutes, und nur sein reichlicher Ertrag kann alle anderen Verluste verschmerzen lassen. Mißräth er, so fehlt der nervus rerum, Geld und Brod, und Elend und Noth drückt das ganze Land.

In allen Ländern, wo die Jahreszeiten sich freundlicher

mit einander verschwistern, steht die Menschheit sicherer und hat hunderterlei Hülfsmittel und Surrogate, die hier unbekannt sind. Daher ist denn auch nirgendwo der Landmann von so vielen Sorgen gefoltert wie in diesen nordischen Regionen, und nirgends schwankt die ganze Existenz der Bevölkerung so beständig zwischen Ueberfluß und Mangel. In traurigen Heujahren sterben zuweilen in ganzen Strichen die Viehställe völlig aus, und bei betrübten Roggenernten lebt oft die ganze Bauernschaft von dem Brode, das der Herr zu theueren Preisen erkaufte.

Die Waldarbeiten sind die beschwerlichsten und lästigsten von allen und dabei nicht weniger dringlich als die anderen. Denn es ist unglaublich, wie große Holzvorräthe diese nordische Menschheit theils wegen der Kälte des Landes, theils wegen der Gewohnheit, hundert Dinge aus Holz zu verfertigen, die wir aus Stein, Eisen oder anderen Stoffen machen, theils endlich aus alter üblicher Verschwendung des Holzes, die sich aus den früheren Zeiten des Holzreichthums in die jetzigen Tage der zunehmenden Holzarmuth fortgeerbt hat, verbraucht.

Blos die Bedachung und Beschuhung der Leute ruinirt viele Gewächse, weil sie dazu die Rinde von den Bäumen schneiden. In den Branntweinbrennereien, in den Rigen, in den Zimmeröfen gehen unglaubliche Quantitäten von Holzfasern in Rauch auf. Auf einem Gute von drei Quadratmeilen Größe betrug der jährliche Verbrauch von Brennholz blos für die Gutswirthschaft 700 Kubikfaden. Wollte man diesen Maßstab für das Ganze anlegen, so würden auf den 1600 Quadratmeilen aller drei Herzog-

thümer blos in den Zimmeröfen und Branntweinbrennereien der Edelhöfe über 400,000 Kubikfaden Holz verbrennen, wofür denn noch nicht die Städte und die Bauerhäuser geheizt wären. Da man dieß wenigstens auf das Dreifache berechnen kann, so verbrauchte demnach hier im Durchschnitt jeder Mensch, Kinder u. s. w. eingerechnet, jährlich einen Kubikfaden Brennholz.

Die Zufuhren des Getreides geschehen im Winter, eben so wie alle anderen Arbeiten in großen Gesellschaften und eben so wie alle anderen Arbeiten im Fluge oder doch im Trabe. Alles wird in Hast und Eile abgethan. Die großen Entfernungen treiben dazu wie die Flucht der guten Jahreszeit. Wenn die Schneebahn nach manchem herbstlichen Schmuz und Wechsel sich endlich im December setzt, so werden die ganzen Bauerschaften der Güter aufgeboten, um die Zeit und das Eis zu benutzen, und auf allen Wegen und Chausseeen sieht man in langen Zügen die kleinen Schlittchen, jedes mit einem Pferdchen bespannt und mit ein paar Kornsäcken beladen, zu der Hafenstadt eilen. Das Korn geht auf dem Meere selbst fast keinen schnelleren Schritt als hier auf dem Lande, und eine Schiffsladung ist in kurzer Zeit 10 bis 15 Meilen weit gefördert. Ein eintretendes Thauwetter bringt aber oft eine schreckliche Stockung in diesem regen Treiben hervor. Die armen Pferdchen quälen sich vergebens im Schmuze ab und krepiren unterwegs. Mit zerbrochenen Wagen und Schlitten sind die kahlen Dämme bedeckt, und die, welche auf weiten Reisen waren, — 50 Meilen weit und weiter kommen die Landtransporte nach Riga, Libau und

Newal — bleiben unterwegs liegen oder kehren zur Heimath zurück, und tausenderlei Sorge und Qual verbreitet der warme Hauch des Südens über die Gefilde.

Wenn die Roggenfelder der Ostseeprovinzen dem Agronomen das Schönste und Erfreulichste bieten, was in dieser Art gesehen werden kann, so gewähren ihm dagegen die Herden und Stallungen in der Regel einen sehr unerfreulichen Anblick, und die Viehwirthschaft des Landes, also die Basis des ganzen Ackerbaues in den des Düngers bedürftigen Ländern, möchte wohl noch mehr als irgend ein Zweig der Verbesserung fähig sein.

Die Viehracen, welche hier verbreitet sind, sind ungemein klein und kümmerlich, namentlich die Pferde und Rinder. Eine magere livländische Kuh ist ein wahres Bild des Jammers und Elends, und bei den kleinen Pferdchen ist es, als seien sie aus dem kleinlichen Geiste der hiesigen Nation und Verhältnisse entsprungen. Die Lasten, welche die Pferde schleppen, sind so liliputtisch, und die Milch, welche die Kühe geben, ist so dürftig, daß nur die Menge gut machen kann, was an Qualität und Quantität bei dem Einzelnen abgeht. Es ist wunderbar, wie weit man das in der Geschichte aller nordischen Länder sich im Großen kundgebende Princip, daß hier überall die kleinen Kräfte zu großen Massen zusammenkommen und nur die Wirksamkeit dieser Massen bedeutend ist, auch im Kleinen, selbst bis in die Kuhställe hinein verfolgen kann. Auch hier rinnt Tropfen zu Tropfen, bis die Fässer sich füllen, deren Ueberfluß dann für Wenige verbraucht wird. Auf großen Gebieten sammelt man in klei-

nen Partieen, was eine einzige Familie nährt. Aus zwanzig Gehöften ruft man die Leute zusammen, um ein Haus zu bauen, um Holz im Hofe zu hacken, um einen Garten zu gäten, um einen Acker zu bestellen; überall große Massen aus kleinen Kräften, überall Massenkraft, keine Detailkraft und Detailbildung. Bei uns und namentlich in Deutschland ist es gerade umgekehrt; das Ganze ist schwach, das Einzelne stark und gebildet. Ein kleines deutsches Herzogthum, nicht größer als ein nordisches Landgut, zeigt eine Fülle von Einzelheiten, Kräften und Bewohnern, wie man sie dort auf königlichen Gebieten nicht findet; ein paar Aeckerchen nähren bei uns ihre Leute und geben Revenuen, die man dort nur von Quadratmeilen mühsam sammelt.

Wenn in vielen Gegenden bei uns ein paar Kühe so viel Milch geben, daß sich eine ganze Familie davon nähren kann, so ist es dagegen in den Ostseeprovinzen nichts Seltenes, daß ein Bauer eine ganze Herde von Pferdchen, Kühen, Schafen und Ziegen hat und doch noch nicht im Fette schwelgt. Auf den Edelhöfen giebt es Herden von mehren hundert Rindern und eben so vielen Pferden, ja es giebt hier Gutsbesitzer, die auf ihren verschiedenen Gütern mehre tausend Rinder und Pferde ihr eigen nennen *) und sich doch nicht über Ueberfluß beklagen.

Die Kühe des Landes sind von einer von Natur winzigen Race und erscheinen um so kraftloser, da sie sich in der Regel auf das Kümmerlichste nähren müssen. In

*) Wenn man die den Bauern verliehenen mit einrechnet.

guten Jahren erhalten sie Heu, gewöhnlich aber bilden nur Stroh und kraftlose Sumpfgräser ihre magere Kost.

Die häufigen Ueberschwemmungen, welche in diesen regnerischen Ländern herbeigeführt werden, verderben nicht selten die Wiesenkräuter der Art, daß unter dem Viehe, welches diese lange unter Wasser gestandenen Wiesen beweidet, bösartige Seuchen ausbrechen. Da der Wiesenbau und die Anpflanzung der Futterkräuter noch vor Allem im Argen liegen, so wird das Vieh Nacht und Tag und, wenn Noth ist und es einigermaßen angeht, auch im Winter hinausgetrieben, um sich in den Sümpfen, unter den Moosen oder dem Schnee seine Nahrung zu suchen. Der Dünger geht dabei größtentheils in den Sümpfen verloren. Nur auf wenigen Gütern erst hat man es versucht, Stallwirthschaft einzuführen und den Dünger sorgfältig zu sammeln. Man kann sich vorstellen, wie wenig ein solcher Zustand der Viehzucht die Landwirthschaft fördert.

Entschieden das interessanteste Hausthier des Landes ist das hiesige Pferd. Es ist klein von Gestalt und schwach an Kräften, doch bewundernswürdig in seiner Ausdauer, in seiner Unverwüstlichkeit und Unermüdlichkeit, mit der es erstaunlich viel mehr leistet, als man nach seinen Kräften erwarten sollte. Es ist ausgemacht, daß die Pferde entschieden die regsten Arbeiter im ganzen Lande sind, und daß auf ihnen nicht nur die schwerste und meiste Arbeit bei dieser ganzen nordischen Ackerwirthschaft ruht, sondern auf sie auch der schwerste Theil der den Menschen drückenden Leibeigenschaft zurückfällt. Es ist eine der unliebenswür-

digsten Eigenschaften der Letten, daß sie mit ihren Pferden so wenig Erbarmen haben. Sie lassen ihren kleinen Thieren die Unbill, die sie von ihren Aufsehern erfahren, hundertfach entgelten, pflegen sie in keinem Stück und prügeln sie oft buchstäblich zu Tode. Sie fordern von ihren Pferden nicht nur die gewöhnlichen Arbeiten, welche dieselben auch bei uns leisten müssen, sondern auch noch viele andere dazu. Nicht nur pflügen, ernten, eggen und Holz führen müssen sie, sondern auch dreschen, Lehm treten, als Frachtpferde bei großen Transporten dienen, und selbst Sonntags und bei Hochzeiten und Kindtaufen werden sie gesattelt, um den Bauer und die Bäuerin, die fast nie zu Fuße gehen, im Trabe zur Kirche zu bringen.

Es ist unglaublich, mit welcher Energie, Thätigkeit und zähen Ausdauer die Natur diese Pferdchen ausgestattet hat, um sie alle die Noth ertragen zu lassen, welche Klima und Menschen über sie ausschütten. Bei einem Bündel dürren Strohs sind sie regsamer als unsere deutschen Pferde, wenn sie der Hafer sticht. Schlafen und ruhen sieht man sie fast nie, weder Tag, noch Nacht. Auf ihre Gesundheit nimmt man wenig Rücksicht, denn sie kommen immer gesund und frisch davon, wenn man sie auch mit Schweiß bedeckt im Freien mitten im unbarmherzigsten Boreas stehen ließ. Wunderbar kommt ihnen ihr leichter Körperbau zu Statten, der einzig für die sumpfige Natur des hiesigen Bodens erfunden zu sein scheint. Ueber die Sümpfe laufen sie leicht dahin, und durch die morastigen Flüsse arbeiten sie sich mit großer Behendigkeit durch. Es wäre durchaus unmöglich, mit unseren schwer-

fälligen Pferden auf diesem Moos- und Sumpfboden Dasselbe zu leisten.

Ueber ganz Liv-, Esth- und Kurland, sowie über Ingermann- und Finnland, ist diese merkwürdige Pferdespecies verbreitet, eben so auch über die Alandsinseln, Oesel und Gothland. In Lithauen schon gränzen etwas größere Pferderacen an ihr Gebiet und in Rußland noch größere. Wenn man sie gut hält und pflegt, so läßt sich leicht eine zierliche feuerige Pferdeart aus ihnen erzielen, wie die Insel Gothland beweist, woher viele solche kleine Pferde in die Fremde verschickt werden. Man kann vielleicht annehmen, daß im Ganzen für jeden männlichen Einwohner im Lande ein Pferd existirt, was gewiß ein bei keinem ackerbauenden Volke überschrittenes Verhältniß wäre.

Die übrigen im Dienste der hiesigen Menschheit lebenden Thiere sind dieselben wie bei uns, und es zeigen sich bei ihnen eben weiter keine Besonderheiten. Die Schafe und Ziegen sind so häufig wie im nördlichen Deutschland, das Geflügel, hier „Fasel" genannt, besteht aus denselben Individuen, und seine Anzahl steigt auf manchen großen Edelhöfen fast in's Unglaubliche. Alles, Milch, Butter, Eier und Fleisch gebende Gethier steht auf den Edelhöfen unter der Aufsicht und Leitung einer Frau, der sogenannten „Hofesmutter".

So sehr dem Gesagten zufolge und auch noch aus vielen anderen, nicht von uns berührten Gründen die rationelle Landwirthschaft hier im Ganzen noch zurück ist, und so sehr sie auch bei dem Fortbestehen der feudalischen Verfassung der Gesellschaft noch zurückbleiben muß, so ist

doch nicht zu verkennen, daß in neuester Zeit ein regeres Leben unter den Landwirthen erwacht ist, ohne Zweifel, theils in Folge der von Deutschland ausgehenden Impulse, die hier, wie alle deutschen Ereignisse und Entwickelungen, beständig ihr Echo finden, theils aber auch in Folge der überhaupt auch unter russischer Herrschaft immer bedenklicher werdenden Aussichten für den Fortbestand der alten Feudalverfassung.

Der erste Schritt hierzu, die nominelle Aufhebung der Leibeigenschaft, ist bereits geschehen, denn der Bauer kann seinem Herrn kündigen und frei von einem Gute zum anderen gehen. Der zweite, die Zusprechung des bäuerischen Eigenthums an Grund und Boden, bleibt noch übrig und droht beständig. Viele wünschen sogar, daß die völlige Entfeudalisirung der Güter bald eintreten möchte. Manche haben sogar ihre Bauern ganz abgeschafft und lassen ihre Aecker durch Tagelöhner bestellen. Dazu kommt, daß durch die russische Abgabenerhebung und Rekrutenstellung, durch die Erhöhung und Verfeinerung des Luxus die Bedürfnisse größer geworden sind und zum Theil aus denselben Ursachen die Ergiebigkeit der alten Einkommensquellen sich verringert hat.

Man ist daher aus dem alten paradiesischen Schlummer erwacht und auf Vermehrung der Revenueen bedacht, und es hat sich demnach in Livland eine eigene agronomische Gesellschaft von Rittergutsbesitzern nach dem Muster ähnlicher deutscher Gesellschaften gebildet *). Viele kleine

*) Diese livländische Gesellschaft besteht schon länger. Im Jahre 1839 haben sich nach ihrem Muster noch drei andere landwirthschaftliche Gesellschaften, eine esthländische, eine kurländische und eine Goldingen'sche, auf einmal constituirt.

Bücher und Brochuren, gewöhnlich Producte der Landprediger muße, über verschiedene Gegenstände der Landwirthschaft und darüber, wie man die ausländischen Verbesserungen für dortige Verhältnisse benutzen könne, sind geschrieben worden. Die jungen Herren des Landes studiren mehr als sonst die Landwirthschaft auf den deutschen Universitäten, agronomische Bücher und Journale werden zahlreich gehalten, und Verbesserungen in den Ackerwirthschaften bilden den Gegenstand der gewöhnlichen Gespräche, da die Prediger wie die Gutsbesitzer gleicher Weise von diesem Verbesserungsgeiste ergriffen sind.

Man verschreibt Dreschmaschinen und erfindet selbst welche; man hat hier und da angefangen, Stallfütterung einzuführen und Futterkräuter zu bauen. Man läßt holsteinisches und Schweizer-Vieh kommen, um die Racen zu verbessern, und durchweg podolische Ochsen, um den Abfall der Branntweinbrennereien zu benutzen. Die aufgeklärtesten Gutsbesitzer haben sogar deutsche Thierärzte und Förster engagirt, und die Dreifelderwirthschaft ist hier und da einem rationelleren Fruchtwechsel gewichen. Nichtsdestoweniger geht es, wenn man das Ganze übersieht, mit diesen Verbesserungen natürlich doch nur sehr langsam vorwärts. Der alte Schlendrian, die eingeschlichenen Gewohnheiten und Vorurtheile sind aus keinem Zweige der menschlichen Industrie schwieriger zu verbannen als aus der Landwirthschaft, die selber, wie noch in ganz Rußland die sie Betreibenden, eine glebae adscripta ist.

Es ist selten ein Hinderniß vorhanden, welches bewirkt, daß die Reformen und Verbesserungen, welche in Eng-

land mit den Maschinen, den Fabriken und Manufacturen vorgenommen wurden, sich nicht sogleich über den ganzen Globus bis zum Nordpol und Aequator verbreiten. Der Ackerbau bewegt sich in den drückenden Fesseln der Natur, ja sogar auch in den drückendsten Banden der Geistesbeschränktheit der ihn betreibenden Menschen. Die sämmtlichen anderen Zweige der Industrie werden von mehr vorurtheilsfreien und der Reform offeneren Leuten betrieben, während die arme Ceres verdammt ist, von Priestern bedient zu werden, die mehr als alle anderen blind der Gewohnheit folgen. „Unsere Väter machten es so, warum sollte es nicht gut sein und wozu sollten wir es anders machen?" sagt der lettische und der esthnische Bauer wie alle Bauern in der Welt. Leicht läßt sich der ganze Organismus einer Fabrik umwandeln, wie schwer aber die bestehende Einrichtung einer Landwirthschaft! Die hunderttausend Hindernisse zu entwickeln, die sich in dieser Hinsicht dem weiter strebenden livländischen Landwirthe entgegenstellen, würde nichts mehr und nichts weniger als eine Entwickelung des ganzen geselligen und physikalischen Zustandes des Landes voraussetzen. Denn von der Hauseinrichtung, dem Volkscharakter bis zur Gestaltung der geringsten Werkzeuge herab ist nichts, was dem Landwirthe nicht entgegenstände.

„Haec super arvorum cultu pecorumque canebam,
„Et super arboribus."

Elemente der Bevölkerung.

„Siehst du, sind neue Völker herein!"

Die älteste Geschichte dieser Landschaften liegt offen und klar vor den Augen — des allwissenden Helios. Er sah es, wie die drei Ländchen aus dem Chaos emporstiegen, wie die Gährung sich abklärte, wie das Feste sich gestaltete und trocknete, wie die Gewässer sich in den Seeen und Flüssen sammelten und sonderten. Er erblickte die erste Wiese, die hier ergrünte, den ersten Menschen, der sie betrat, und beleuchtete die frühesten Kämpfe der Einwanderer um den Besitz des Landes. Uns Gelehrten, Weisen und Forschern aber ist dieß Alles verborgen, und die Sonne der Geschichte erleuchtet uns die Urzeit dieses Landes nicht heller als eine Studirlampe den Weltenraum.

Weder Tacitus, der von Herulern, Gothen und Venetern spricht, noch der Secretair Hjer, der Pastor Watson oder Thunman, die sich über die Auslegung des Tacitus streiten, weder Heinrich der Lette, noch die Rigaische Gesellschaft für vaterländische Geschichte geben uns klare und bestimmte

Ideen von den ersten Bewohnern des Landes, von ihrem Zustande, ihrer Abstammung und von dem Ringen des einen Stammes mit dem anderen.

Als die erobernden, denkenden und Chroniken schreibenden Deutschen das Land entdeckten und besetzten, fanden sie die Urbevölkerung desselben schon eben so vertheilt und auseinandergehalten, wie wir sie noch jetzt sehen. Die Letten gingen bis in die Mitte Livlands, die Esthen saßen im Norden, und Trümmer der Liven und Kuren nisteten an der Küste des Rigaischen Meerbusens.

Seit den 800 Jahren, daß wir das Land kennen, hat sich darin fast so wenig geändert wie in der Abgränzung und Gestaltung der Meeresküsten und Flußufer. In der Mitte zwischen den Hauptsitzen zweier großer Volksstämme gelegen, zwischen der Halbinsel Finnland, dem alten Vaterlande und Ausgangspuncte der Finnen, und dem Flußgebiete des Niemen, dem Urſitze und Hauptquartiere des lettischen Stammes, mochten jene Provinzen der Schauplatz uralter Kämpfe zwischen diesen beiden Völkerschaften gewesen sein, die bei ihrer endlichen Pacification sich zur Hälfte in diesen Schauplatz theilten. Die finnischen Esthen besetzten die nördlichen Theile des Landes, das jetzige Esthland und das nördliche Livland, die lithauischen Letten aber die südlichen Theile, das jetzige Kurland und das südliche Livland, und beide trennten sich zu gleicher Zeit als eigenthümliche Stammvarietäten von ihren Müttern, die Esthen von den Finnen, die Letten von den Lithauern.

In uralter Zeit mögen beide, Letten wie Esthen,

sich politischer Unabhängigkeit erfreut haben. Doch scheinen sie wenig dazu geeignet gewesen zu sein, feste politische Gesellschaften zu gründen, und wir finden sie daher, so weit wir ihre Geschichte kennen, in mehr oder weniger bestrittener oder begründeter Abhängigkeit von ihren mächtigen Nachbarnationen. Aus dem Inneren des Landes rückten von jeher Tribut und Oberherrschaft fordernde slavische Völker, die Russen, die Polen, in diese von den Esthen und Letten besetzten Küstenländer; von jenseits des Meeres kamen von jeher friedlich oder kriegerisch gerüstet die handelnden und erobernden Flotten der germanischen Stämme, der Schweden, Dänen, Deutschen. Daher, so weit wir in die dunklen Gefilde der Urgeschichte hinausblicken können, Kämpfe mit den Normannen, Tributpflichtigkeit gegen die Russen und Wechsel der deutschen, dänischen, schwedischen, polnischen und russischen Oberherrschaft.

Von allen den verschiedenen Eroberungen der Länder war für die Bestimmung der Bevölkerungsverhältnisse keine wichtiger als die von den Deutschen ausgehende; denn sie ging nicht nur auf die Erringung politischer Oberhoheit, sondern auf den Privatbesitz des Landes aus, und wurde nicht nur von Kriegern, sondern auch von bewaffneten, mit ihnen verbrüderten Priestern, Kaufleuten und Handwerkern ausgeführt, die mit Gewalt ihre Religion, ihre Oberherrschaft, ihren Glauben, ihre Industrie der eroberten Nation aufdrangen und dieselbe aus allen ihren Rechten depossedirten.

Die alten Normannen und Schweden hatten wie die Russen vor dem zwölften Jahrhunderte nur Tribut

gefordert; die Deutschen aber nahmen das Land, den Leib und die Seele zu gleicher Zeit, und so wurde denn auf diese Weise über die ackerbauende Bevölkerungsgrundlage der Esthen und Letten die Masse der gebietenden, predigenden und handelnden Deutschen gewälzt, die sich der Bevölkerung des Landes als Herren so innig beimischten und so fest darin Wurzel schlugen, daß selbst die späteren Völkerüberschwemmungen, welche die Deutschen nun mit sammt ihren unterthänigen Ländern von Schweden, Polen und Russen dulden mußten, nur wenig in diesen Verhältnissen änderten.

Die polnische Herrschaft war in Livland von geringerer, in Kurland von längerer Dauer. Hier veranlaßte sie daher auch wichtigere Veränderungen, führte die Juden ein und brachte manches polnische Gesetz in den Codex der Provinz, während sie in Livland nur wenige Spuren hinterließ.

Die schwedische Obergewalt dagegen war wieder in Livland anhaltender und läßt sich noch bis auf den heutigen Tag in manchen Bevölkerungs-Verhältnissen spüren.

Entschieden aber die wichtigste aller neueren Eroberungen des Landes war die der Russen, deren Herrschaft in Liv- und Esthland bereits über ein ganzes, in Kurland bald ein halbes Jahrhundert dauert, und deren Einwirkung auf das Land um so interessanter für uns sein wird, da die Gegenwart und die nächste Zukunft so sehr dabei in Frage kommen.

So wie wir die Provinzen jetzt also vor uns haben, sind sie voll Esthen, Letten, Liven, Kuren, Schweden,

Juden, Deutschen, Russen und Polen. In Folgendem wollen wir es versuchen, die verschiedenen geographischen Verbreitungsbezirke sowohl, als die verschiedenen geselligen Lebenskreise, Standes- und Beschäftigungs-Sphären, in denen sich jene verschiedenen Urbewohner und frühere oder spätere, absterbende oder fortschreitende Eindringlinge hier bewegen, näher zu bestimmen, und zwar zunächst die Gebiete der Urbewohner.

Die Halbinsel Kurland, dieß untere Mündungsland der Düna, und das Flußgebiet der livländischen Aa sind die Länderstrecken, in welchen sich die Letten festsetzten. Sie gränzen im Süden an die ihnen stammverwandten Lithauer, im Osten an die ihnen völlig stammfremden Russen, im Westen an das Meer und im Norden an die mit ihnen dieselben politischen Verhältnisse theilenden Esthen. Eine durch die Mitte von Livland von der Südspitze des Peipussees über Werro und Walk an den Rigaischen Meerbusen gezogene Linie giebt ungefähr die Scheidungsgränze beider Völker an.

Die Esthen bewohnen die Halbinsel Esthland, den Isthmus zwischen dem Peipussee und dem finnischen Meerbusen, das ganze Stück von Livland, das zwischen den Peipussee und den Rigaischen Meerbusen fällt, und den Oesel'schen Insel-Archipelagus. Die Esthen, überhaupt in jeder Hinsicht kühner und männlicher als die Letten, waren vor allen Dingen unternehmender zur See und sind es auch noch. Daher haben sie den Letten nicht nur sämmtliche Inseln der benachbarten Meere hinweggenommen, sondern sie auch von den Küsten ihres Landes in's

Innere zurückgetrieben, und sie wohnen daher auch noch hier und da längs dem Ufer des Rigaischen Meerbusens, wo die Hauptmasse des inneren Landes von Letten besetzt ist.

Merkwürdig ist es dabei, daß die deutsche Eroberung den ganzen Volkszweig der Esthen und Letten umfaßte, daß kein Stück davon von den Deutschen unergriffen und unbesetzt, keines unabhängig blieb oder unter andere Oberhoheit gerieth. Auf der anderen Seite ist es eben so merkwürdig, daß die deutsche Eroberung sich in der Hauptsache auch nur auf diese beiden Stämme beschränkte und weder Lithauer, noch Russen in den Staatsverband des deutschen Ritterordens gezogen wurden. Rein esthnisch wurde die von Dänen constituirte Provinz Esthland, welche die esthnische Halbinsel umfaßt, rein lettisch dagegen die von dem Herzog Kettler constituirte Provinz Kurland, welche die kuronische Halbinsel und das linke Dünaufer umschließt. Aus esthnischen und lettischen Gebieten aber zusammengesetzt wurde das Mittelstück, die Provinz Livland, welche die zwischen beiden Halbinseln gelegene Insel und das Mittelstück zwischen dem Peipussee, dem Rigaischen Meerbusen und der Düna begreift*).

*) Es giebt in Livland einen Punct an seiner östlichen Gränze, der in Bezug auf Bevölkerungs-Verhältnisse sehr interessant ist. Es ist dieß die Umgegend von Marienburg. Hier stoßen nicht weniger als vier verschiedene Nationen und drei verschiedene Religionen zusammen, die lutherischen Letten aus Südwesten, die katholischen Polen (im Gouvernement Witepsk) aus Südosten, die griechischen Russen (im Gouvernement Pskow) aus Nordwesten und die lutherischen Esthen aus Nordosten. Nach der Aussage der Bewohner jener Gegend treten diese, in

Es ist an und für sich natürlich, auch melden uns geschichtliche Ueberlieferungen davon, daß beide Völker, so lange sie politisch unabhängig waren, sehr verschiedene rechtliche und gesellige Zustände bei sich ausgebildet hatten. Sie hatten ihre Aeltesten und politischen Oberhäupter. Es fand sich bei ihnen ein eigener Priesterstand. Auch hatten sie ohne Zweifel ihre schlechten und guten, erlauchten und berühmten Familienstämme, da sie doch selbst jetzt noch, im Stande ihrer gemeinsamen Erniedrigung, beständig ihre Ahnen probiren oder doch wenigstens die größere oder geringere Güte einer Familie bei Verheirathungen ihrer Kinder abwägen.

Wir haben keine deutliche Vorstellung von den rechtlichen Unterschieden dieser Stände und dem Grade ihrer Ausbildung. Doch ist es aus tausend Gründen wohl mehr als gewiß, daß weder die Verschiedenheiten der Geburt, noch die der Beschäftigungen und bürgerlichen Gewerbe, weder bei den Esthen noch bei den Letten sehr

Bezug auf ihre Abstammung und Sprache so grundverschiedenen Nationalitäten sich sehr schroff und ohne gegenseitige Vermischung einander gegenüber. Man hört auf der einen Seite Dr. Martin Luther preisen, auf der anderen den Papst, auf der dritten den Metropoliten von Novgorod. Hier erscheint der buschige, runde, volle Bart des Russen, wenige Schritte weiter der Schnurrbart des Polen, gegenüber dem zerzausten, unordentlichen und dünnen Barte des Esthen und dem völlig geschorenen Angesichte des Letten. Es muß für einen Ethnographen eine Stelle für Gewinnung der interessantesten Beobachtungen sein. Die einzige Bemerkung, welche wir von einem Manne, den wir über diese Gegend zu sprechen Gelegenheit hatten, gewannen, war die, daß die Letten, wie überall, sehr leicht das Russische erlernen, die Esthen aber es sehr schwer begreifen und selten verstehen.

bedeutend waren und tief im Volke wurzelten. Es sei dem indeß, wie ihm wolle, die deutsche Eroberung machte Alle unter einander gleich, spannte sämmtliche Mitglieder der beiden Nationen an dasselbe Joch der Leibeigenschaft und verwandelte Aelteste, Oberhäupter, Priester und Gemeine ohne Unterschied — dem hochgebildeten Deutschen gegenüber verschwand dieser Unterschied zwischen Denen, die alle gleich barbarisch waren — zu Bauern und Ackersleuten.

Die Verachtung der Deutschen, die hier in Eisen gepanzert, mit allerlei künstlichen Waffen gerüstet, schrift- und lesekundig, christlich und gebildet, muthig, mannhaft, unternehmend und von einer hochgestellten, berühmten europäischen Nation, einem armen, barbarischen, unberühmten und heidnischen Hirtenvolke gegenübertraten, mochte von Anfang herein gegen die Esthen und Letten sehr groß sein. Als diese in völlige Leibeigenschaft gebracht waren, wurde sie es und ist es noch jetzt in einem so hohen Grade, daß kaum die Weißen in Amerika sich mehr vor einer Vermischung mit den Schwarzen fürchten können, als die sogenannten „deutschen Leute" in Livland vor einer Herkunft von den Esthen oder Letten zu erröthen pflegen.

Nichtsdestoweniger wissen wir, daß, so lange das Land noch nicht völlig unterjocht war, die deutschen Ritter es nicht verschmähten, zu Zeiten Freundschaftsbündnisse mit Oberhäuptern der Eingeborenen zu schließen, die ihnen dann, als Verbündete zur Seite stehend, bei Bekriegung der noch Freien dienten. Es ist daher wohl sehr wahrscheinlich, daß solche Oberhäupter, die zu den Versamm-

lungen und Berathungen von den Deutschen gezogen wurden, die deutsche Sprache und Sitte lernten, auch allmählig mit ihnen ganz auf gleichen Fuß zu stehen kamen, und so mochten denn sogar einige angesehene Einheimische in den deutschen Adel hinübergehen. Die sonst in keinem Lande vorkommenden Adelsgeschlechter der „Liven", der „Patkul", „Uexkul", „Koschkul", „Ermes" und einige andere mögen ursprünglich solcher esthnischer und lettischer Abstammung sein. Doch wurden sie bald so vollkommen verdeutscht, daß außer dem Namen auch nicht eine Spur von Nichtdeutschem bei ihnen übrig blieb.

Von jeher haben es die deutschen Herren des Landes zu verhindern gesucht, daß die Letten und Esthen zu deutschen Gewerben und anderen nicht mit dem Ackerbaue in Verbindung stehenden Beschäftigungen übergingen. Nichtsdestoweniger haben sich doch Viele von ihnen in andere Klassen der Gesellschaft eingeschlichen, indem sie sich Freiheit, höhere Bildung und einen deutschen Familiennamen zu verschaffen wußten.

Nicht nur an ihren Residenzen und Edelhöfen nahmen die Besitzer viele Bauern, die sie ein Handwerk oder eine Kunst lernen ließen, als Schmiede, Tischler, wie auch als Bedienten, Haus- und Hofmeister, Kammerjungfery, Wirthschafterinnen u. s. w. auf, sondern auch auf eigene Hand siedelten sich viele Freigelassene in den Städten des Landes als Handwerker, Krämer und Wirthsleute an, die dann alle eine mehr oder weniger deutsche Bildung annahmen. Riga, Mitau, Dorpat, Reval, Narwa u. s. w. sind alle

voll von solchen halb oder ganz verdeutschten Leuten; man nennt sie im Lande „Halbdeutsche". Weil man sie aber ihrer Herkunft wegen doch immer ein wenig verachtet, so legt man ihnen auch allerlei Spitznamen bei. In Mitau z. B. nennt man sie „Morgenländer".

Es ist bewundernswürdig, mit welcher Leichtigkeit und mit welcher von äußerst nachgiebigem und weichem Bildungsstoffe zeugender Gewandtheit sich die Esthen und Letten, besonders aber die letzteren, in die Form der ihnen sonst so fern stehenden deutschen Nationalität umgießen. Sie scheinen nach kurzer Zeit völlige Deutsche zu sein, und nur der Kenner weiß sie — an ihrer Art, den Vornehmeren zu grüßen, und an manchen Eigenthümlichkeiten ihrer deutschen Aussprache — von den anderen Geringen ächt deutscher Herkunft zu unterscheiden.

Sehr oft behalten sie den Namen ihres Bauerhofes als Familiennamen bei, gewöhnlicher aber wählen sie sich einen deutschen Namen. Doch dürfen sie dieß nur mit Bewilligung ihres Erbherrn thun. Viele, welche diese Erlaubniß nicht erlangen können und doch, wenn sie etwas Deutsch gelernt haben, nach einem ordentlichen deutschen Namen schmachten, wählen sich dann im Stillen einen schönen deutschen Namen, z. B. Rosenkranz, und schreiben in ihre Bücher und auf ihre Sachen z. B. „Jane Rosenkranz", führen es auch unter ihren Verwandten und Freunden im Stillen ein, daß sie Rosenkranz zu heißen wünschen, und unterschreiben ihre Briefe so, bis sie dann endlich, wenn der Herr die Erlaubniß gab,

öffentlich damit auftreten können *). In Riga sind die meisten Hafenarbeiter, Packer, Masten- und Flachs-Braker, sowie auch die sogenannten Bauernhändler und Krämer aus dieser Klasse der „Halbdeutschen", eben so in Rewal, Narwa, Libau u. s. w.

Nach wenigen Generationen verliert sich der lettische oder esthnische Anstrich ganz aus solchen verdeutschten Familien, und sie werden dann vollkommen zu den deutschen Bürgern gezählt, wenn sie bei bürgerlichen Gewerben bleiben. Es giebt viele achtbare Bürgerfamilien im Lande, welche dieses Ursprungs sind. Auch noch sonst vermischte sich lettisches und esthnisches Blut mit dem deutschen auf mancherlei rechtmäßigen und unrechtmäßigen Wegen, was nicht uninteressant zu wissen ist, insofern dadurch die Bedingungen heller beleuchtet werden, unter denen der deutsche Typus in diesen Landen mehr oder weniger rein oder durch Lettisirung und Esthnisirung getrübt erscheint.

Gehen wir nun zu den eigentlichen Deutschen des Landes über, und steigen wir auf der Leiter der geselligen Zustände von unten nach oben, so schließen sich zunächst an die Halbdeutschen die sogenannten „Kleindeutschen", die mit jenen auch wohl unter dem Namen der „deutschen Leute" zusammengefaßt werden. Man versteht darunter deutsche Handwerker, Wirthe, Krämer, Gutsverwalter, Schreiber, Förster, Mühlenbauer und sonstige Professionisten. Da

*) Einem neueren russischen Gesetze zufolge wurden aber kürzlich allen Esthen und Letten Familiennamen ertheilt.

nämlich die Letten und Esthen, selbst unter der Oberherrschaft der Deutschen, bei ihrer uralten Weise, Künste, Handwerke, Ackerbau u. s. w. zu betreiben, blieben, so sahen sich die deutschen Grund- und Handelsherren, die Edelleute des platten Landes und die Kaufleute der Städte genöthigt, immer zu ihrem Hausbedarf Professionisten aus Deutschland kommen zu lassen, die ihnen ihre Häuser bauten, ihre Hausgeräthe verfertigten und ihnen als Schmiede, Tischler u. s. w. dienten.

Diese „deutschen Leute" bilden entschieden die am wenigsten angenehme Klasse der ganzen Bewohnerschaft des Landes. Sie haben gegen die Letten und Esthen und gegen Alles, was von ihnen herstammt, einen eigenen Dünkel und halten gegen sie mehr auf ihr deutsches Blut als ein alter Baron auf seine adelige Herstammung. Sie machen daher ihren Brodherren viel zu schaffen, da sie sich immer für zu gut halten, mit dem blos verdeutschten Letten etwas zu theilen, wie dieser seinerseits sich wieder über seinen unverdeutschten Landsmann erhaben dünkt. Auch sind unter dieser Klasse der im Lande unter mancherlei Geschäften und Maskirungen herumschweifenden deutschen Leute die meisten gefährlichen Menschen, die meisten Vagabunden und Verbrecher. Sie kommen oft mehr herunter als die Letten und Esthen, weil sie nicht wie diese einen Brodherrn haben, und viele von ihnen erbetteln sich bei den Letten ihre Nothdurft, weßhalb diese sie auch verachten und sie „deutsche Hungerleider" nennen. In angewandtem und erweitertem Sinne nennt der Lette auch alle Deutschen

des Landes so *). Auch die Aufrührer und Unruhestifter finden sich unter jener zügellosen Klasse der „deutschen Leute", die gewöhnlich bei allen Aufständen und Unordnungen der Bauern als Verschwörer und Rädelsführer an der Spitze stehen. Die Erbitterung der adeligen Herren wie der reinen Letten gegen diese deutschen Leute, die sich zwischen beide in die Mitte gedrängt haben, ist gleich groß, und doch können sie sich ihrer nicht entschlagen.

Die deutschen Bürger.

„O laßt ihn, er ist guter Leute Kind!"

Von den sogenannten „deutschen Leuten" weiter hinauf treffen wir auf die „deutschen Bürger" in den Städten, die ansässigen Handwerker, Künstler, Krämer und Kaufleute. Sie gleichen in der Hauptsache ganz und gar dem deutschen Bürgersmanne, wie wir ihn in Deutschland haben. Doch stehen sie in Bezug auf äußere Sitte, Benehmen und gesellige Manieren alle eine Stufe höher als die entsprechenden Klassen bei uns, sowie sie in Bezug auf Kenntniß, Talent, Fleiß, inneren Gehalt und Charaktertüchtigkeit alle um eine Stufe niedriger stehen. Der nordische Trieb zu gastfreier Geselligkeit, der hier alle Klassen ergriffen hat, macht feiner und artiger, aber bequemer und unbrauchbarer.

Seit der Zeit der Gründung der deutschen Colonieen in diesem Lande fand zur Rekrutirung dieser Klassen

*) Das allgemeine Schimpfwort des Esthen für den Deutschen ist: „Ssacksama lamba warras", d. h. „sächsischer (deutscher) Schafsdieb".

bis in die neuesten Zeiten Einwanderung aus Deutschland statt, theils weil der Luxus fortwährend im Zunehmen begriffen war, theils weil die eingeführten Talente nicht vorhielten, sich in der eigenthümlich erschlaffenden Atmosphäre des Landes abnutzten und deteriorirten, daher immer neue Anfrischung vom Auslande nöthig hatten, theils endlich auch, weil Vieles von dem Eingeführten bei der beständigen aus Liv- und Esthland nach Rußland hin stattfindenden Auswanderung in anderen Gegenden abgesetzt wurde.

Man findet daher in allen größeren Städten des Landes deutsche Bürger aus allen Ländern unseres Vaterlandes, die durch ihre vorzüglichen Leistungen berühmt sind. Jedoch bürgern sie sich bald ein, oder wie man sich hier ausdrückt, „sie leben sich ein", und ihre Kinder sind dann schon vollkommene Livländer. Diese und die Kindeskinder verlieren sich wahrscheinlich allmählig aus den größeren Städten, gehen nach Rußland oder vertheilen sich in die kleinen Städte, Flecken und auf's Land, oder sie bilden auch wohl, in den großen Städten sich befestigend, einheimische alte Bürgergeschlechter. Für die Eingeborenen, die Esthen und Letten, liefern die deutschen Professionisten außer der Schmiedearbeit und einigen wenigen anderen Artikeln nichts; denn jene verschaffen sich alle ihre Bedürfnisse durch eigenes Geschick. Dagegen sind sie im ausschließlichen Besitze der Verfertigung aller Luxusartikel und überhaupt des Betriebes aller nicht lettischen Industrie. Nur die gewöhnlichen Handwerke der Tischler, Schuster, Schneider u. s. w. theilen sie mit den verdeutschten Indigenen.

Eben so sind die deutschen Kaufleute, die größtentheils Pflänzlinge Lübeckischer, Hamburger, Danziger und überhaupt hanseatischer Kaufmannshäuser sind, ausschließlich im Besitze der Seehandelschaft. Nur die Krämerschaft, das Hausiren und gewisse Zweige des Binnenhandels theilen sie mit den verdeutschten Inländern oder den später zu erwähnenden Juden und Russen, die aber auch ihrerseits wieder bei manchen Handelszweigen sich in ausschließlichem Besitze befinden. Alle die zur See handelnden Kaufmannschaften von Riga, Reval, Narwa u. s. w. lassen sich als hanseatische Colonieen betrachten, die noch beständig aus dem Vaterlande neue nach sich ziehen. Doch giebt es auch sehr alte, seit langer Zeit einheimische Patricier-Geschlechter unter ihnen. Engländer giebt es nur in Riga. Von jeher gingen große Kaufleute, namentlich von der Rigaischen Kaufmannschaft, in die livländischen Adelsgeschlechter über.

In früheren Zeiten war Livland für alle dort ansässigen Deutschen eine Art von Paradies. Ungehindert und ohne daß irgend Jemand das Recht gehabt hätte, darnach zu fragen oder darüber zu wachen, trieb Jeder, was er wollte, und verrichtete das Geschäft, zu dem er Anlage zu haben glaubte oder zu welchem das Glück ihm verhalf. Zölle, Steuern und andere Abgaben gab es nicht. Die Ritter vertheidigten aus Liebhaberei das Land. Alles regierte sich so gut, als es ging, ziemlich von selbst. Rekruten wurden von Niemandem gefordert.

Mit der russischen Eroberung wurde dieß anders. Die Stände des Landes wurden in zwei Klassen getheilt,

in solche, welche der Kopfsteuer und anderen Abgaben, der Rekrutenpflichtigkeit u. s. w. unterworfen, und in solche, die davon ausgenommen waren. Die ersteren nennt man hier jetzt „Okladisten", die zweiten „Exempten", d. h. die „Ausgenommenen". Sämmtliche bisher genannte Klassen der Gesellschaft, die Bauern, die „deutschen Leute", die deutschen Handwerker, Künstler und Krämer, gehören zu den Okladisten, d. h. sowie sie Unterthanen des Reichs geworden sind; denn so lange sie „Ausländer" bleiben, genießen sie wiederum manche Privilegien, obgleich ihnen natürlich auch mancherlei Vortheile der Unterthanenschaft entgehen. Weil sämmtliche Okladisten unter gewissen Umständen auch mit dem Stocke bestraft werden können oder, wie man sich hier ausdrückt, „unter dem Stocke stehen", so hat der Name natürlich eine nicht geringe Anrüchigkeit, und alle Wohlhabenden suchen sich auf alle mögliche Weise dieser Klasse zu entziehen, indem sie so lange als möglich sich die Eigenschaft eines „Ausländers" zu erhalten suchen, oder durch die Uebernahme irgend eines, Privilegien gewährenden Amtes oder durch ein Adelsdiplom in andere Stände hinüberschwingen.

Die höheren Stände der Herzogthümer endlich theilen sich seit alten Zeiten in die „Literaten" und den „Adel", beide — nur in Bezug auf jene russischen Institutionen — die „Exempten" genannt. Kaufleute und Schiffer waren allerdings Diejenigen, die das Land entdeckten, doch wuchsen ihnen die Priester und die Ritter, die es unterjochten, über den Kopf, und Adel und Kirche warfen das Loos über das Land, das ihnen als Gebietern

zufiel. In den Zeiten des Katholicismus besaßen die Priester, Bischöfe, Aebte u. s. w. fast eben so große Landparcellen wie die Edelleute und waren, wie sie, große Herren. Die lutherische Reformation, welche in diesen Gegenden nicht eine bloße Läuterung der Religion war, sondern vor Allem auch ein Sieg der weltlichen Macht über die geistliche, führte freilich den Predigerstand in sehr enge Gränzen zurück. Nichtsdestoweniger aber steht er, wie die sich an ihn anschließenden Advocaten, Professoren und Aerzte, die mit den Pastoren zusammen den „Literatenstand" bilden, dem Adel noch immer am nächsten. Weder die „Literaten", noch der Adel geben Abgabe, Kopfsteuer und Rekruten an den Staat

Sämmtliche livländische Literaten sind Deutsche, und was sich von fremden Nationalitäten unter ihnen eingeschlichen haben sollte, konnte es nur durch seine Verdeutschung. Die Prediger sind meistens aus allen Theilen Deutschlands zunächst als Erzieher eingewanderte Deutsche. Doch giebt es auch alte seit langer Zeit einheimische Familien unter ihnen. Dasselbe läßt sich von den Professoren, Aerzten und Advocaten bemerken. Sie sind in der Regel ohne Ausnahme vom bürgerlichen Stande. Zuweilen trifft man unter ihnen Edelleute, nie aber unter den Predigern, die, weil ihre und des Adels Interessen sich häufig kreuzen, diesem immer etwas feindlich gegenüber stehen. Da Sprache, Wissenschaft und Literatur vorzugsweise die Banden sind, mit denen diese entfernten germanischen Colonieen unserem Stammvaterlande noch fortwährend verbunden sind, so sollte man denken, daß un-

sere Nationalität und Bildung ihre Hauptstütze eben in diesem Stande der Literaten fände.

Der Adel.

„Zweiter Todtengräber: Ist das ein Edelmann?
„Erster Todtengräber: Er war der Erste, der je armirt war."

Endlich nun auf den obersten Gipfeln der Gesellschaft stehen die ehemals „wohlgeborenen", jetzt „hochgeborenen" und „hochwohlgeborenen", „wohledlen", „mannhaften" und „gestrengen" Herren vom Adel, deren Unterschiede in Bezug auf ihre Herkunft sowohl, als auf ihren Rang, sehr manchfaltig sind.

In den Zeiten des deutschen Ordens zerfiel der ganze Adel der Länder hauptsächlich in zwei Klassen, deren Interessen sich oft feindlich durchkreuzten, in den Adel der Ordensritter und in den gutsbesitzenden Landadel. Der Ordensadel war der eigentliche souveraine Beherrscher des Landes, und der Landadel war nur wie die übrigen Stände auf den Landtagen repräsentirt. Die Ordensritter konnten kein Privateigenthum besitzen, aber der Orden, als solcher, besaß einen großen Theil des Landes privatim. Die Güter, welche nicht dem Orden, nicht den Bischöfen und nicht den Städten gehörten, waren im Besitze des Landadels. Die Ordensritter, als unverheirathet, konnten auch kein Geschlecht im Lande begründen, und der ganze Adel ging daher eigentlich aus dem Landadel hervor. Später, bei Aufhebung des Ordens, und noch

später, bei der Reformation und der Säcularisirung der geistlichen Stifter, traten als Erben des Ordens theils verschiedene Kronen in seine Besitzungen ein, theils wurden seine und der Kirche Güter Privateigenthum.

Noch jetzt existirt ein ähnlicher Unterschied zwischen dem Adel, der bei vielen Gelegenheiten in bestimmtem Gegensatze hervortritt, der Unterschied nämlich zwischen dem güterbesitzenden Adel, den bene possessionatis, und dem unbesitzlichen Adel, der die verschiedenen Aemter des Landes besetzt hat. Nur der erstere ist auf den Landtagen der Herzogthümer repräsentirt. Der besitzliche Adel ist der allein stimmfähige im Lande, und obgleich der unbesitzliche daher ganz von ihm abhängt, so gerathen beide doch zuweilen mit einander in Collision.

Es existirt in diesen Provinzen kein solcher Unterschied unter dem Adel wie in Polen zwischen den Schlächtitzen und dem eigentlichen Adel, auch kein solcher wie in Deutschland zwischen dem „hohen" und dem „niederen" Adel. Die Titel der Freiherren, Barone und Grafen waren hier wenig im Gebrauche. Alle betrachteten sich als Barone und Freiherren, obgleich sie sich nur im Auslande so nannten, mit Ausnahme weniger Geschlechter, die auch im Inlande solche Titel zu führen gewohnt sind, ohne deßwegen in irgend einer Rücksicht höhere Ansprüche machen zu dürfen. Nie zerfielen die kur- und livländischen Adelslandtage in eine Grafen-, Freiherren- und Baronen-Bank, vielmehr sahen sich von jeher alle guten Edelleute als vollkommen auf gleicher Stufe stehend und als Brüder an. Namentlich hat sich diese ausgleichende Brüderschaft

noch unter dem kurischen Adel sehr frisch erhalten, der weniger als irgend einer auf Rang und Titel sieht.

Die russischen Rang- und Adelsklassen, denen zufolge ein livländischer Edelmann außerhalb seiner Provinz nicht mehr als solcher gilt, es sei denn, daß er sich durch Militär- oder Civildienst einen solchen russischen Adelsrang erworben habe, haben sich innerhalb jener Provinzen nur noch wenige gesellige Geltung zu verschaffen gewußt.

Die wenigen bürgerlichen Gewerbe, zu denen sich der Adel der hiesigen Provinzen hier und da herabließ, haben wir schon oben berührt. Die meisten treiben das Gewerbe, welches von jeher bei allen Völkern und zu allen Zeiten als das edelste und eines unabhängigen Mannes würdigste galt, die Ackerwirthschaft. Die unbegüterten und jüngeren Söhne bleiben entweder im Lande selbst und lassen sich bei den Administrativ- und Gerichtsbehörden von ihren Vettern anstellen oder sie treten in russische Civil- und Militärdienste. Der letzteren giebt es in Esthland mehr als in Livland, in Kurland, wo sich mehr unabhängiger Sinn und mehr Abneigung gegen Rußland offenbart, am wenigsten.

Die bedeutungsloseste Epoche des hiesigen Adels fällt wohl in jene unglückliche Zeit, als sich Polen, Schweden und Rußland um den Besitz der Provinzen stritten, die glänzendste in die Zeit des deutschen Ordens, als er noch aus eigener Mitte seine Regenten, Gesetzgeber und Feldherren wählte. Zur schwedischen und polnischen Zeit traten viele Adelige

in schwedische und polnische Dienste und errangen hier für Fremde Lorbeeren und Titel. Als Friedrich's des Großen Gestirn mächtig anziehend strahlte, wurde es eine Zeit lang — wenigstens in Kurland — Mode, preußische Dienste zu nehmen. Seitdem nun Rußland die Provinzen schon so lange in ruhigem Besitze hat, sehen wir fortwährend unter den russischen Diplomaten, Kriegsanführern und Dignitariern liv-, kur- und esthländische Namen als Sterne erster Größe glänzen *).

Die Adelschaften der verschiedenen Provinzen waren von jeher und sind noch in vier Corps oder Ritterschaften vereinigt, in der esth-, kur- und livländischen und in der von letzterer getrennten ösel'schen Ritterschaft, die den Adel der Inseln begreift. Bis auf den heutigen Tag haben diese verschiedenen Ritterschaften sich einen großen Theil ihrer alten Privilegien erhalten, denen zufolge nur Der-

*) Der Adel aller drei Ostseeprovinzen zeichnete sich von jeher durch eine eigenthümlich angenehme Bildung und durch vielfach zierende Eigenschaften aus, und schon der alte Kelch sagte vor zwei Jahrhunderten von ihm: „Mit dem livländischen Adel hat es eine solche Beschaffenheit, daß er keiner Noblesse von Europa was bevor giebt. Es ist derselbige stark an Mannschaft, und findet man unter ihm Leute von nicht geringer Civilität und Geschicklichkeit, als auch Klugheit und militärischer Tapferkeit. Sie haben fast jeder Zeit Profession von dem Kriege gemacht, wie denn auch nicht wenige aus ihnen zuweilen solche Proben zu Wasser und zu Lande in Kriegsactionen abgelegt, daß vor wie nach den Zeiten der glorwürdigen schwedischen Könige Caroli IX. und Gustavi Adolphi des Großen Livland eine Mutter vieler weltberufenen Helden geworden ist." — Mit Recht mögen wir Deutschen auf Alles, was sich an den Namen des livländischen Adels Glänzendes und Ruhmwürdiges knüpft und knüpfte, stolz sein.

jenige als ein indigener Edelmann unter ihnen gilt, den sie in ihre Ritterschaft aufgenommen oder dem sie, wie der Kunstausdruck lautet, das „Indigenat" ertheilt haben. Sie haben das Recht, Jeden, und sei er auch ein russischer Reichsgraf oder Fürst, das Indigenat zu verweigern. Man kann daraus schließen, daß sich die Geschlechter, im Ganzen genommen, in großer Reinheit und ihrer alten Deutschheit erhielten.

Die liv-, kur- und esthländischen Ritterschaften, von einem stolzen Esprit de Corps beseelt, wiesen manchen großen und vornehmen Mann, der um ihr Indigenat anhielt, ab, weil er ihnen nicht zusagte. Nichtsdestoweniger aber wurden auf der anderen Seite manche reiche Kaufleute, Advocaten und sonstige Bürgerliche, die einige gute und mächtige Freunde unter den Adeligen hatten, in die Brüderschaft aufgenommen; daher rühmt sich denn auch jetzt noch mancher Edelmann, durch seinen Einfluß sei diese oder jene Familie in den livländischen Adelstand erhoben worden.

In der schwedischen Zeit wurden mehre schwedische Familien dem livländischen Adel incorporirt; die Löwis, die Igelström, die Wrangell sind nicht die einzigen. Während der jetzigen russischen Zeit hat man schon viele russische Große aufgenommen, die man aber mehr als Ehrenmitglieder der Ritterschaften anzusehen hat, da nur wenige von ihnen im Lande selbst wirklich besitzlich sind und wohnen. Sonderbar ist es, daß Kurland während der zweihundertjährigen polnischen Herrschaft, während welcher es so viele adelige Stämme an Polen abtrat, doch gar keine polnischen Stämme in sein kleines Reich aufnahm.

So reih demnach auf der einen Seite die Ritterschaften der Provinzen sich von Vermischung mit nicht deutschen Geschlechtern hielten, so gemischt und bunt war gleich zu Anfange ihrer Entstehung ihre Zusammensetzung in Bezug auf die deutschen Stammverschiedenheit der Geschlechter. Fast alle deutschen Länder, Baiern, Schwaben, die Schweiz, Sachsen, Westphalen u. s. w. finden hier ihre berühmten Geschlechter in dem einen oder anderen Namen repräsentirt. Denn aus allen deutschen Gauen strömten im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte unternehmende Ritter zu den Fahnen des Marien- und Schwertritter-Ordens, um gegen die Heiden zu fechten. Entschieden aber die meisten Geschlechter stammen aus Westphalen und darnach aus Niedersachsen und Pommern. Denn es wurde später durch einen der Deutschmeister das Gesetz gegeben, daß die sämmtlichen oberdeutschen Ritter unter dem eigentlichen deutschen Orden in Preußen, die Ritter aus den niederdeutschen Kreisen aber unter den Schwertrittern in Livland enrolirt werden sollten.

Viele dieser alten Geschlechter sind in ihrem Mutterlande längst untergegangen, während sie hier in den deutschen Colonieen noch blühen und mächtig sind. Umgekehrt sind viele Stämme hier in den Colonieen wieder abgestorben, während sie im Mutterlande noch grünen.

Nur wenige alte Adelsgeschlechter des Landes reichen mit ihren Stammbäumen zu Vornehmen und Häuptlingen der Eingeborenen des Landes, der Letten und Esthen, hinauf. Nur von der Familie Liven wird mit Gewißheit behauptet, daß sie von dem alten, in der ersten Geschichte

Livlands berühmten Könige oder Landesältesten Kaupo herstamme. Von anderen Familien, z. B. von den Firks, ist es ungewiß, aber wahrscheinlich *). Auch die esthnische Zusammensetzung der Familiennamen: Patkul, Uexkull, Koschkul macht es wahrscheinlich, daß die Inhaber derselben ursprünglich Esthen waren.

Mehr als sonst irgend ein deutsches Nebenland haben Kur-, Liv- und Esthland dazu beigetragen, den deutschen Namen in der Fremde unter den Nachbarvölkern groß zu machen. Der Adel aller drei Provinzen hat sich hier vielfach nach Rußland, Schweden und Polen hinüber verzweigt, und zwar haben die kurischen Geschlechter sich mehr nach Polen, die esthnischen am meisten nach Rußland und die livländischen mehr als die übrigen nach Schweden verpflanzt.

Ganz Lithauen ist voll von kurischen Familien, so daß viele alte deutsche Geschlechter jetzt in einen deutschen und einen polnischen Zweig zerfallen. In Schweden giebt es eine Menge aus Livland gekommener Manteufels, Schlippenbachs und Bistrams, die sich dort vermehrt und völlig eingebürgert haben. In Esthland theilt sich fast jede Familie in einen russischen und einen deutschen Zweig, doch lebt dann der russische auch immer außer Landes und hat Sprache, Sitte und Religion der Russen blos mit Beibehaltung seines deutschen Namens angenommen. Die russischen Löwensterns, Korffs, Firks und Vietinghofs sind eben solche Beispiele aus Liv- und Kurland.

*) In Ostpreußen giebt es noch mehre adelige Geschlechter, die ihren Ursprung von den Letten ableiten.

Majorate hat der livländische Adel nicht viele gestiftet*). Nichtsdestoweniger aber hat sich die Sitte, die Geschlechter nach dem Haupt- und Stammgute, das sie zu bewohnen pflegen, zu benennen, hier noch mehr als irgendwo in Deutschland in Schwang erhalten. Man bezeichnet die verschiedenen Familien desselben Stammes nach ihren Gütern, indem man z. B. spricht: das Löwenhof'sche, das Kangern'sche, das Treiden'sche Haus u. s. w. Man pflegt dann wohl den Beisatz des Hauses dem Vor- und Familiennamen, besonders wenn es mehr Familienzweige desselben auf verschiedenen Hauptbesitzlichkeiten giebt, hinzuzufügen, wie z. B. Herr Heinrich v. S. aus dem Absenauischen Hause, Herr Gustav v. K. aus dem Lasdohn'schen Hause. In Kurland ist es nach polnischer Sitte sogar weit häufiger, die Herren des Gutes selbst bei ihren Guts- als bei ihren Familiennamen zu nennen, wie z. B. der Lesten'sche, der Althof'sche. Dieß gilt indeß natürlich nur für die gewöhnliche Conversationssprache des gemeinen Lebens. Hieße ein Gut z. B. Kizdangen und der Besitzer Herr v. T., so würde man immer eher sagen: ich will den Kizdangen'schen besuchen, als: ich will Herrn v. T. besuchen. Man trägt dieß auch auf die Frauen über und sagt in jenem Falle eher: ich sprach heute die Kizdangen'sche Frau, als: ich sprach Frau v. T. Es ist diese Benennungsweise gewissermaßen

*) In Kurland giebt es mehr als in Livland, in Esthland am wenigsten, wie denn überhaupt in der Regel Das, was in Kurland am meisten ist, sich in Esthland am wenigsten findet, woher man denn diesen Klimax Kur-, Liv- und Esthland für Vieles als geltend ansehen kann.

sogar etwas ehrenvoller als die nach der Familie, und eine Besitzerin eines Gutes, das Spirken hieße, würde sich immer lieber die Spirken'sche Frau als Frau v. S., wenn so ihr Familienname wäre, nennen hören.

Nicht nur nach den Ständen, sondern auch nach den Provinzen und Provinzialabtheilungen sind die Deutschen der Ostseeprovinzen wieder sehr verschieden. Sie haben freilich alle, die Esth-, Liv- und Kurländer, in Sitte, Sprache, Wesen und Denkungsweise etwas Gemeinsames, welches sie uns, wenn sie bei uns erscheinen, als Ostseeprovinzianer erkennen läßt, und es gehört schon ein geübtes Auge dazu, um sie in ihren provinziellen Eigenthümlichkeiten von einander zu trennen.

Im Lande selbst aber erscheinen die letzteren so groß, daß nicht nur sehr scharf hervortretende provinzielle Gegensätze, sondern auch sogar bedeutend starke gegenseitige Abneigung und sogar eine Art nationellen Hasses daraus entsteht. So zeigt sich der kurländische Deutsche grundverschieden in seiner ganzen Bildungsweise vom livländischen, und beide hassen und bespötteln sich gegenseitig wie der Sachse den Preußen, wie der Baier den Oesterreicher, ja wie fast jeder Stamm seinen verwandten Nachbarstamm. In eben solchen, wenn gleich nicht so scharfen Gegensatz tritt der Livländer zu dem Esthländer. Im Ganzen werden die Kurländer für die beßten Köpfe, die Livländer für die gebildetsten Leute und die Esthländer für die am meisten militärischen Männer gehalten. Werden aber jene provinziellen Antipathieen aufgeregt, so hört man bald, wie

der Kurländer dem Livländer Unzuverlässigkeit, dieser jenem Raschheit und Ungestüm und beide dem ehrlichen Esthländer Beschränktheit vorwerfen. Wie in ihrem Charakter und ihrer Dienstweise, so sind auch in ihrer Sprache alle drei von einander gesondert, und es wäre leicht, die drei verschiedenen Dialekte des Deutschen nach den drei Provinzen zu charakterisiren.

Ja innerhalb jeder der drei Provinzen setzt sich diese Theilung der Sympathieen, der Charaktere und Dialekte noch weiter fort. So erkennt man sowohl in Kur- als in Livland leicht eine Spaltung in zwei Hauptverschiedenheiten.

In Kurland wird dieselbe durch das Zerfallen des Landes in das eigentliche westliche Kurland und in das östliche Semgallen oder sogenannte Oberland hervorgebracht. Die oberländischen, rund umher von Polen und Russen umgebenen Deutschen werden von den in der mehr vom Meere umgebenen kurischen Halbinsel wohnenden strenge geschieden. Die Oberländer werden für weniger gebildet gehalten. Auf den Landtagen stehen häufig die Stimmen des oberländischen und des eigentlich kurländischen Adels einander negirend gegenüber. Und selbst diese kleinen Abtheilungen zerfallen wieder in mehre kleinere Spaltungen und Kreise, und ein feines Ohr und Auge hört und sieht leicht heraus, ob ein kurländischer Deutscher aus der Libauischen oder aus der Goldingen'schen oder aus der Mitauischen Gegend sei.

In Livland wird die Hauptspaltung unter den Deutschen dadurch hervorgebracht, daß die Grundbevölkerung

des einen Theiles des Landes aus Esthen, die des anderen aus Letten besteht. Die Deutschen aus „Lettland" sympathisiren immer in vielfacher Hinsicht unter einander und antipathisiren gegen die Deutschen aus dem esthnischen Theile. Denn viele Eigenthümlichkeiten in Sprache, Sitte und Wesen sind von den Letten und Esthen auf die Deutschen übergegangen, und selbst ein Anflug der gegenseitigen Abneigung dieser Nationen hat sich übertragen.

Ja sogar die Dialekt- und Stammuntetschiede dieser Nationen sind nicht ohne Einwirkung auf die Deutschen geblieben. So sympathisirt in vielen Stücken der Dorpater Deutsche mit dem Dorpater Esthen und macht mit ihm Partei und Gegensatz gegen den Rewal'schen Esthen.

In Esthland giebt es eben so viele kleine manchfaltig nuancirte Unterschiede zwischen den Deutschen aus den Ländern Harjen, Allentaken, Wirland, Jerwen und der Wyk (uralten Landesabtheilungen der Provinz). Doch würde es für unsere deutschen Leser ein nur geringes Interesse haben, diese Unterschiede anzugeben und darzustellen, selbst wenn dieß in unserer Macht läge. Eine so kurze Skizzirung der Hauptverschiedenheiten unserer baltischen Deutschen, wie wir sie gaben, glaubten wir ihnen indeß vorlegen zu müssen.

Auf diese Weise also verhält es sich mit der Abstammung der deutschen Bevölkerung und ihrer Vertheilung und Stellung in dem socialen Gebäude des Ganzen. Alle anderen Bevölkerungselemente, die Schweden, Polen, Juden, Zigeuner und Russen, sind in Vergleich zu

jenen unbedeutend, doch sind entschieden die Russen die wichtigsten und beachtenswerthesten von allen.

Mit Schweden sind nur einige kleine esthnische Inseln, Wrangelsholm, Nargen, Worms, Runoe u. s. w. bevölkert, wo sie einen privilegirten und mit alten Freibriefen versehenen Bauernstand bilden, der hier seit uralten normannischen Zeiten hausen mag.

Die schwedischen Edelleute, welche in den einheimischen Adel während der schwedischen Occupation übergingen, verdeutschten sich völlig. Uebrigens führt auch noch jetzt die Nachbarschaft des Landes natürlich beständig viele Schweden besonders nach Esthland hinüber, die sich hier mit der deutschen Bevölkerung vermischen.

Heimathlose Zigeuner durchziehen von Alters her alle drei Landschaften und kehren hier, wie auch in anderen Landen, die obere Staatsgewalt mag auch die strengsten Gesetze dagegen geben, immer wieder zu ihrer alten nomadischen Lebensweise zurück. In Kurland sind sie häufiger als in Livland. Sie zeigen sich hier, wie wohl überall, als Viehhändler, Pferdediebe u. s. w.; sie haben noch ihre eigene Sprache, im Umgange mit den anderen Einwohnern des Landes aber nicht wie die Juden die Sprache der Deutschen, sondern die der esthnischen und lettischen Bauern angenommen. Sie stehen auch noch zuweilen unter ihren eigenen Häuptlingen oder Zigeunerkönigen, welche man ihnen deßwegen läßt, weil sie ein größeres Ansehen bei ihnen haben als die anderen Behörden, und weil man daher nur diesen Häuptlingen imponiren darf, um durch sie auf deren Untergebene Einfluß zu üben. So macht man die

Häuptlinge für die Diebereien ihrer Leute verantwortlich und kann dann sicher sein, daß die Verbrecher bald entdeckt werden.

Der Polen giebt es nur wenige in den Städten zerstreute, und sie verlieren sich unter der deutschen Bevölkerung.

Die Juden wurden hier weder in der Ordensritterzeit, noch unter schwedischer und russischer Regierung geduldet, und nur die polnische Regierung beschcerte Kurland damit, wo sie sich nun fast eben so eingenistet haben wie in dem alten Polen. Sie gehen nur so weit, als Kurland geht, und nur noch ein klein wenig weiter, bis an die Düna und die Vorstädte von Riga. In der Stadt selbst dürfen sie nicht wohnen, eben so wenig wie im ganzen übrigen Liv- und Esthland, wo es ihnen sogar verboten ist, sich in den Mauern einer Stadt länger als 24 Stunden aufzuhalten.

In Kurland aber leben sie überall in allen Städten, Marktflecken und auf den Edelhöfen, wo sie sich außer dem Ackerbau, den schweren Handwerken, Schmiede-, Zimmermannsarbeiten u. s. w., und außer den ehrenvollen, bürgerlichen Gewerben, den Wissenschaften und feinen Künsten mit Allem beschäftigen, womit sich ein Mensch beschäftigen kann. Sie treiben allerlei Handwerke, sind Schneider, Klempner, Glaser, Schuster, Krämer und Factoren wie in Polen. Vorzugsweise aber sind sie die Miethkutscher in den Städten und fast ausschließend die Branntweinbrenner und Schenkwirthe auf dem Lande, sowie endlich auch einzig und allein ohne Concurrenten

die kleinen Hausirer, die schachernd und bettelnd von Hof zu Hof sich herumtreiben.

Im Verhandeln des Branntweins an die Bauern haben die Juden die höchste Gewandtheit und Schlauheit, indem sie die Bauern durch Einschwatzen, durch Creditgebung oder durch Uebernahme von allerlei Sachen an Zahlungs-Statt zu vielem Trinken zu verleiten wissen. Ein Christ kann es ihnen hierin nie gleich thun, weßhalb denn auch ein Jude immer einen doppelt höheren Pacht an den Herrn des Kruges zahlen kann als ein Christ. Doch sind natürlich die jüdischen Schänkwirthe der Ruin des Bauern, und man hat daher Verbote gegen die Betreibung von Schänkwirthschaft durch Juden erlassen. Nichtsdestoweniger aber behaupten sie sich doch häufig, weil sie aus den beregten Ursachen als Pächter des Branntweinsbrandes und Branntweinschanks den Christen vorgezogen werden.

Das Elend, das die Juden in Kurland als Bettler zur Schau tragen, gränzt an's Unglaubliche und findet nur in Polen seines Gleichen. Ueber ein Drittel der Bettler und Armen des Landes besteht aus Juden, obgleich sie doch höchstens ein Fünfzigstel der Bevölkerung ausmachen. Gegen den russischen Finanzminister stehen die kurischen Juden und ihre Brüder, die Lithauischen, in einer allgemeinen Verschwörung zur Betreibung des Schmuggelhandels aus Preußen nach Rußland. Es ist bewundernswürdig, mit welcher Gewandtheit sie diesen Verkehr betreiben. Trotz der außerordentlich strengen Bewachung der Gränze werden sie selten gefangen, und selbst

wenn einer in die Falle geräth, so wissen ihn doch seine Brüder, die alle Einer für Alle stehen, gewöhnlich von Peitsche und Sibirien durch Geld und Fürsprache zu befreien. Dieser Schmuggelhandel ist so sicher eingerichtet, daß in Memel, Tilsit oder sonst einem Orte der Gränze der Schmuggelprofit im Durchschnitt nur 10 Procent beträgt. Die zu schmuggelnde Waare giebt man dort an einen Juden ab, der den ganzen Werth derselben in baarem Gelde seinem Auftraggeber hinterlegt. Man bestimmt Zeitpunct und Ort der Ablieferung und kann ganz sicher sein, daß man sein Päckchen richtig erhält, wofür man dann erst den Preis nebst den bedungenen Schmuggelprocenten zurückzahlt.

Die Juden haben sich als Schmarozerpflanzen so tief in die Existenz dieses Ländchens eingefressen, daß bisher alle Versuche, dasselbe von ihnen zu befreien oder wenigstens den schrecklichen Zustand dieses Theiles der Bevölkerung einigermaßen zu verbessern, vollkommen gescheitert sind. Die alten Verordnungen der Herzoge über diesen Gegenstand sind wirklich nicht wenig komisch, da sie zeigen, wie sehr man die Schwierigkeiten, welche die Sache hatte, verkannte, und wie leicht man sich die Ausführung derselben vorstellte. Die Deutschen, die Obrigkeiten mehr als die Privaten, scheinen sich von Anfang herein mit Hand und Fuß gegen die von Polen hereinschleichende Plage gewehrt zu haben; denn die Verordnungen gegen die Juden sind schon sehr alt, und sie werden gewöhnlich so betitelt: „Verordnung, die gänzliche Abschaffung der Juden betreffend". Eine dieser Verordnungen vom Herzoge

Carl fängt so an: „Es ist unser ernstlicher Wille und Befehl, daß sich binnen sechs Wochen kein Jude mehr in unseren Herzogthümern betreten lassen soll.“ Wie wenig die Juden sich um diesen ernstlichen Willen kümmerten, zeigten sie, da sie nicht nur nach sechs Wochen, sondern auch noch nach 100 Jahren vollzählig vorhanden waren.

In einem anderen herzoglichen Edicte wird gesagt, „daß allen Juden, die man auf der Straße greifen könne, alles Ihrige, ihr Pferd und Wagen mit ihren Waaren genommen werden solle, daß sie selbst zur Staupe geschlagen und schimpflich zur Stadt hinaus verwiesen werden sollten.“ Auch Die sogar, welche Juden aufgenommen hätten, sollten noch „apart exemplarisch bestraft werden.“

Wie streng aber auch diese Verordnungen waren, wie grimmig und schreckhaft die Miene, mit der sie die Israeliten bedrohten, sich zeigte, sie haben vielleicht manchen Juden über die Gränze gebracht, die Judenschaft aber selbst war immer unermüdlich thätig, die Lücken wieder auszufüllen.

Auch die russische Regierung, die, wenn sie gleich wohl einsah, wie eine „völlige Abschaffung“ der Juden oder ihre „Transportirung binnen sechs Wochen“ nicht so leicht ausführbar sei, doch auch auf allerlei Weise gegen die Juden thätig gewesen ist, hat bisher alle Mühe vergebens aufgewandt. Weder die radicalen, noch die partiellen Verbannungen der Juden sind einigermaßen geglückt. Bald wollte man alle Juden mit Zwang oder durch Versprechung von Belohnungen zu Ackerbauern machen, bald sollten alle Armen, die kein Vermögen hätten, aufgepackt

und nach Sibirien transportirt werden, wo man ihnen Eigenthum geben wollte.

Man machte auch zuweilen einen Anfang, solche Dinge in's Werk zu setzen, allein die Juden schrieen, protestirten, entflohen, conspirirten, und es blieb bei'm Alten. Selbst solche einzelne Beschränkungen der Juden in ihren Gewerben, wie z. B. das Verbot des Branntweinbrands, wurden gewöhnlich nach einiger Zeit wieder aufgehoben, und so sind denn bis auf den heutigen Tag die Verhältnisse um nichts gebessert, und es bleibt noch immer die im Lande vielfach und täglich verhandelte Frage: was machen wir mit den Juden, diesem unheilbringenden Geschlechte?

Die neueste Epurification Kurlands von Juden hat im vorigen Jahre (1840) stattgefunden. Aus allen Städten des Landes hatte man die Brodlosen zusammengethan. Rathsherren von Libau, Windau u. s. w. geleiteten die Trupps der zur Auswanderung bestimmten Juden bis Mitau, wo sich alle Exilirenden versammelten und von wo aus sie dann, von den mitleidigen Bewohnern der Stadt reichlich beschenkt, ihren Marsch antraten, nachdem ihr Oberrabbiner den Uebersiedlern zuvor die Gnade des Monarchen auseinandergesetzt und ihnen gezeigt hatte, wie sehr der Ackerbau ihrem bisherigen Gewerbe vorzuziehen sei, da dieser Stand sich am meisten dazu eigne, den Menschen auf dem Pfade der Moral und Religion zu erhalten, — was wohl dem guten Manne etwas sehr schwer geworden sein mag. „Voll Dankgefühl gegen ihre Wohlthäter, die Mitauischen Bürger,

welche die Unglücklichen mit Thränen und Geschenken begleiteten, traten sie dann ihre Reise an." Der Rabbiner hätte sie gern glauben gemacht, daß es in's gelobte Land ginge. Es ist aber wohl gewiß, daß gar manche von ihnen noch oft Ursache finden werden, das Gouvernement Cherson, wohin man sie schickte, mit einem Namen zu benennen, der den geradezu umgekehrten Begriff von gelobt andeutet.

Die Auswanderung war nicht gering. Sie bestand aus 341 Familien, 1314 männlichen und 1216 weiblichen, im Ganzen 2530 Seelen. Blos aus dem Städtchen Hasenpoth zogen 600 Seelen fort. Sie sollten täglich 18 Werste zurücklegen und von dazu delegirten Beamten begleitet, sowie durch Gelder aus der Kronkasse (o weh!) unterhalten werden. In vier Monaten sollten sie ankommen. Für Quartier während der Nacht und während der Zeit ihrer Feiertage, sowie zu Fuhren für die Kinder, Kranken und Schwachen, war Sorge getragen. An Ort und Stelle erhalten sie 15 Dessiatinen (30 Morgen) Landes, Ackergeräth und Proviant bis zur nächsten Ernte. Es soll nächstens wieder eine eben so große Quantität abgefertigt werden.

Die baltischen Russen.

„Wir auch nicht auf der Straße gefunden sind."

Sehr merkwürdig und schon von Peter dem Großen und nach ihm von vielen anderen Kennern Rußlands bemerkt ist es, daß bei einer so außerordentlichen Verschie-

denheit des Grundcharakters und Wesens der Russen und Juden doch beide Nationen so ungemein viel Aehnliches in ihren Anlagen und mithin auch in der Anwendung derselben, in ihren Beschäftigungen und Gewerben, haben, weßhalb sie sich auch, wie alle gleichen Pole, gegenseitig abstoßen und im ganzen eigentlichen Rußland keine Juden zu finden sind. In den Ostseeprovinzen, wo die Deutschen theilweise wenigstens beide Nationalitäten zuließen, pfuschen sie sich daher vielfach gegenseitig in's Handwerk. Doch umfassen die Russen, deren Talente viel manchfaltiger sind, bei Weitem mehr Beschäftigungszweige als die Juden, die viel einseitigere Anlagen haben.

Es ist bekannt, daß die Russen schon seit uralten Zeiten mit den Völkern dieser Landschaften, mit den Letten und Esthen, verkehrten. Wenn wir keine Zeugnisse der Geschichte dafür hätten, so würden es die uralten russischen Namen für das Lettenland: „Litwa"; für die Esthen: „Tschudi" (Scythen) und die eben so alten Namen der Letten und Esthen für die Russen: „Krewohs", beweisen. Doch war dieser Verkehr von jeher in Bezug auf die Letten und Esthen ein passiver. Das heißt sie selbst, die früher freiwillig und aus Neigung und später durch Zwang an den bebauten Acker Gefesselten, wanderten nie aus ihrem Vaterlande aus, während die Russen, von einer höchst merkwürdigen Auswanderungslust getrieben, zu ihnen kamen und bald als Arbeiter und Knechte, bald als Herren und Tributeinsammler bei ihnen erschienen.

Die meisten von diesen „Krewohs" erschienen und verschwanden in diesem Lande nur als Zugvögel, viele aber

blieben natürlich, im Lande sich ansiedelnd, zurück, und so bildete sich denn seit alten Zeiten bei vielen Städten der Ostseeprovinzen ein ihnen anhängender Bevölkerungsstamm von Russen. Durch die russische Rückeroberung der Ostseeprovinzen erhielten diese Einwanderungen und diese im Lande siedelnden Colonieen der Russen einen neuen höchst wichtigen Zuwachs an Zahl und Kraft, und es ist jetzt das Aufstreben dieser Colonieen eins der beachtenswerthesten Verhältnisse des Landes.

Dem Obigen zufolge können wir die Russen der Ostseeprovinzen in solche theilen, die blos temporär im Lande wandern und weilen, und in solche, die sich hier jetzt völlig heimisch gemacht haben. Die russischen Bauern erhalten bekanntlich, gegen jährliche Erlegung einer gewissen Summe Geldes (Obrok) von ihrem Herrn leicht die Erlaubniß, in alle Welt zu gehen, um sich ihren Unterhalt auf irgend eine Weise zu verdienen. Sie, die zu Allem geschickt und aufgelegt sind, nichts aber vom Hause aus ausschließlich und gründlich verstehen, wandern nun in solche Provinzen ihres Reichs, die fleißiger, tüchtiger und entschlossener Arbeiter bedürfen, und so auch namentlich in die Ostseeprovinzen, die von trägen, minder energischen und minder talentvollen Völkerstämmen bewohnt sind. Es ist hier ausgemacht, daß ein Russe, lebhaft von Geist, rührig und kräftig von Gliedern, der einem schüchternen Letten gegenüber ein Hercules zu sein scheint, zwei- bis dreimal so viel Arbeit vor sich schafft als ein Lette oder Esthe.

Ueberall daher, wo etwas rasch in's Werk gesetzt werden soll, und bei allen Arbeiten, die nicht gerade mit zum

Ackerbaue gehören, bei Anlage von Gärten, bei außerordentlichen Häuserbauten u. s. w., nehmen die deutschen Grundherren des Landes am liebsten russische Arbeiter in Sold, die namentlich im Zimmermannshandwerke ungemein brauchbar und geschickt sind und so mit ihrem Holzbeil im Gürtel von Gut zu Gut wandern, sich bald hier, bald da nützlich machen und ein Stückchen Geld verdienen. Gewöhnlich haben sie sich zu großen Compagnieschaften vergesellschaftet, die ihren Profit unter einander theilen, und es ist leicht, solche ganze Gesellschaften in Sold zu bekommen. Die meisten dieser Arbeiter stammen aus dem Pleskauischen, doch findet man ihrer auch aus anderen Gouvernements. Sehr viele kommen auf den Flößen der Düna herunter, weßhalb man auch die ganze Klasse wohl „Plotniks" (Flößer) nennt. Weil sie gewöhnlich ein rauhes Wesen und besonders eine rauhe Stimme haben, und daher die schüchternen Letten immer voll Furcht vor einem Krewohs sind, so ist das Wort „Plotnik" in den Ostseeprovinzen ein Scheltwort geworden, das überhaupt einen groben Kerl bedeutet.

Der Russen Liebe und Genie zum Klein- und Kramhandel ist noch größer als ihre Lust zur Handwerkerei. Sie durchziehen daher das Land noch häufiger als wandernde Kaufleute und Hausirer, sogenannte Rasnoschtschiks, denn als Handwerker. Russische Bücher, Moskauische Bilder, russische Galanteriesachen sind ihre gewöhnlichsten Waaren, die sie auf kleinen einspännigen Wagen verfahren. Auch der Handel mit Bauerntabak aus Südrußland bringt Viele hierher, die dann auch schöne ukrainische Pferde

zum Verkäufe mit sich führen. Auf den Märkten von Dorpat, Reval, Narwa u. s. w. erscheint eine Menge russischer Kaufleute mit schlechten, aber sehr billigen Manufactur-, Tuch-, Porzellan-Waaren und anderen Producten der neu errichteten russischen Fabriken.

Indeß bleibt der Russe bei Handel und Handwerk nicht stehen; er ist zu Speculationen und Unternehmungen aller Arten aufgelegt. Etwas Gewöhnliches ist es, daß sie den Herren des Landes die in ihren Gärten im Herbste zu hoffenden Obsternten im Voraus abmiethen, indem sie nachher den Ertrag nach Petersburg zum Verkaufe schaffen. Eben so oft thun sie sich zu Gesellschaften zusammen und unternehmen gegen eine Abschlagssumme in Bausch und Bogen den Bau von Brücken, Gebäuden u. s. w. Wiederum pachten sie in der Nähe von Städten ganze Länderstrecken, auf denen sie Gemüse für den Bedarf der Bürger bauen. Heute gehen sie in Dienst bei einem Rigaischen Kaufmanne, um bei'm Hanfverpacken oder sonst im Hafen verwendet zu werden, morgen treten sie als Kutscher bei einem Edelmanne ein, der gern mit einem schönen russischen Barte auf seinem Kutschenbocke Figur machen möchte, und übermorgen, wenn sie als Kutscher den Abschied bekommen, kehren sie mit ihrem Ersparten in ihr Vaterland zurück.

Die in den deutschen Provinzen ansässigen Russen kann man in solche theilen, welche als Bürger in den Vorstädten der Städte wohnen, und in solche, welche als Bauern in Dörfern leben. Theils haben nämlich einige national-russische Gutsbesitzer, die in den Ostseeprovinzen

Güter acquirirten, den schwachen und trägen Stamm der Letten von denselben vertrieben und ihre Besitzung mit ihren Landsleuten bevölkert, theils aber haben sich auch russische Bauern aus eigenem Antriebe an den Seeen des Landes in Dörfern niedergelassen.

Die Russen sind die ersten und geschicktesten Flußfischer der Welt, und wo sie ihr Netz in einen Teich oder Fluß einwerfen, da bleibt außer Infusionsthierchen gewiß nichts Lebendiges darin zurück. Man pflegt daher in Esth- und Livland bei Pachtcontracten für den Pachter gewöhnlich die Bedingung einzuschieben, daß er die Teiche und Flüsse nicht von Russen ausfischen lasse. Sie haben hunderterlei Weisen, dem Leben der Fische beizukommen. Im Sommer fischen sie bei Tage mit Angeln und allerlei Netzen, bei Nacht stechen sie sie mit Haken und Harpunen. Im Herbste wagen sie sich mit Knüppeln und Haken auf das noch junge Eis hinaus, erschlagen die Fische, die unter der dünnen Eiskruste liegen, indem sie sie geschickt durch das Eis hindurch mit einem betäubenden Schlage auf den Kopf zu treffen wissen. Im Winter hauen sie in gewissen Entfernungen Löcher in das Eis. In das eine Loch wird das Netz geworfen, das sie von der zweiten Oeffnung aus mit langen Haken zu erreichen wissen und unter der Decke wegziehen. Die Seeen und Flüsse des Landes sind daher gewöhnlich von fischenden Russen umgeben. Der Peipussee ist sowohl auf seiner ingermannländischen als auf der livländischen Seite mit einer ganzen Reihe von russischen Fischercolonieen umkränzt, und diese in der Regel nett und ordentlich aus Holz ge-

bauten Dörfer stellen mitten im Lande des elenden Tschudenvolks dem Reisenden ein heiteres Bild russischen Volkslebens dar.

Die wichtigste und einflußreichste Klasse der baltischen Russen sind aber entschieden die, welche sich als bleibende Bewohner den Städten des Landes angeschlossen haben. In Liv- und Esthland, die schon länger russisch sind, findet man deren mehr als in Kurland, in den größeren Städten mehr als in den kleinen, in denen oft die russische Nationalität gar nicht repräsentirt ist. In Riga siedelt aber entschieden die gewichtigste, reichste und für deutsches Leben gefährlichste russische Gemeinde.

Zunächst, um auch hier von dem Unbedeutenderen zu dem Größeren aufzusteigen, sind in allen Städten des Landes die Kohl- und Gemüsegärtner ausschließlich Russen. Man nennt sie hier darnach auch gewöhnlich „Grünkerle". Sie verbreiten sich mit ihren Kohl-, Zwiebel- und Spargelgärten rund um die Stadt herum. Keiner weiß es ihnen in frühzeitiger Erzielung frischer Gemüse gleich zu thun; denn sie sind Tag und Nacht unermüdlich, jeden warmen Sonnenstrahl für ihre Pflanzen zu benutzen und jede schädliche Kälte fern zu halten. Da sie dabei sparsam leben und sich mit einem kleinen Gewinne begnügen, so geben sie ihre Waare billiger, als irgend ein Deutscher, Lette und Esthe dieß vermag. Als Zimmerleute, Maurer und Stubenmaler sind sie hier eben so willkommen, und da Viele sich von ihren Leibherren loszumachen gewußt haben, so haben sie sich als freie Bürger hier völlig niedergelassen. Manche, die sich auf ihren hausirenden Wander-

schaften ein kleines Capital erworben, haben dann ebenfalls in diesen Städten einen stehenden kleinen Kaufladen etablirt. Obgleich die Oberherren im Lande, so haben sie doch in diesen Provinzen, die vermöge einer die alten Privilegien wahrenden Capitulation an Rußland übergingen, nicht das Recht, das Innere der deutschen Städte selbst zu bewohnen, die immer strebten, sich von der Einmischung russischer Elemente rein zu erhalten. Sie leben daher in den weitläufigen Vorstädten oder Sloboden und umgeben die inneren deutschen Stadtkerne mit einer immer mehr sich entwickelnden und drohend anwachsenden russischen Hülle.

Die Russen, welche in den baltischen Städten wohnen, sind fast alle ohne Ausnahme von niedriger Herkunft; denn Vornehme, die sich in den deutschen Kreisen nicht heimisch fühlen und auch überhaupt keine Veranlassung haben, sich hier niederzulassen, finden sich fast gar nicht. Von jenen Geringen haben sich aber viele durch Industrie und Glück zu bedeutenden Reichthümern und Stellungen emporgeschwungen, und zwar insbesondere diejenigen, welche in Riga, Revval, Narwa, Dorpat, Pernau u. s. w. es unternahmen, diese Handelsplätze mit dem Inneren von Rußland in Verbindung zu setzen. Es sind dieß die großen Binnenhändler, welche durch ihre Connexionen im Heimathlande am vortheilhaftesten die Waaren der großen inneren Provinzen, Holz, Flachs, Hanf, Talg u. s. w., die von den deutschen Seehändlern ausgeführt werden, herbeizuschaffen wissen. Sie stehen jetzt ungeduldig vor den Thoren der alten deutschen Städte, Einlaß in die Stadt-

communen und Gleichstellung ihrer Rechte mit denen der alten hanseatischen Bürger begehrend.

Wie außerordentlich diese Bevölkerungsklasse im Anwachsen ist, mögen die wenigen Facta beweisen, daß die Stadt Mitau zum Beispiel vor fünfzig Jahren nur wenige kaum bemerkte Russen zählte, während man jetzt ihrer 1500 rechnet, daß es in Riga Straßen gab, auf denen sonst kein Russe wohnte, wo aber jetzt sich eine russische Bude an die andere reiht, daß die russischen Vorstädte Rigas 1812 mit allen ihren Hütten niederbrannten und jetzt schon wieder mit langen Reihen von Palästen prangen, die blos von reichen Russen bewohnt sind, und daß Narwa jetzt vollkommen zur Hälfte russisch und zur Hälfte deutsch ist. Die Anstelligkeit und allgemeine Brauchbarkeit der Russen macht sie überall so willkommen und unentbehrlich, daß man sie trotz der Furcht, die man vor ihrem Anwuchse hegt, doch befördert und weiter schafft.

Unter den Zweigen der Beamten giebt es nur einen, in welchem die Russen prädominiren, das ist das Corps der Zollbeamten und Gränzwächter, sowie denn natürlich unter der Masse der im Lande cantonnirenden Truppen mehr Russen als Deutsche sind. Sonst sind alle Gerichts- wie Administrativbehörden, sogar die obersten der Gouverneure und General-Gouverneure, die städtischen Magistrate, die Landes-Hauptleute u. s. w. durchweg mit Deutschen besetzt, eben so natürlich die Lehrerstellen an den Schulen. Erst in neuesten Zeiten hat man verordnet, daß an jeder Schule auch ein russischer Lehrer für die russische Sprache eingesetzt werden solle.

Ueberblicken wir nun das ganze Bild der Bevölkerungsweise der Ostseeprovinzen und fassen wir die Hauptresultate in übersichtlicher Kürze zusammen, so stellt sich Folgendes heraus:

Die ackerbauenden Urbewohner des Landes sind Esthen und Letten, von denen nur ein kleiner verdeutschter Theil zu anderen Beschäftigungen überging.

Die angesehenste Klasse bilden die Deutschen, die theils als güterbesitzender Adel im Lande herrschen, theils als Literaten, seehandelnde Kaufleute und Handwerker die Städte bewohnen.

Die am meisten aufstrebende Klasse bilden die Russen, die, auf vielfache Weise speculirend, das Land besuchen und in den Vorstädten siedeln, bis jetzt aber freilich noch zu keinem bedeutenden geselligen Ansehen gelangt sind.

Als Krämer, Wirthsleute und kleine Handwerker haben die Juden ganz Kurland durchrankt, und in geringer Anzahl durchziehen die Zigeuner als Pferdehändler und Diebe alle drei Provinzen.

Als völlig unbedeutende Anwüchse erscheinen auf kleinen Inseln siedelnde Schweden und hier und da an einigen Gränzzipfeln angehängte Lithauer.

Die Zahlenverhältnisse der verschiedenen Nationalitäten und Stände lassen sich bei den unzureichenden Nachrichten nicht mit einiger Genauigkeit ausmitteln. Doch kann man die ganze Einwohnerschaft aller drei Provinzen auf ungefähr 1½ Millionen Menschen annehmen, die so auf

der Oberfläche des Landes vertheilt sind, daß in Kurland die größte Bevölkerung auf eine Quadratmeile kommt, ungefähr 1000 Seelen, und nach Norden hin die Dichtigkeit abnimmt. In Livland kommen 800, in Esthland 700 Menschen auf die Quadratmeile.

Von 1000 Einwohnern mögen ungefähr 900 Esthen und Letten, 50 Deutsche, 30 Russen, 15 Schweden (in Esthland), 15 Juden (in Kurland), 10 Adelige, 80 Bürgerliche und 10 verdeutschte Nationalen sein.

Aus den meisten statistischen Nachrichten, die in dem Dorpatischen Journale: „das Inland", mitgetheilt sind, geht hervor, daß die Bevölkerung auch in den Ostseeprovinzen wie in ganz Rußland in außerordentlicher Zunahme begriffen ist. Namentlich hat sich die Bevölkerung Esthlands von 1816 bis 1834, d. i. binnen 18 Jahren, um 40 Procent vermehrt. Im Jahre 1836 konnte die Bevölkerung dieses Landes zu 300,000 Menschen angenommen werden (und jetzt beträgt sie wahrscheinlich 320,000 Seelen). Darunter waren ungefähr 5000 Schweden.

Kurland hatte im Jahre 1839 507,265 Einwohner. Darunter waren steuer- und recrutenpflichtige, d. h. tausenderlei Lasten unterworfene, 498,800, und eximirte, d. h. aller Lasten enthobene, freie, privilegirte, herrschende und gebietende Leute, 8460. Unter diesen 8460 befanden sich 3105 Ausländer und 5358 Einheimische. Von den Letzteren lebten 3072 auf dem Lande, meistens Erbadel, und nur 2286 in den Städten, meistens Beamte und persönlicher Adel.

Vertraute glaubt, in dem Gesichte des Litthauers die Verschmitztheit, den Sclavensinn und die finstere Abergläubigkeit dieser unglücklichen Nation deutlich zu lesen. Wir bitten nur den Beschauer, auch Kleinigkeiten in diesem hübschen Bilde nicht zu übersehen, wie z. B. bei dem Weißrussen die von der Linken zur Rechten schief gehenden Barthaare der Oberlippe. Ohne Zweifel haben sie diese Richtung angenommen, weil das Individuum, dem sie angehören, häufig nach dem Genusse seiner Kohlsuppe sich mit dem ganzen Aermel des rechten Armes in der angedeuteten Richtung darüber hinwischte. Wir bedauern nur, daß wir keines guten Portraits eines Esthen habhaft werden konnten.

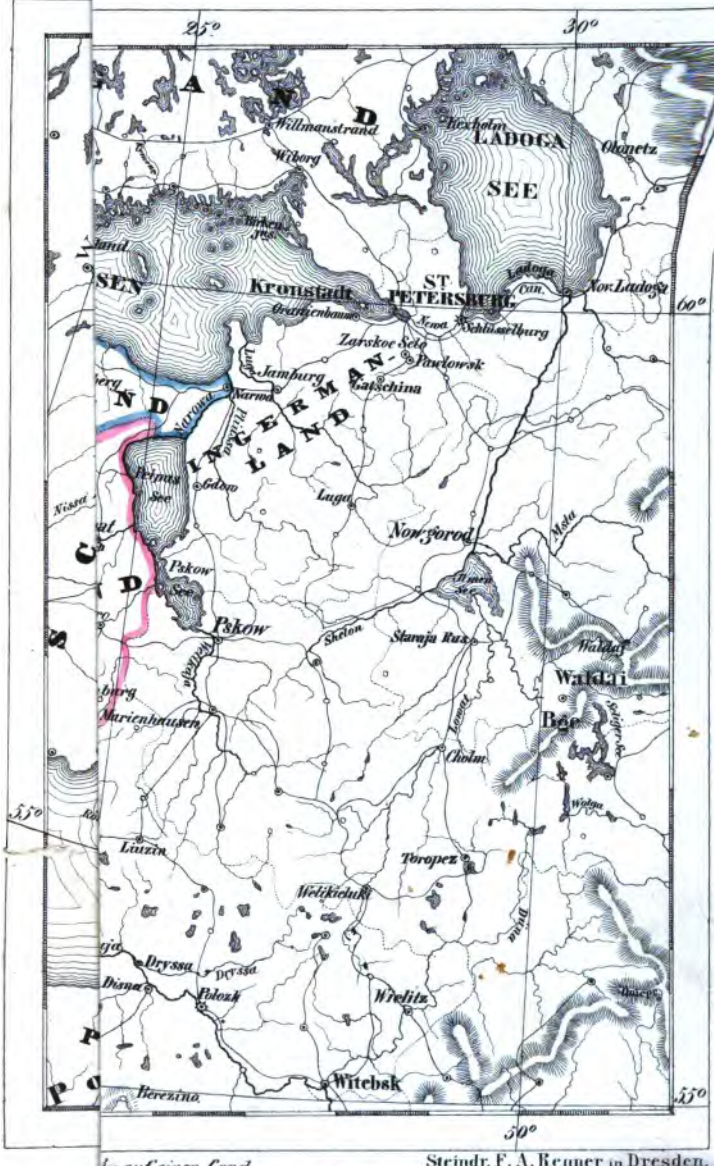
4) Auf dem Blatte, welches einen Begriff von dem in unseren Provinzen einheimischen Nationalcostüme geben soll, sind meistens Letten dargestellt, die an Ort und Stelle gezeichnet wurden. Die Esthin und Ingermanländerin haben wir anderen Kupferwerken entnommen.

5) Auf der Karte der drei Provinzen sind einige Fehler zu verbessern; wir erlauben uns, sie hier aufzuführen. Es muß heißen: „Rujen" statt „Ruen", „Salis" statt „Satis", „Runoe" statt „Runde", „Wirzjerw" statt „Wirzjerw-See" und „Dagoe" statt „Dago".

LATVIJAS VALSTS BIBLIOTEKA

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

PSEL-PROVINZEN.



Vertraute glaubt, in dem Gesichte des Litthauers die Verschmitztheit, den Sclavensinn und die finstere Abergläubigkeit dieser unglücklichen Nation deutlich zu lesen. Wir bitten nur den Beschauer, auch Kleinigkeiten in diesem hübschen Bilde nicht zu übersehen, wie z. B. bei dem Weißrussen die von der Linken zur Rechten schief gehenden Barthaare der Oberlippe. Ohne Zweifel haben sie diese Richtung angenommen, weil das Individuum, dem sie angehören, häufig nach dem Genusse seiner Kohlsuppe sich mit dem ganzen Aermel des rechten Armes in der angedeuteten Richtung darüber hinwischte. Wir bedauern nur, daß wir keines guten Portraits eines Esthen habhaft werden konnten.

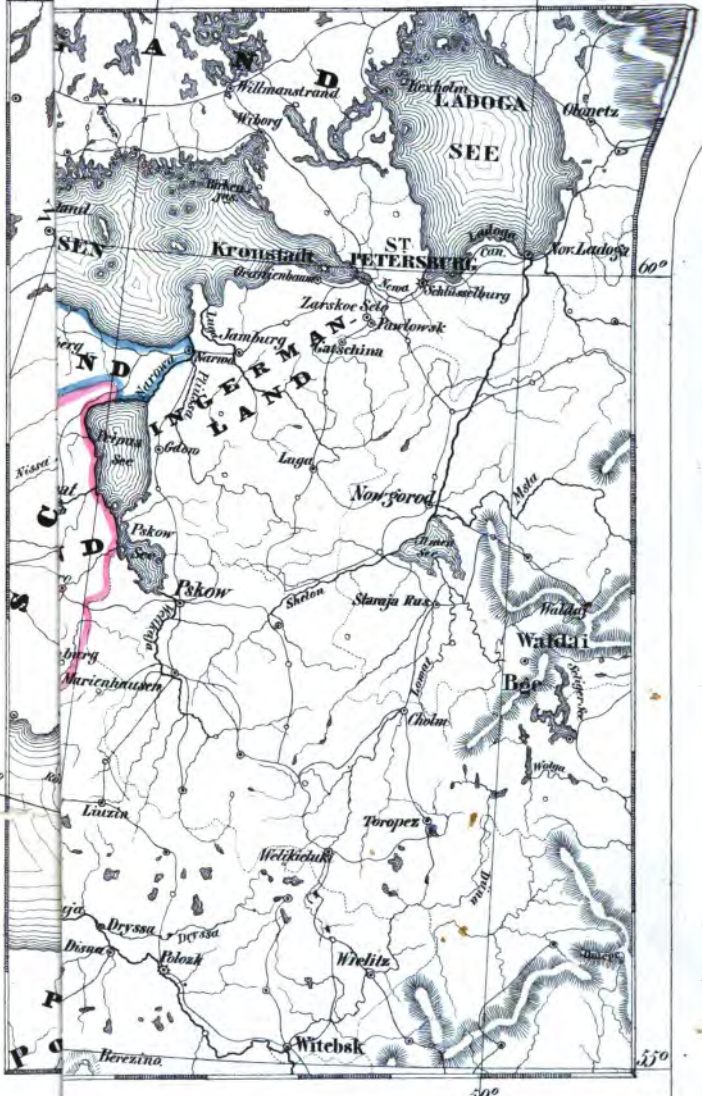
4) Auf dem Blatte, welches einen Begriff von dem in unseren Provinzen einheimischen Nationalcostüme geben soll, sind meistens Letten dargestellt, die an Ort und Stelle gezeichnet wurden. Die Esthin und Ingermanländerin haben wir anderen Kupferwerken entnommen.

5) Auf der Karte der drei Provinzen sind einige Fehler zu verbessern; wir erlauben uns, sie hier aufzuführen. Es muß heißen: „Rujen" statt „Ruen", „Salis" statt „Satis", „Runoe" statt „Runde", „Wirzjerw" statt „Wirzjerw-See" und „Dagoe" statt „Dago".

LATVIJAS VALSTS BIBLIOTEKA

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

PSEL-PROVINZEN.



40 auf einen Grad.

200 300

Steindr. F. A. Renner in Dresden.